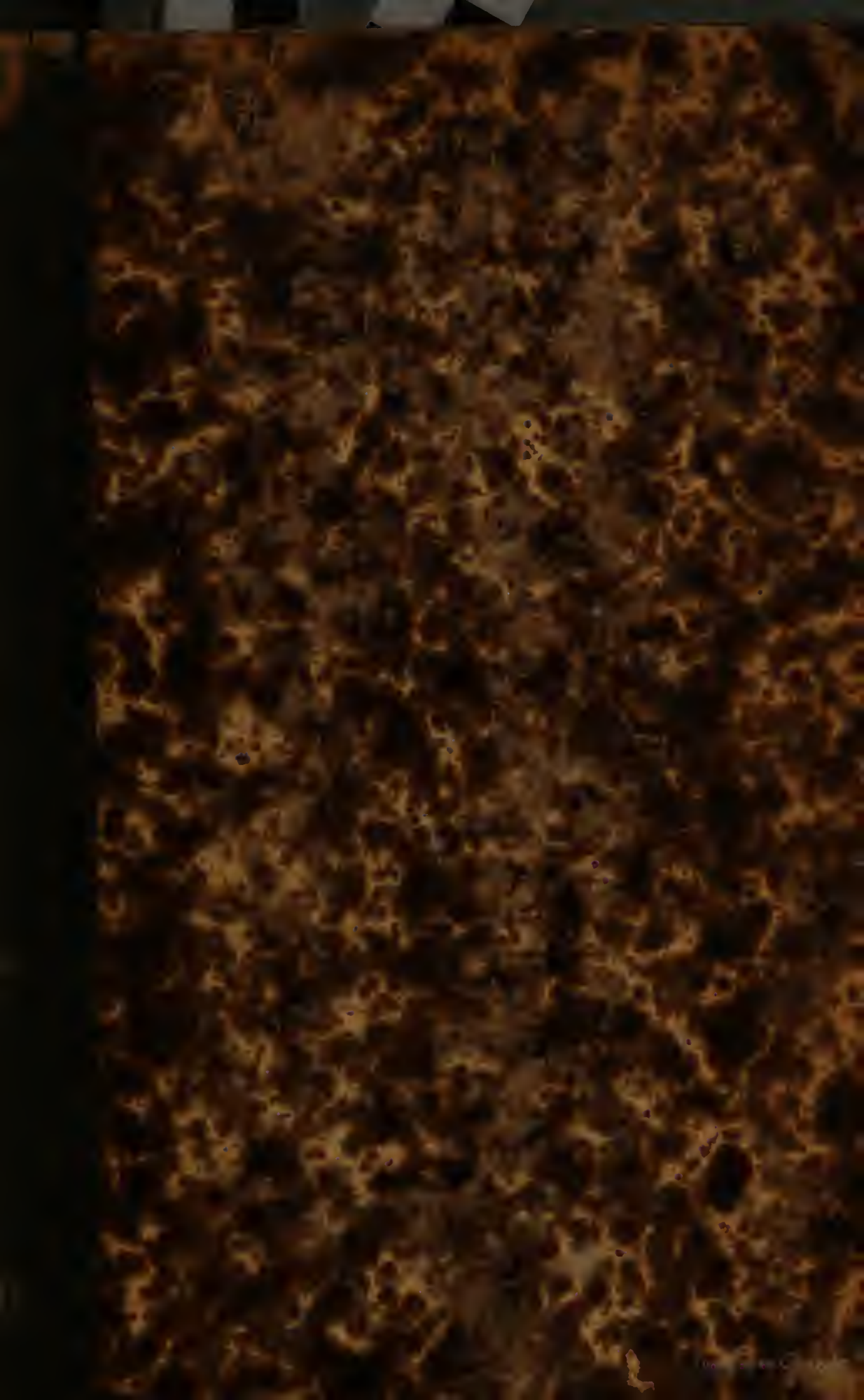


T. Publ. E.
67 K

Brunier

S.2.9

Deutſchland und Frankreich

von

Ludwig Brunier.

Daß das edle, ruhige, gründliche Deutſchland ſich endlich zu einer Nation verſchmelze und zur Königin des Continents werde, anſtatt des dunſtigen, ehrſüchtigen, geſticulirenden, zankſüchtigen, raſtloſen und überempfindſamen Frankreichs — das ſcheint mir das hoffnungsvollſte Ereigniß meiner Zeit zu ſein.

Carlyle.

Bremen, 1873.

Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.

U. L. Fr. Kirchhof Nr. 4.

221 F

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

I. Deutſchland.

Ich halte die Deutſchen für das tiefſte und bedeutendſte Volk der Erde.

Emerſon.

linderblatte bald in seiner, bald in großer Aufregung vorlegt. Da der Leser ihnen auf die Finanzen, die man ihnen in ihrem Geschäftsleben gibt, es noch immer sehr wenig, wie Schuldner diese Abwesen a Emma Clara manchmal denken wird. Er kennt sie, weil er noch oft auf Tarifkommen in dem Großhandlungen mit den Zeitungen und Zeitschriften zu thun hat, weil er in Zeitungen und Zeitschriften zu lesen pflegt. Jedoch nicht vollkommen. Etwa wie jener, der ein Schauspielerin in Verbindung bringt, weil sie stadtbekannt einen Liebhaber hat, der Schauspieler ist. Wenn jener Leser, der sie nicht kennt, sie sieht, so kann er sich ein Urteil darüber bilden, ob sie gut oder schlecht spielt, ob sie Talent hat oder nicht, ob sie Routine besitzt oder nicht, ob sie Erfahrung hat oder nicht, ob sie Geschmack hat oder nicht, ob sie Geschmack hat oder nicht, ob sie Geschmack

Die Aussprüche Carlyle's und Emerson's, dieser beiden hochbegabten, mit deutscher Geschichte und Literatur innig vertrauten Männer, haben in ihrem für unser Vaterland so schmeichelhaften Inhalte nichts Befremdendes. Denn ein Jeder, der mit philosophischem Weitblicke zu überschauen vermag, was die verschiedenen Völker im Laufe der Jahrhunderte für Bildung und echte Menschlichkeit geleistet, ein Jeder, der die Culturarbeit der europäischen Nationen mit einander zu vergleichen im Stande ist, muß die höchste Achtung für Deutschland fassen und, wo es Zeit und Umstände erheischen, seine Ueberzeugung zum Ausdruck bringen. Aehnlich anerkennenden Aeußerungen werden wir auch bei Franzosen, Italienern, Schweden, kurz, bei allen Völkern Europas begegnen, sobald die ein Urtheil abgebende Persönlichkeit auf höchster Stufe der Bildung steht. Aber Geister ersten Ranges, wie Carlyle, die Baronin von Staël-Holstein und Andere, sind Ausnahmen. Die schnell urtheilende, aber zum Urtheilen meist wenig oder gar nicht berufene große Menge entbehrt jeglichen Weitblicks und plappert das nach, was ihr in Zeitungen und Wochenblättern oft durch feine Dialektik, oft aber auch durch Darstellungen in dem Geschmacke eines Abraham a Santa Clara mundrecht gemacht wird. Der Selbstdenker giebt es noch immer sehr wenige, und die Mehrzahl der Leser schwört auf die Meinung, die man ihnen in ihrem Lieblingsblatte bald in feiner, bald in grober Darstellung vorträgt. Da

haben wir nun das Schauspiel, daß die europäische Presse in ihrer unbestrittenen Mehrheit bei dem ungerechtesten Kriege, der wohl je begonnen worden, auf Seiten des frevelhaften Angreifers stand, und daß die Deutschen, von denen man doch in vollster Wahrheit behaupten darf, sie hätten Niemandem das Wasser getrübt, daß die Deutschen als der grimme Wolf geschildert wurden, der das unschuldige französische Lamm mit Haut und Haaren zu verspeisen beabsichtige.

Es ist auf den ersten Blick nicht so leicht, für diese auffallende Wahrnehmung den Grund aufzufinden. Doch wird man klug thun, auf das deutsche Volk die Erfahrung anzuwenden, die man in Bezug auf einzelne Persönlichkeiten macht, nämlich daß, so oft fast Alle sich gegen Jemanden erklären, dieser, wenn auch nicht allein die Schuld, so doch einen großen Theil der Schuld trage. Dies trifft auch in Bezug auf das deutsche Volk zu. Nicht in dem letzten Kriege gegen Frankreich hatte es Unrecht, sondern in einer langen, beschämenden Vergangenheit. Dieses Unrecht hatte es nicht an Andern begangen, sondern an sich selber. Das deutsche Volk war, um es kurz zu sagen, der Prügeljunge der Nationen geworden, und nun, da der gutmüthige Michel sich einmal nicht Alles gefallen ließ, sondern den übermüthigen, zierlichen Franzosen um und um schwang, da schrieen die zuschauenden Völker über den Grobian und wären, hätten sie nicht deutsche Hiebe gefürchtet, dem unmanierlichen Riesen gern in die Arme gefallen.

Niemals ist wohl beschämender zu Tage getreten, was man einer Nation, die bis dahin von einer beispiellosen Geduld war, zu bieten wagte, als in dem Kampfe Deutschlands gegen Dänemark. Auch in diesem Streite standen die meisten Völker Europas auf Seiten Dänemarks und fanden es ganz natürlich, daß Deutschland zwei herrliche, von urdeutschen Stämmen bewohnte Provinzen dem kleinen Inselstaate abtrete, weil dieser sie brauchen konnte,

und der deutsche Reichskörper nur dazu geschaffen schien, damit Jeder sich daraus Riemen schneide. Und wirklich hatten die fremden Regierungen, die für das kleine, raschhandelnde Dänemark viel zärtlicher fühlten, als für das große, ungelenke, in sich zwiespältige Deutschland, wirklich hatten die fremden Regierungen jenes Londoner Protocoll zu Stande gebracht — einer der schimpflichsten Fußtritte, die je dem deutschen Volke versetzt worden. Doch, weil das deutsche Volk sich daheim Alles gefallen ließ und sich wieder unter den Frankfurter Bundestag, diese fluchwürdigste aller höheren Polizei-Anstalten, gebeugt hatte, so achtete man auswärts noch viel weniger seine Gefühle. Duldete es doch, daß, wie der Habsburgische Kaiser im siebenzehnten Jahrhunderte seine Croaten und Panduren über Deutschland losgelassen hatte, um die das Gewissen rettende und die Volksfreiheit anbahnende Reformation mit Stumpf und Stiel auszutilgen, so im neunzehnten Jahrhunderte ein anderer Herrscher aus diesem für Recht und Freiheit so verhängnißvollen Hause seine Schaaren entsandte, um einen despotischen Vierfürsten, wie Dietrich von Hessen-Cassel, auf den lange verwirkten Thron zurückzuführen! Duldete es doch, daß die fröhlichen Anfänge einer deutschen Flotte öffentlich versteigert, daß beschworene Verfassungen gebrochen, makellose Volksmänner mit Processen, zu denen die Lüge das Anklageobject geliefert, heimgesucht und in schmählicher Haft gehalten wurden, daß mit einem Worte Camarilla, Clerus und Büreaukratie sich aufs Engste verbündeten, um Deutschland auf's Neue zur Unmündigkeit zu verdammen und es so unter alle freieren Nationen tief herabzudrücken!

Wenn die Engländer im Jahre 1864 auf fast leidenschaftliche Weise sich für Dänemark erklärten, während das Recht sonnenklar auf Seiten Deutschlands stand, so war es Geringschätzung gegen den allzu geduldigen deutschen Michel, was sie zu der frechen Forderung verführte, es sollten, obgleich mit dem Tode Frederik's VII.

das Band zwiſchen Schleswig-Holſtein und Dänemark glücklich gelöſt war, für den neugewählten König des kleinen Inſelreiches zwei herrliche deutſche Provinzen zum Pathengeſchenke dargebracht und zwei Glieder eines Rieſenleibes auf's Neue von dem Geſammtkörper abgetrennt und zu einem unnatürlichen Bunde mit einem Dutzmillionſtaate gezwungen werden. Daß ſich im deutſchen Volke Selbſtgefühl regen könne, ſchien den Engländern ganz undenkbar. Und leider hatten ſie, mehr als alle übrigen Nationen Europas, den vollgültigſten Grund, an dem Mannesſtolze Deutſchlands zu zweifeln. Als die Verbindung Englands mit Hannover im Jahre 1837 erloſch, ließ der Herzog von Cumberland — ein in Großbritannien und Irland ſehr wenig geachteter Prinz, weshalb er ſich auch vorzugsweiſe auf dem europäiſchen Feſtlande aufhielt — der doch Gelegenheit gehabt hatte, den Segen einer freien Verfaſſung in ſeiner Heimath kennen zu lernen, nachdem er kaum den Boden ſeines ihm vertrauensvoll entgegenkommenden Königreiches betreten hatte, ſeine erſte That, während ſonſt neue Herrſcher von freundlichen und gnädigen Verſicherungen überſtrömen, die ſein, das hannoverſche Grundgeſetz aufzuheben, das gegenüber der britiſchen Conſtitution dem Volke nur beſcheidene Freiheiten verbürgte. Wahrlich, durften da die Engländer mit Recht erſtaunt ſein, ja, dies Erſtaunen mit verächtlichem Achſelzucken begleiten, daß man noch im neunzehnten Jahrhunderte dergleichen ruhig einſteckte. Denn wie benahm ſich Deutſchland und das hannoverſche Volk gegenüber dieſem Rechtsbruche? Es duckte ſich. Der Bundestag war, wie gewöhnlich, incompetent, wo es ſich um Rechte des Volkes gegenüber den Fürſten handelte; die geknebelte Preſſe mußte es beim Murren bewenden laſſen — hätte ſie zu brummen gewagt, würde man den Maulkorb noch feſter angezogen haben — und nur wenige edle Männer von hohem wiſſenſchaftlichen Werthe, denen ihr Gewiſſen theurer war, als ihr Amt,

zeugten im Angesichte Deutschlands und Europas für Wahrheit, Recht und Staatsbürgerthum. Wenn nun die Hannoveraner ihren König, der bei den englischen Volksclassen, mit Ausnahme der Tories, durch seinen Rechtsbruch so verhaßt geworden war, daß sie ihn bei einem etwaigen Besuche mit faulen Eiern und sonstigen unschmackhaften Gegenständen zu empfangen gedachten, wenn nun die Hannoveraner mit der nicht zu zerstörenden deutschen Unterthanenanhänglichkeit ihren König allmälig liebgewannen und sich seinen blinden Sohn gegen alle sonst geltenden Regeln des Staatsrechts zum Nachfolger gefallen ließen, so war den Engländern diese Unterwürfigkeit aus gutem Grunde unbegreiflich und sie hielten sich in ihrer gesicherten Freiheit für Spartaner, die Deutschen aber für Heloten. Erschien ihnen durch die neuesten hannoverschen Verhältnisse das deutsche Volk als ein solches, mit dem seine Regenten anfangen konnten, was ihnen beliebte, so rief ihnen das an Hannover angrenzende Hessen-Cassel, wo der Kurfürst seinen Unterthanen auf's Schroffste begegnete, jenen fluchwürdigen Menschenhandel des achtzehnten Jahrhunderts in's Gedächtniß, wo sie von dem herzlosen Ahnherrn eines herzlosen Sprößlings Soldaten gekauft hatten, um mit diesen nordamerikanisches Rechtsbewußtsein zu Boden zu schlagen. Freilich hätten die Engländer sich dieser Verdammung, in die alle ehrlichen Leute miteinstimmen werden, vielleicht gut gethan sich zu erinnern, daß ihr eigener König als Kurfürst von Hannover Menschenhandel trieb und mit dem für seine verkauften hannoverschen Landeskinder verdienten Sündengelde seine Privatschulden bezahlte. Und wenn sie auf das an Hannover angrenzende Hessen-Cassel so lange ihr König zugleich Kurfürst von Hannover war, vorzüglich ihr Auge richteten und allerdings dort den lächerlichen Anblick hatten, wie der Seelenverkäufer, als er kaum auf den Thron seiner Väter zurückgekehrt war, trotz seines Geizes eine Prämie aussetzte für

diejenigen Officiere, die ihm zuerst in eigenem Zopfe würden aufwarten können, einen falschen anzubinden, hatte er sogleich bei seiner Rückkehr anbefohlen, so konnten sie zu Hause auf ihren Prinz-Regenten und späteren König Georg IV. wahrlich auch nicht stolz sein, denn obgleich dieser den Anspruch auf den Titel des weisten Gentleman von Großbritannien und Irland erhob, so war er doch in Wahrheit einer der verstocktesten, liederlichsten und kleindenkendsten Kerle in den drei Königreichen. Allerdings waren die Engländer vor den Hessen darin im Vortheile, daß ein so lächerlicher Befehl, wie der mit den Zöpfen, bei ihnen nicht gegeben werden konnte. Auch war es löblich, daß die Bürger Albions überall, weil sie sich unter starkem, nationalen Schutze wußten, so sicher auftraten, und daß namentlich ein junger Engländer, um den ebenso lächerlichen, als despotischen Kurfürsten zu ärgern, sich einen bis zur Erde herabbaumelnden Zopf umband und mit diesem fortwährend unter den Fenstern des alten Seelenverkäufers umherspazierte, ohne daß dieser wagte, an dem kecken Sohne eines freien Landes Rache zu nehmen. Sie nahmen, oder selbst unter die hessischen Soldaten gepreßt und höchst unfreiwillig nach Nordamerika befördert wurde, nennt den damaligen Landgrafen und späteren Kurfürsten „Den großen Menschenmäkler“.

Doch genug und übergenug der Beispiele, wo die Deutschen bei Anblick einer Sclavenheerde darboten, mithin von den Auswärtigen Völkern, wie sie es verdienten, mit Geringschätzung angesehen wurden!

Diese frühere Geringschätzung der Deutschen von Seiten der andern Völker erklärt auch zu nicht geringem Theile das Hinneigen der meisten Nationen zu Frankreich während des letzten Krieges. Sie konnten sich nämlich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ein Volk, das ihnen bis dahin so klein vorgekommen, plötzlich so groß sein sollte

Bei dem parteiischen Verhalten fast ganz Europas gegen Deutschland haben wir uns natürlich am meisten über die Feindschaft Derjenigen verwundert und betrübt, die zur großen germanischen Völkerfamilie gehören. Es war diese geistige Parteinahme für Frankreich eine eben solche Unnatur, wie die Stellung Burgunds während des englisch-französischen Krieges auf Seiten Albions. Betrachten wir zuerst die Schweiz, dies alte Reichsland, deren Bewohner fast zu zwei Dritttheilen Deutsche sind, und die dem reichen Strome deutschen geistigen Lebens so Vieles verdankt! Aber in der Schweiz allgemein verbreitete Meinung, es könne von Deutschland nur staatliche und kirchliche Unterdrückung kommen, wird durch den leidigen Umstand entschuldigt, um nicht zu sagen, nur erklärlich gemacht, daß das dunkle Oestreich bis zum Jahre 1866 sich vor die deutsche Intelligenz stellte, so daß diese nicht hindurchzublicken vermochte. Diese ungünstige Beurtheilung der Schweizer haben demnach die Deutschen theilweise verschuldet, weil für die geistig so Vorgerückten einen geistig so zurückgebliebenen Staat an ihrer Spitze duldeten. Die seit Langem eingebürgerte Vorstellung, daß Deutschland auf politischem und religiösem Gebiete stets dem Rückschritt und der Verfinsterung huldige, konnte aber in den wenigen Jahren von 1866 bis 1870, von welchem Augenblicke an Jedermann, gleich der Pallas, mit leiblicher und geistiger Rüstung gleich vortrefflich ausgestattete Preußen das mit den Jesuiten liebäugelnde Oestreich abgelöst hatte, diese festgewurzelte ungünstige Meinung konnte nicht so schnell ausgetilgt werden. Ueberdies war gegen Preußen wegen des unglücklichen Streites um Neuschâtel in der Schweiz eine große Mißstimmung zurückgeblieben. Würden die Völker nicht immer weit mehr von starkerregten Gefühlen in ihren Urtheilen beeinflußt, als von dem gerecht abgewogenen Für und Wider, so hätte die Schweiz nicht allein keinen Grund gehabt, auf Preußen zu zürnen, sondern wäre durch die Billigkeit sogar ge-

zwungen gewesen, ihm dafür zu danken, daß es, um Blutvergießen zu ersparen, auf ein sonnenklares Recht verzichtete. Ueberhaupt war in der Schweiz seit der Zugehörigkeit Neuschâtels zu Preußen immer eine Erbitterung gegen den norddeutschen Staat rege gewesen. Da nun Neuschâtel naturgemäßer zu der Schweiz, als zu Preußen gehört, so kann man Gott danken, daß das richtige Verhältniß seit nun anderthalb Jahrzehnten besteht und nach menschlicher Berechnung für immer bestehen wird. Aber wir wollen doch gegenüber so vielen unwahren Behauptungen früheren schweizerischen Uebelwollens hier hervorheben, daß Neuschâtel preußischerseits stets mit der größten Gerechtigkeit regiert ward, und daß der König dem Fürstenthume keinen Groschen kostete. Es war eine Lieblingsredensart in den französischen Zeitungen der Schweiz, daß die arme und sandige Mark Brandenburg sich mästen an dem, was das wohlhabende Neuschâtel hergeben müsse. Seufzend sprachen die französischen Zeitungen der Schweiz von den großen Summen, die aus Neuschâtel in die „Sables de Brandenbourg“ flössen. Diesen falschen Behauptungen gegenüber ist festzustellen, daß der König von Preußen als Fürst von Neuschâtel eine Civilliste von 270,000 Livres bezog, die er dem Rechte nach allerdings für sich hätte verwenden können. Doch geschah dies niemals, sondern fast regelmäßig ward die gesammte Summe für Neuschâtel ausgegeben. Als im Jahre 1819 einst der König von Preußen, nachdem er seinen Pflichten in Neuschâtel vollkommen genügt, 1500 Livres übrig behielt, so war er über diesen ungewohnten Ueberfluß höchst erfreut und glaubte kein Unrecht zu thun, wenn er diese geringfügige Summe für sich verwende. Er kaufte sich dafür eine Uhr im Lachaux-de-fonds.

Uebrigens hängt man in der Schweiz nicht blos den Preußen, sondern auch sämmtlichen Deutschen gern etwas an, und bei dem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich stand, wie schon be-

merkt, die Mehrzahl der Schweizer nicht auf Seiten des stammverwandten Volkes, sondern der Welschen. Nun, Zuneigung läßt sich ebenso wenig gebieten, als Abneigung, aber zur Gerechtigkeit kann sich der Einzelne, wie ein ganzes Volk, zwingen, sobald es nicht Leidenschaft bei seinem Urtheile walten läßt, sondern die Vernunft. Wenn nun die Schweizer früher meist mit Achselzucken auf die kleinstaatlichen Verhältnisse Deutschlands blickten und vermeinten, sie wären den Deutschen in der Arena der Freiheit mit Siebenmeilenstiefeln vorangeeilt, so hatte dies doch nur eine sehr einzuschränkende Wahrheit. Ist es nicht zu leugnen, daß Tausende und aber Tausende von Deutschen ihre politischen Wünsche über die engen Grenzen des Fürstenthums, in dem sie geboren waren, häufig nicht hinaustragen, so blühte doch auch in der Schweiz der Cantönligeist mit einer Stärke und Behaglichkeit, daß von einem Allgemeingefühl, bis zum Sonderbundskriege wenigstens, nicht viel die Rede war. Wenn es in Deutschland einen Sturm von Unwillen erregte, daß ein Kleinstadt, der durch den Ochsenkopf, den er im Wappen führt, dem etwas schwerfälligen deutschen Witze auf die Beine hilft, daß Mecklenburg den Gutsbesitzern das allerdings durch manche Bedingungen eingeschränkte Recht verlieh, ihre Hintersassen prügeln zu lassen und wenn in Folge der, dadurch hervorgebrachten, allgemeinen Indignation dies bedenkliche Recht von der Regierung wieder eingezogen ward, so verdammte man im Canton Uri, der ebenfalls mit einem Ochsen als Wappenthier begnadet ist, einen Ehrissetzer, der einige Aeußerungen über die katholische Religion gewagt hatte, die nicht nach dem Geschmacke der Ultramontanen waren, daß er über die Bank gelegt und mit einer Anzahl Stockhiebe für seine unchristlichen Redensarten bestraft wurde. Der Stier von Uri war demnach viel grimmer und prügellustiger, als der Stier von Mecklenburg.

Da die Schweiz durch ihr wenig freundliches Verhalten gegen Deutschland uns gleichsam auffordert, sie einmal recht genau anzusehen, ob sie auch ein Recht habe, sich hoch über uns zu stellen, so wollen wir doch noch hinzufügen, daß, wenn die Streiche, die in Uri eine mitunter laune Behörde durch einen ultramontanen Büttel verabreichen ließ, uns sehr mittelalterlich berührten, wir förmlich in Verlegenheit kommen, ein hinlänglich verdammendes Wort für folgenden Vorfall zu finden:

In Aargau entwischte ein gewandter Dieb, ein zweiter Jack Sheppard, allzu häufig dem Gefängnisse. Die dortige Behörde verfiel nun zuletzt auf die Idee und griff zu einem sehr einfachen Mittel, ein neues Entweichen des Diebes unmöglich zu machen. Sie ließ den Dieb hinrichten. — "

Uns scheint, als ob die Deutschen da wohl sagen dürften: „Seht, wir Unsrigen sind doch bessere Menschen!"

Wenn man in Uri einen unbescholtenen Mann, der in religiösen Dingen freisinnig dachte, auf öffentlichem Markte über die Bank legte und mit Stockschlägen bearbeitete, so war in Unterwalden jedes Schamgefühl dermaßen abhanden gekommen, daß, als eine nicht unbeträchtliche Summe zu einem Winkelried-Denkmale gesammelt worden, die Mehrzahl der Cantonbewohner sich dahin erklärte, wie deines Staates keinem Menschen nütze, wo man aber sehr etwas Zweckmäßiges ausrichten werde, falls man das vorhandene Geld für einen Winkelried-Schmaus verwende, mit anderen Worten, zur Straßenbeleuchtung. Wahrlich, der Fürst Pückler-Muskau, der immer behauptete, daß unser mehr für das Nützliche Sinn habende Zeitalter bald dahin kommen werde, die Leichen nicht zwecklos in die Erde zu verscharren, sondern sie als Dünger zu verwenden, wird, als er von diesem Winkelried-Schmaus las, geglaubt haben, der Augenblick, wo seine Prophezeiung zur Wahrheit werde, nahe mit Riesenschritten heran.

Wir könnten noch manches vorbringen, was der Schweiz nicht gerade angenehm zu hören sein würde, und wir hätten einigermaßen eine Aufforderung hierzu, in Berücksichtigung, daß man in dem schönen Alpenlande gegen Deutschland in seinem Urtheile so unschön verfuhr. Doch wir finden keinen Geschmack in dergleichen Aufmutzungen und haben, wie es uns scheint, Proben genug gegeben, die dartun, daß die Schweiz zu einem Pharisäer-Stolze uns gegenüber keineswegs berechtigt ist. Uebrigens erinnern wir uns, daß schon Heine einen unverschämten Schweizer, der die Deutschen als Fürstenknechte bezeichnet hatte, in seiner bekannten schneidigen Weise folgendermaßen abfertigte: „Die eigentlichen Fürstenknechte und Lederbamverfertiger sind überall Schweizer und werden vorzugsweise so genannt.“ — Wenn man eingedenk ist, daß die Schweizer sich bei dem Könige von Neapel und dem Papste bis vor Kurzem als Kriegsknechte verdingten, und daß die Conditoren in den Hauptstädten Europas häufig Schweizer sind, so hatte Heine bei seinem bissigen Ausfalle die Wahrheit unverkürzt auf seiner Seite. Auch das Recht hatte er für sich, indem wir zwar die Unbilde verzeihen dürfen, ja sollen, die uns selber angethan wurden, aber niemals die unserer Nation zugefügte, zumal, wenn die Nation eine so gute, gebildete und getreue ist, wie die deutsche.

Gehen wir jetzt zu den Holländern über, der nach den Schweizern uns zumeist verwandten germanischen Nation, und die überdies ebenfalls zum großen Reichskörper gehörte! Auch sie haben bei unserem Kriege gegen Frankreich sich höchst unfreundlich benommen, und es ist demnach ebenfalls am Orte, sie ein wenig genauer ins Auge zu fassen und zu untersuchen, ob wir an ihrer Kälte gegen uns irgendwie Schuld tragen.

Wenn die Holländer es noch in unangenehmer Rückerinnerung bewahren, daß die Hauptmacht Deutschlands im Jahre 1787 in einem leichten und ungestörten kriegerischen Spaziergange von der

ganzen Republik Besitz nahm, die allerdings gegen Ludwig XIV. sich auf's hartnäckigste zu vertheidigen wußte, so sind die Preußen doch deshalb nicht zu verdammen, daß sie schon damals Proben von jener affenähnlichen Geschwindigkeit gaben, die ihnen von den Wiener Publicisten im Jahre 1866 so übel genommen ward. Daß ferner die Deutschen trotz ihrer großen Gutmüthigkeit den Ruhm, die Buchdruckerkunst erfunden zu haben, nicht den Holländern abtreten wollen, obgleich diese steif und fest behaupten, daß ihrem Lorenz Coster*) dies unsterbliche Verdienst zukomme, und ihm deshalb auch in Haarlem ein Standbild errichteten, dies, däucht uns, kann einer nur zu gerechten Nation ebenfalls nicht als Schuld angerechnet werden. Auch können wir mit dem besten Willen nicht zugeben, daß, wie ein aufgeblähter Sohn der Niederlande behauptete, die deutsche Sprache nur ein „verdorbenes Holländisch" sei. Im Gegentheil rückt man der Wahrheit viel näher mit dem Satze, daß das Holländische eine Mundart des Deutschen sei, aber keine allzu wohllönende. Wir sind uns demnach gar keines andern Unrechts gegen die Holländer bewußt, als daß wir auf der Wahrheit bestehen bleiben und sie haben niemals unter Deutschlands Zuchtruthe gestanden, wohl aber unter französischer. Als sie mit Frankreich vereint waren, stockte bekanntlich ihr Handel gänzlich, ihre Colonien gingen verloren und die alte Wohlhabenheit des Landes drohte in das Gegentheil umzuschlagen. Daß sie nun von ihren französischen Quälgeistern befreit wurden, das verdanken sie doch dem Winterfeldzuge der Preußen unter Bülow. Wie groß die

*) Uebrigens hat jüngst ein holländischer Gelehrter, Dr. van der Linde, in einem von großem Fleiße zeugenden Buche, das den Titel führt: „De Haarlem'sche Coster-Legende", nachgewiesen, daß all dieser Behauptung seiner Landsleute kein wahres Wort sei. Freilich ist zu fürchten, daß die Nationaleitelkeit dies nicht glauben wird und daß die Holländer sich ebenso erbosen, wenn man die Verdienste ihres Loutens Janszoon Coster" bestreitet, wie die Schweizer, wenn man an der Wirklichkeit ihres Wilhelm Tell zweifelt.

französische Unterdrückung gewesen sein muß, kann man daraus abnehmen, daß bei dem Jubel über die Befreiung von den verhaßten Drängern die sonst so sittsamen Holländerinnen für einen Augenblick sich wie unzüchtige Pariserinnen bei'm Cancan geberdeten. Da sie nämlich bei der Wiederaufrichtung eines selbständigen Hollands an die damit verbundene Rückkehr der Oranier dachten, die, als Gegensatz zu dem verabscheuten Napoleon, damals sich der höchsten Volksgunst erfreuten, so hatten sie die Leibfarbe dieses Fürstengeschlechts, das Orange, sogar auf ihre Strumpfbänder übertragen. Es machte nun einen nicht wenig seltsamen Eindruck, wenn eine Schaar Holländerinnen bei plötzlich ausbrechendem Volksjubel ihre Kleider in die Höhe hoben, mit den Beinen in der Luft strampelten, damit ihre orangefarbenen Strumpfbänder bemerkt würden und dabei aus Leibeskräften schrieen: „Orange boven, Orange boven!" Dies Alles schien gänzlich in der Erinnerung der Holländer erloschen zu sein, als der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbrach und sie geberdeten sich, als ob ihnen einst von den Deutschen die größtmögliche Unbilde widerfahren sei und sie durch die Franzosen wären befreit worden. Wir müssen hoffen, daß, wie die Gerechtigkeit zuletzt immer siegt, so auch den Holländern endlich die Augen aufgehen und sie erkennen werden, wo sie ihre wahrhaften Freunde zu suchen haben. Bis dahin wollen wir es uns ruhig gefallen lassen, daß sie uns „Mauf" schimpfen. Sollten wir aber einmal Lust verspüren, die Schranke vornehmer Abkehrung wegzuräumen und in den Wald hineinzurufen, wie es heraus erschallte, dann wollen wir uns doch besinnen, daß Friedrich der Große kein allzu anziehendes Bild von den Holländern entwarf, indem er sie folgendermaßen schilderte:

„Figurez-vous un peuple d'escargots,
Toujours glacés, animaux aquatiques,
Qui dans une heure articulent deux mots."

Doch geziemt es uns Deutschen, im Bewußtseyn unseres Rechts und unserer Stärke, wohl am Besten, wenn wir die gegen uns herrschende Voreingenommenheit der Holländer verzeihen und von ihnen erwarten, daß sich ihre Abneigung mit der Zeit in Zuneigung verwandeln und sie sich an das mächtige, stammverwandte Volk anlehnen werden, daß in seiner Großmuth so willig vergiebt. Hätten wir übrigens den Holländern das viele Böse, das sie gegen die Deutschen vorbrachten, mit Bösem vergelten wollen, so würde es uns an Stoff zu hämischen Gegenbemerkungen wahrlich nicht gefehlt haben. Wir hätten nur daran zu erinnern brauchen, daß, während sie zu Hause brave Männer das Schaffot besteigen ließen, weil diese sich vermaßen, die Lehren des Christenthums nach eigenem Geiste auszulegen, sie in Japan, um dort Handel treiben zu können, außer daß sie sich vielen Demüthigungen aussetzten, das Christenthum vollkommen verleugneten und auf die Frage, ob sie ein Christ seien, die Antwort gaben: „Ich bin ein Holländer." Man behauptet sogar, wie sie in Japan, bevor sie zum Handel zugelassen wurden, einen feierlichen Schwur ablegen mußten, daß sie keine Christen seien und wie sie sich ebenfalls dazu bequemten, das Kreuz, als Symbol des Christenthums, anzuspeien und mit Füßen zu treten. Auch beschuldigte man den holländischen Residenten Kockebecker, er habe bei der Niedermetzelung der in Japan noch heimlich fortbestehenden Christen der nach Blut lechzenden Regierung in Jeddo seinen Beistand geleistet. Auf die, unsern nicht allzu liebevollen und sicher nicht allzu liebenswürdigen niederländischen Vettern Schuld gegebene Verleugnung des Christenthums bezieht sich die Stelle im Candid, wo Voltaire einen holländischen Matrosen sprechen läßt:

„Auf vier Reisen nach Japan habe ich viermal unsern Herrn Christus mit Füßen getreten."

Wenn die Holländer nach nach andern Beweisen verlangen sollten, daß sie keinen Grund haben, sich den Deutschen gegenüber als Pharisäer zu spreizen, so befinden wir uns nicht in Verlegenheit, ihnen mit diesem Artikel aufzuwarten.

Trafen wir während unsers Riesenkampfes mit Frankreich bei den Schweizern und Holländern auf entschiedene Mißgunst, so begegneten wir bei den übrigen germanischen Nationen wahrlich keinen wärmeren Gefühlen. Ja, in Dänemark stießen wir sogar auf unverhüllten Haß. Dänemark war noch im Wiederkäuen der Unbilde begriffen, die ihm seiner Meinung nach dadurch angethan worden, daß Deutschland zwei Provinzen, die zu ihm gehörten, an sich genommen hatte. Es erinnerte sich nur an das vermeintliche, ihm in jüngster Zeit widerfahrene Unrecht und vergaß ganz, was ihm aus Deutschland nicht blos an wissenschaftlichem Marke und an literarischer Begeisterung zugegangen war, es vergaß auch, was deutsche Staatsmänner und Beamte an Talent und Fleiß in dänischen Diensten aufgewandt hatten. Den makellosen Namen eines „Bernstorff" werden die Dänen als einen Wohlthäter ihres Landes immer segnen müssen, mögen sie auch dem unglücklichen Steuermanne das ihm nicht zu versagende Verdienst reinsten Wollens absprechen, einzig weil er ein Deutscher war. Sonst müßten sie es doch immer als hochsinnig anerkennen, daß ein Minister in seiner allmächtigen Stellung — denn als Günstling eines Königs, der vermöge der Lex regia ganz unumschränkt regierte, konnte er thun, was ihm beliebte — daß ein Minister, der durch keine gesetzlichen Schranken gehemmt ward, sich freiwillig einen Zügel anlegte, die vollste Preßfreiheit zugestand und das dänische Volk zu dem ehrenvollen Vermögen heranzubilden suchte, allmälig seine Angelegenheiten selber zu verwalten. Zum Dank schlug man ihm dafür den Kopf ab, ebenso, wie man in Schweden den Baron von Görz das Schaffot besteigen ließ, als er das durch den Eigensinn Karl's XII.

an den Rand des Abgrunds gebrachte Reich wieder aufzurichten unternahm. Den Deutschen ward meist immer mit Undank gelohnt, wenn sie mit dem Ueberschusse ihrer Kraft bei der Beglückung fremder Völker sich anstrengten.

Der Deutschenhaß, der dem Baron Görtz das Haupt abschlug, ist in Schweden und Norwegen noch keineswegs erstorben, sondern hat sich im Jahre 1870 auf höchst widerwärtige Weise bemerklich gemacht. Weil wir Schleswig und Holstein, zwei edle Glieder eines gewaltigen Körpers, nicht zur Vergrößerung eines Duodezstaates hergeben wollten, deshalb haßt man uns nicht blos in Dänemark, sondern auch in Schweden und Norwegen. Und man vergißt ganz dabei, daß, wie Skandinavien uns die gereinigte christliche Lehre verdankt, so die deutsche Literatur ebenfalls seit Langem den wohlthätigsten Einfluß auf die geistigen Erzeugnisse der Schweden und Norweger ausübt, und daß sie in Bezug auf Handel und Verkehr von Deutschland überaus abhängig sind. Alle diese intellectuellen und materiellen Bande, mit denen Skandinavien an Deutschland gekettet ist, haben wir von jeher jeden Zwanges, jeder geistigen Ueberhebung zu entkleiden gewußt und für alle unsere Gutmüthigkeit und Zartheit haben wir nichts geerntet, als daß die deutschen Siegesdepeschen, wenn sie in Stockholm und in anderen Städten der beiden nordischen Reiche angeheftet waren, mit den unwürdigsten Schmähreden begrüßt, ja, in der Stockholmer Börse abgerissen und mit hohnvollen Bemerkungen über den deutschen Kaiser — und doch sind wohl selten größere Thaten in bescheidnerem Style gemeldet worden — mit den unwürdigsten Epitheta in Bezug auf die erhabenste Person in Deutschland begleitet wurden.

Wie wir in Dänemark Haß, in Schweden und Norwegen Hohn und Abneigung antrafen, so begegneten wir auch in England dem alten Verbündeten der Freiheitskriege, großer Kälte und schlecht

verhehlter Mißgunst. Freilich hatte England in den letzten Jahrzehnten unendlich von dem Selbstbewußtsein verloren, durch das es sich früher auszeichnete und zu dem es vermöge großer Leistungen in der Vergangenheit wohlberechtigt war. Wie es seit dem Jahre 1814 in seinen Streitigkeiten mit Nordamerika fast regelmäßig nachgab, weil es sich von der großen transatlantischen Republik in vielen Beziehungen abhängig wußte, so ließ es sich seit dem Krimkriege von Frankreich in die zweite Stellung herabdrücken. England begann mit der Unterordnung, als es bei dem Besuche, den Kaiser Napoleon im Jahre 1855 der Königin Victoria abstattete, dem Waterloo-Saale seinen Namen raubte, damit der Neffe des Besiegten sich durch jene Bezeichnung nicht beleidigt glaube. Dann schien es überhaupt Alles aus seinem Gedankengange ausmerzen zu wollen, was an die jahrhundertalte Feindschaft Englands und Frankreichs erinnern konnte. Wie es den Namen des Waterloo-Saales über Bord warf, so schien es auch gänzlich vergessen zu haben, daß Wellington trotz heldenmüthigen Widerstandes doch am Abende des achtzehnten Juni 1815 von Napoleon geschlagen war und daß es dem wundergleichen Vordringen Blücher's, der nach der schweren Niederlage von Ligny zwei Tage später wieder vollkommen kampfbereit dastand, daß es dem preußischen Feldmarschalle Blücher zum großen Theile einen Sieg verdankte, auf den es mit so besonderem Stolze zu blicken pflegte.

Und bekam England nicht durch Deutschland den einzigen großen Componisten, dessen es sich rühmt? Wir meinen Händel. Hierbei verkennen wir keineswegs, daß England uns in Shakespeare, der ebenso allen gebildeten Deutschen theuer und vertraut ist, wie den Briten unser Händel, wir geben gern zu, daß der Schwan von Avon in seinem herrlichen Liebesgesange von Romeo und Julie, in seinem tiefsinnigen Hamlet, seinem erschütternden

Lear und vielen anderen herrlichen Schöpfungen, seien sie von ernstem, seien sie von heiterem Charakter, uns mit schöner und kräftiger Seelenspeise überreich genährt hat und daß aus der, meist auf ernste und würdige Ziele hinstrebenden, englischen Literatur uns noch fortwährend ein befruchtender Strom zugeführt wird, wofür wir oft als Gegengeschenk nicht gleich Gutes zu bringen vermögen. Namentlich will es uns scheinen, als ob England im Roman uns entschieden voranstehe. Doch wir würden uns mit einem stammverwandten Volke auch gar nicht so peinlich auseinandersetzen, sondern uns freuen, daß bei dem in Manchem übereinstimmenden Genius beider Nationen eine gegenseitige Aushülfe sich darbietet, insofern, wenn in Deutschland auf einem Gebiete der Literatur Ebbe herrscht, die englische Fluth ihm befruchtende Keime hinzuträgt und umgekehrt; wir würden uns über alles Große und Schöne bei den Enkeln der Angelsachsen innig gefreut und jede gute Gabe gern von ihnen entgegengenommen haben, wissend, daß wir früher oder später uns dankbar zu beweisen vermögen; wir hätten niemals ein Inventar unserer gegenseitigen Leistungen für nöthig befunden, wären wir hierzu nicht durch das mehr als unfreundliche Benehmen Englands im deutsch-französischen Kriege gezwungen worden.

Wagte doch eine Londoner Zeitung in den ersten Monaten des letzten Feldzuges dem im Grunde so gutmüthigen Charakter der Deutschen Grausamkeit anzudichten. Statt unser, die wir uns zu vornehm fühlen, um den deutschen Nationalcharakter gegen eine Lüge zu vertheidigen, möge der nordamerikanische General Sheridan, der lange im deutschen Hauptquartier weilte, den Mund öffnen und die von ihm gethane Behauptung wiederholen, daß die Deutschen wohl zu siegen, aber ihren Sieg nicht zu benutzen verstehen. Sheridan meinte hiermit, daß die Deutschen so erstaunlich milde gegen die Franzosen verführen und es nicht über's Herz bringen könnten, ihnen die Lebensadern zu unterbinden, so daß ihre ganze staatliche

Maschine in's Stocken geriethe und endlich ganz still stehe. So hätten es die siegreichen Nordstaaten gegenüber den Südstaaten gemacht, aber Deutschland verfahre viel zu rücksichtsvoll und zimperlich. Und gegenüber diesem unzweideutigen Zeugnisse eines berühmten nordamerikanischen Feldherrn wagten englische Zeitungen, indem sie zugaben, daß sich unter den deutschen Soldaten so gebildete Bestandtheile befänden, wie in keinem anderen Heere Europas, gegenüber dem für die Milde der deutschen Kriegsführung so unzweideutig sprechenden Urtheile Sheridan's wagten englische Zeitungen zu behaupten, in jedem deutschen Professor, wenn er einmal zum Gewehr gegriffen habe und in den Kampf ziehe, mache sich schnell die Blutgier geltend und rege sich die Mordlust des dreißigjährigen Krieges.

Einmal können wir den englischen Zeitungen, die in deutschen Professoren, welche aus schwungvollem Idealismus die Wahlstatt mit dem Katheder vertauschten, blutgierige Instincte aus dem dreißigjährigen Kriege wittern, antworten, daß die Gräuel dieses ein Menschenalter anhaltenden Trauerspiels einzuschreiben sind in das Schuldbuch der Kroaten und Panduren, die der glaubenswüthige Ferdinand II. über Deutschland losließ und dann auch den namenlos verwilderten Schweden, deren fromme und strenge Zucht nach dem Tode ihres edlen Königs gänzlich in Abnahme gekommen. Ferner aber möchten wir den englischen Zeitungen warnend zurufen, in einem gläsernen Hause nicht mit Steinen zu werfen. Wie, sie wagen an dem musterhaften Verhalten des deutschen Heeres in Frankreich Ausstellungen zu machen, sogar den gelehrten Bestandtheilen desselben blutgierige Instincte unterzuschieben, während sie in allen Kriegen, wo es sich für sie um Sein oder Nichtsein handelte — und wahrlich, in dem letzten großen Kriege stand es so um Deutschland — mit einer kaltblütigen Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit verfuhren, wie wir Aehnliches zum Glück nur selten antreffen in der ganzen

Weltgeschichte! Nachdem Cromwell das empörte Irland zu Boden geworfen hatte, da bot die grüne Insel, als er sich wieder nach England einschiffte, einen Anblick dar, wie wenn die verhängnißvollen Reiter der Apokalypse über das Eiland dahingesprengt wären. Als im achtzehnten Jahrhunderte die Anhänger des Hauses Stuart sich in Schottland erhoben hatten, da wurden nach der Niederlage bei Culloden die edelsten Schotten in schimpflichster Weise zur Richtstätte geschleift und dort auf barbarische Art vom Leben zum Tode gebracht. Im neunzehnten Jahrhunderte endlich, als der große Aufstand in Indien zu Boden geworfen wurde, da wetteiferten die Engländer, die doch Christen waren und deshalb nur strenge Richter sein durften, aber keine Rächer, da wetteiferten die Engländer mit Nena Sahib an teuflischer Wuth gegen die Besiegten. Und nach solchen jüngsten Beispielen wagen englische Zeitungen sich mit hämischen Bemerkungen an das musterhafte Verhalten eines Kriegsheeres, wie keine Wahlstatt bisher ein ähnliches gesehen?!

Es war uns wahrlich keine angenehme geistige Beschäftigung, in dem Schuldbuche der stammverwandten germanischen Nationen umherzusuchen, statt uns ihrer mannigfachen Tugenden zu erfreuen. Doch ihr unentschuldbares Benehmen in Betreff unsers heldenmüthigen Vertheidigungskampfes, wo freie germanische Selbstbestimmung gegen romanischen Cäsarismus in die Schranken gerufen ward — ein Kampf demnach, den wir für das germanische Princip, mithin für sämmtliche germanische Völker führten — ihr Uebelwollen, ihr Kaltsinn, ihre offenbare Ungerechtigkeit zwingen uns, ihnen ihr Unrecht gegen das so edle und bescheidene Deutschland vorzuhalten. Wir hätten sonst, im stolzen Bewußtsein, daß es Deutschland an Vorzügen nicht fehlt, daß es demnach fremde Vorzüge ohne Erröthen anerkennen darf, gern dem Gesetzeswalten des in der Freiheit älteren Englands unsere volle Achtung, ja, Bewunderung gezollt, dabei wünschend, es möchte bei uns ebenso

werden. Wie die vornehmsten Engländer, bis zum Erben der Krone hinauf, sich vor dem Gesetze und der großen Jury der Volksmeinung zu beugen verstehen, sahen wir in einem Vorfalle der jüngern Jahre, wo der Prinz von Wales freiwillig vor den Richter trat, um sich gegen eine gehässige Beschuldigung zu vertheidigen, die von Vielen bis dahin geglaubt worden. Hier that der englische Kronerbe sogar einen Schritt mehr, als das Gesetz verlangte. Er beugte sich vor der sittlichen Macht, die dem im Großen und Ganzen moralischen und religiösen englischen Volke innewohnt. Obgleich nach diesem glänzenden Beispiele es kaum noch nöthig ist, ein zweites anzuführen, so wollen wir doch ein von Lord Palmerston gegebenes in die Erinnerung zurückrufen. War doch „Old Pam", obgleich in Irland geboren, der treueste Ausdruck des englischen Volkscharakters.

Am 23. April 1856, zu einer Zeit also, wo die Volksbeliebtheit Palmerston's ihren Höhepunkt erreicht hatte und er als erster, von dem Parlamente hochgehaltener Minister die mächtigste Persönlichkeit Großbritanniens und Irlands war, langte der populäre Held auf der Waterloo-Road-Station an, um von hier aus einen Ausflug außerhalb Londons zu machen. Der Zug setzte sich gerade in Bewegung. Lord Palmerston, obgleich schon im Greisenalter, war doch noch äußerst rüstig und er beschloß deshalb, um nicht mehrere Stunden auf den nächsten Zug warten zu müssen, sich schnell in einen Wagen hineinzuschwingen. Ein Schaffner, der Lord Palmerston erkannte, beeilte sich, einen Wagen aufzureißen, in dem sich Lord Granville befand. Als letzterer den alten und doch noch so jugendlichen Lord Palmerston mit Windesschnelle herankommen sah, streckte er ihm beide Hände entgegen, um ihm den Sprung in den Wagen zu erleichtern. Palmerston setzte zum Sprunge an und wäre sicher glücklich in die weichen Kissen des Wagens gelangt, wenn das Gesetz in Gestalt eines Policeman

den Premierminister nicht bei'm Rockschooße gefaßt hätte. Der Policeman hatte Lord Palmerston sehr gut erkannt, aber als Wächter des Gesetzes es mit dem schönen Stolze des Engländers verschmäht, sich dadurch, daß er ein Auge zudrückte, bei dem mächtigen Manne liebes Kind zu machen. Auch wäre diese Berechnung eine ganz verfehlte gewesen. Denn Lord Palmerston, in seinem Eifer, den von ihm beabsichtigten Ausflug rechtzeitig anzutreten, hatte bei seinem Rennen ganz vergessen, daß er gegen das Gesetz verstoße. Als ihm nun der ernste Policeman entgegentrat, der mit Würde ihm zurief: „Mylord, das Gesetz verbietet es!" da schwankte der erste Beamte eines freien Volkes keinen Augenblick, sondern blieb in bester Haltung zurück, indem vor Verdruß, erst mehrere Stunden später den Ausflug machen zu können, reichlich durch die Freude aufgewogen ward, daß man in Altengland von Menschenfurcht nichts wisse.

In welchem beschämenden Gegensatze zu dieser Ehrfurcht vor dem Gesetze von Seiten des ersten Würdenträgers in England, steht das Benehmen des Polizeipräsidenten von Hinckeldey in dem schändlichen Processe gegen Waldeck, wo man einen höchst braven Mann, der allerdings in eine einseitige Richtung verrannt war, vermöge unwahrer Beschuldigungen in ein mehrmonatliches Gefängniß gebracht hatte! Als der ehrwürdige Greis, der in seiner Eigenschaft des obersten Richters das Zeugenverhör leitete, auch an den vorgeforderten Polizei-Präsidenten von Hinckeldey Fragen richtete, die diesem nicht zusagten, da schlug Letzterer, der doch als Wächter von Sitte und Anstand fungirte, vollet Zorn so mit der Faust auf den Tisch, daß sämmtliche Acten einen Tanz begannen. In England würde der Richter den widerhaarigen Polizei-Präsidenten sofort in's Gefängniß haben abführen lassen. Doch in Berlin war Herr von Hinckeldey während seiner allmächtigen Periode nicht minder gefürchtet, wie Robespierre in Paris, nachdem dieser seine sämmt-

lichen Gegner dem Beile der Guillotine überliefert hatte. Und wie den Hohenprieſter des Fallbeils, als ihn endlich die Strafe für ſein kaltblütiges Morden erreichte, der Gefängnißwärter voller Scheu nicht aufnehmen wollte, ſo hätten ſie in Berlin ſicher vor dem dictatoriſchen Hinkelden dieſelbe Angſt geäußert.

Wenn wir zum Schluſſe unſerer Betrachtungen über England der dort eingewurzelten Ehrfurcht vor Geſetz und Recht unſere vollſte Anerkennung zu Theil werden ließen, ſo genügten wir nichtsdeſtoweniger unſerer Pflicht, dem ſtolzen Albion ſeinen Standpunkt klar zu machen. Es muß ihm nämlich zum Bewußtſein gelangen, daß Deutſchland, das Mutterland ſämmtlicher germaniſchen Nationen, von jetzt an, zwar mit Beſcheidenheit, die unausbleibliche Begleiterin wahren Verdienſtes iſt, aber ſonſt doch ſehr entſchieden wieder den Reigen zu führen begehrt im Völkerconcerte. Und hierzu hat es ja die edelſte Berechtigung. Denn wer könnte Deutſchland und ſeinen beiden mächtigen Ausſtrahlungen, England und Nordamerika, dieſer germaniſchen Trinität, beſtreiten, daß ſie den heiligen Geiſt echter Freiheit und Menſchlichkeit am Beſten verbürgen?!

Wir wir das befremdende und für Herzen, die gegen nationale Blutsverwandtſchaft nicht erkaltet ſind, betrübende Schauſpiel hatten, daß ſämmtliche Völkerſchaften germaniſcher Abſtammung bei dem gerechteſten Kriege Deutſchlands auf Seiten des romaniſchen Erbfeindes ſtanden, ſo hatten wir das für den flüchtigen Blick nicht minder auffallende Schauſpiel, daß die Völkerſchaften romaniſcher Abſtammung ihrer überwiegenden Mehrheit nach dem germaniſchen Sieger zujubelten. Aber, wenn Frankreich die romaniſchen Schwefternationen ebenſo gegen ſich hatte, wie Deutſchland die germaniſchen, ſo lagen hierzu die vollgültigſten Gründe vor und während Deutſchland ſich über das unbegreifliche Verhalten der ihm verwandten Völker mit Indignation äußern durfte, ſo fehlte Frankreich dazu in ähnlichem Falle jegliche Berechtigung. Denn blicken wir

zuerſt auf Spanien, deſſen Throncandidatur doch den Vorwand zu dem von Frankreich lange geplanten Kriege hergab, ſo war das übermüthige Einſprechen des galliſchen Nachbarn in die innern Angelegenheiten der pyrenäiſchen Halbinſel ſchon vollkommen ausreichend, um den Haß einer auf ihre Unabhängigkeit ſtolzen Nation begreiflich zu machen. Indeß hatten außer dem übermüthigen Einmengen Frankreichs in ſpaniſche Angelegenheiten ſchon zweimal im neunzehnten Jahrhundert franzöſiſche Heere ſich über die Pyrenäen ergoſſen. Welche verzweifelten und welche oft ruhmvollen Kämpfe hatten die Spanier gegen Napoleon I. beſtanden, der auf der pyrenäiſchen Halbinſel ſchalten und walten wollte, wie bei ſich zu Hauſe! Und dann hatte Spanien ja noch im Jahre 1823 ſich durch ein franzöſiſches Heer ſeine conſtitutionellen Rechte entreißen und Ferdinand VII. zur unbeſchränkten Gewalt zurückführen ſehen — einen König, der an Grauſamkeit, Hinterliſt und Feigheit ſeinesgleichen ſuchte. Später aber, als Spanien ſich von der wollüſtigen Tochter dieſes abſcheulichen Königs im Jahre 1868 glücklich befreit hatte, da verhinderte Frankreich in der Perſon Napoleon's III. fortwährend, daß es ſich unter den europäiſchen Regentenhäuſern einen würdigen Herrſcher ausſuche. Napoleon III., den Einflüſterungen ſeiner Gemahlin ſehr zugänglich, wollte durchaus den Sohn der vertriebenen Iſabella auf den Thron Spaniens zurückführen. Wenn er einmal, ſeiner Gemahlin zu Liebe, den jungen Alfons begünſtigte, ſo hatte er doch auch ſicher den Nebengedanken, daß der Prinz von Aſturien, der ihm den Thron verdanke, für immer ein Vaſall Frankreichs bleiben werde. Als nun Spanien ſich an die Wünſche Napoleon's wenig kehrte und auf den Prinzen von Hohenzollern ſein Auge warf, da war dies bekanntlich der Zünder, der an Frankreich, das in Bezug auf Deutſchland ſeit dem Tage von Sadowa eine Pulvertonne war, angelegt ward und in dem vulkaniſchen Lande ein Feuerwerk zuwege brachte, wie es toller

nicht gesehen werden konnte. Aber wie sehr die ursprüngliche Spannkraft Spaniens durch eine Reihe der nichtswürdigsten Könige und durch eine fluchwürdige Pfaffenherrschaft abgenommen und wie ein Volk voll edlen Stolzes und mit schönen Anlagen ausgestattet sich in eine träge Masse verwandelt hatte, das ersah man aus dem unthätigen Verhalten der doch zumeist Betheiligten bei dem Ausbruche des letzten großen Krieges. Während Deutschland für den von französischer Seite versuchten Nasenstüber den Gegner mit einer Niederwerfung bestrafte, wie er sie bisher nie erlebt hatte, steckte Spanien die ihm von Frankreich gegebene Ohrfeige ruhig ein und blickte dem Riesenkampfe, der sich in Folge der von ihm beabsichtigten Thronandidatur entsponnen hatte, mit einer Gemüthsruhe zu, als ob es auch nicht im Geringsten dabei betheiligt wäre. Wenn sich nun das spanische Volk in seinen ungebildeten Schichten gänzlich gleichgültig bei dem Kampfe zwischen Deutschland und Frankreich verhielt, so war es in seinen unterrichteten Bestandtheilen von dem Uebermuthe, den Frankreich in Bezug auf die Madrider Königswahl gezeigt hatte, doch peinlich getroffen und diese jubelten den Erfolgen der deutschen Waffen zu, denn durch sie schien ihnen auch die eigene Schmach gerächt. Die denkenden und gebildeten Spanier standen also bei dem Kampfe der Deutschen und Franzosen auf Seiten der ersteren.

Dasselbe war in Italien der Fall. Bei'm Beginn des Krieges glaubten allerdings der König Victor Emanuel, sowie seine Minister, an einen unbedingten Sieg der Franzosen. Die vielfachen kriegerischen Erfolge des fränkischen Volkes seit Ludwig XIV. bis zu den Tagen von Solferino und Puebla umgaben dasselbe ja mit dem Nimbus der Unbesiegbarkeit. Da nun Victor Emanuel sich daran gewöhnt hatte, bei jedem Winke aus Paris einen unterthänigen Diener zu machen, so war er auch schnell mit dem Gedanken vertraut geworden, dem fränkischen Imperator gegen Deutschland Heer-

folge zu leisten. Zum Glück für den, so unverdient von Fortuna angelächelten, ehemaligen kleinen Sardenkönig bewahrten ihn die schnellen Siege der Deutschen vor einer verkehrten Parteinahme. Das italienische Volk im Großen und Ganzen stand aber im Gegensatze zu seinem Könige und jener kleinen Schaar, die stets vor Frankreich schwanzwedelte, auf Seiten Deutschlands. Seit dem Tage von Mentana war eine breite Blutspur zwischen Italien und Frankreich und wenn ersteres nicht hinlängliche Kraft besaß, um die gewünschte Rache nehmen zu können, so fühlte es sich den tapfern Deutschen dankbar verpflichtet, daß diese es ihm ermöglichten, künftig auf der apenninischen Halbinsel Hausherr zu sein, wie es ihm doch zukam. Jetzt war Italien sicher, daß, wenn es auf's Neue die Hand nach Rom ausstreckte, die Rothhosen nicht wieder erscheinen würden, um zu versuchen, welche Wunder das Chassepot thue. Doch nicht blos die große Masse des italienischen Volkes stand aus Haß gegen Frankreich auf Seiten Deutschlands, sondern auch die unterrichteten Classen dieser so hochbegabten, aber leider durch ihre früheren despotischen Regierungen und einen verfinsternden Klerus in ihrer geistigen Entwickelung stets zurückgehaltenen Nation. Wie sehr die gebildeten Italiener erkannten, daß in dem Kampfe zwischen Deutschland und Frankreich es sich um Licht und Finsterniß, um freie Selbstbestimmung der Völker und Cäsarismus handele, wie sehr alle edleren Seelen Hesperiens ahnten, daß Deutschland Ormuzd und Frankreich Ahriman sei, und daß mit dem Siege Deutschlands die Sonne der Humanität über Europa aufgehen werde, während mit dem Triumphe Frankreichs eine Prätorianerherrschaft in Aussicht stehe, das geht aus mannigfachen publicistischen Kundgebungen auf der apenninischen Halbinsel hervor. So lasen wir in dem „Diritto", einem Blatte, das ungefähr die Farbe der Berliner National-Zeitung hat, folgende, wie uns dünkt, wahre Betrachtungen.

„Europa hat als eine weit schrecklichere Gefahr die siegreiche Uebermacht des centralisirten, herrschsüchtigen, katholischen und jacobinischen Frankreichs zu befürchten, als die des bündnerischen und decentralisirten Deutschlands mit seinen offenbaren Tendenzen zu liberaler Demokratie."

In dem „Diritto" lesen wir auch deutlich, wie Italien das übermüthige Gebahren Frankreichs nur mit Zähneknirschen erduldete, und wie es von Deutschlands Billigkeit hofft, keinen neuen Zwingherrn fürchten zu müssen. Es heißt dort nämlich:

„Die Siege Frankreichs gaben uns einen argwöhnischen, unduldsamen, freiheitsfeindlichen Herrn, Deutschlands Siege verschaffen uns einen sichern Bundesgenossen."

Wenn wir von den romanischen Völkern, als im Allgemeinen auf deutscher Seite stehend, gesprochen haben, so schlossen wir in unsere Betrachtung jene Barbaren nicht ein, welche die Moldau-Wallachei bewohnen und die, obgleich sie sich als „Romanen" brüsten, doch, gleich den jetzigen Griechen, größtentheils aus slavischen Elementen hervorgingen. Diese Moldau-Wallachen, deren vornehme Classen über die größte Sittenlosigkeit und die liederlichste Geldwirthschaft eine Art französischen Firnisses gebreitet haben, während das Bürgerthum, wie in allen slavischen Staaten, kaum vorhanden ist und das niedere Volk an Aberglauben, Unwissenheit und Unreinlichkeit seinesgleichen sucht, diese Moldau-Wallachen haben durch die rohe Unterbrechung der deutschen Siegesfeier in Bukarest hinlänglich dargethan, daß sie die Deutschen hassen. Und warum? Wahrscheinlich deshalb, weil ein deutscher Fürstensohn mit den edelsten Absichten und nicht ohne die Fähigkeit, Tüchtiges zu leisten, fände er unter einem so verkommenen Volke nur gewissenhafte Vollstrecker seiner verständigen Befehle, zu ihnen kam und ihren Augiasstall vergeblich zu reinigen suchte. Diese Moldau-Wallachen sind für die romanischen Völker doch ein

zu unwürdiges Anhängsel, als daß wir dieselben damit beschweren möchten. Freilich dürfen wir nicht verschweigen, daß sämmtliche romanische Nationen in cadenti domo stehen, d. h. daß sie im Allgemeinen sich zum Niedergange neigen, und daß die Führerschaft der Menschheit zu staatlicher und sittlicher Vervollkommnung, sowie zur religiösen Aufklärung, vom Weltgeiste den Völkern aus germanischem Stamme anvertraut wurde.

Uebrigens wollen die Romanen von den Moldau-Wallachen als nahen Verwandten nichts wissen, sonst hätte Lamartine sie wohl nicht als „Sarmates grossiers“ bezeichnet. Bei der Störung des deutschen Siegesfestes in Bukarest haben sie sich allerdings grobkörnig genug gezeigt und bewiesen, daß sie wohl Fensterscheiben zu zertrümmern, aber kein geistiges Licht zu entbinden verstehen.

Uebrigens dürfen wir uns nicht verhehlen, daß in dem Stören der deutschen Sieges- und Friedensfeier von Seiten roher Sarmaten sich noch jene Geringschätzung geltend machte, deren äußere Kundgebung sich selbst die kleinsten und verkommensten Völkerschaften gegen die Deutschen erlaubten, weil diese sich zu Hause von ihren Fürsten wie Negersclaven behandeln ließen und wegen ihrer fabelhaften Geduld unter den Nationen sprichwörtlich geworden waren. Dem Himmel sei Dank, daß diese unwürdige Periode hinter uns liegt! Konnte doch schon einer der herrlichen Gebrüder Grimm schreiben: „Von der Freiheit zwitschern jetzt in Deutschland die Vögel auf den Dächern.“ Freilich währte es sehr lange, bevor dies süße Wort laut und vernehmlich in Deutschland erschallen durfte. Die in den deutschen Freiheitskriegen sich an den hellen Laut des Himmelswortes gewöhnt hatten, mußten, wie Görres, in Frankreich eine Zuflucht suchen, oder, wie Fritz Reuter und viele Hunderte edler deutschen Jünglinge und Männer, in Festungen und Polizeigewahrsamen es büßen, daß sie den Traum eines großen Vaterlandes zu träumen gewagt. Nur die Noth mit ihrem Weckerschlage hat ein

einiges Deutschland zuwege gebracht. Hätte man warten wollen, bis selbstbewußte Volksstämme ihre Fürsten gezwungen, den Glanz eines großen Vaterlandes dem schwachen Leuchten des von ihnen beherrschten Bruchtheils vorzuziehen, man würde eher erlebt haben, daß die französische Anmaßung oder die englische Scheinheiligkeit ein Ende genommen. Daß die deutschen Potentaten kein nennenswerthes Opfer für die Größe des Gesammtvaterlandes bringen mochten, bewies die, im Jahre 1863 von dem Kaiser von Oesterreich veranlaßte Fürstenzusammenkunft in Frankfurt am Main. Die Fürsten waren mit sehr vielen opferwilligen Redensarten, aber mit keiner opferwilligen Thatsache bei der Hand. Es war ähnlich, wie 1848, nur daß sie damals Größeres gelobten, weil sie größere Furcht hatten. Damals beklagte Karl Beck, daß sie so viel mehr an sich, als an Deutschland dächten, in folgenden, ebenso schönen, wie wahren Versen:

„Sie sollten rollen ihre Bahnen,
Um Dich in treuer Mondespflicht;
Doch jedes Lichtchen zählt die Ahnen,
Die Fahnen und die Unterthanen,
Und hieße gern das große Licht."

Niemals wäre Deutschland zu einem so herrlichen Ganzen, das die Welt theilweise mit aufrichtiger Genugthuung, theilweise mit kaum verhehlter Mißgunst betrachtet, gediehen und emporgekommen, hätte es sich nicht um den gesunden preußischen Kern zu crystallisiren vermocht. Und weil zu Preußens Größe seine Fürsten so wesentlich beitrugen, weil der Große Kurfürst, der Große Friedrich und der Kaiser Wilhelm in Tapferkeit und Pflichttreue mit einander wetteiferten, weil ihr Herz dem Herzen des Volkes zu nahe schlug, um je dessen reinen und edlen Schlag verkennen zu können, so ist mit Recht das Geschlecht der Hohenzollern an die Stelle der Habsburger getreten, die mit einzelnen leuchtenden Ausnahmen sich

ſtets den Dunkelmännern zugeſellten und die, weil ſie die vielſprachigen Völker Oeſterreichs nicht anders regieren konnten, als durch Geiſtesverfinſterung und Willkürregiment, ſich immerdar beſtrebten, das zu den höchſten intellectuellen Aufgaben befähigte Deutſchland in gleicher Unmündigkeit zu erhalten. Und ſelbſt nach den Freiheitskriegen, wo doch die Tapferkeit des deutſchen Volkes und nicht die Genialität irgend eines Purpurgeborenen über Napoleon geſiegt hatte, ward durch den Macchiavellismus des die ſämmtlichen deutſchen Fürſten gängelnden Metternich jede freie Regung erſtickt und bleierner Geiſtesdruck über eine Nation gebreitet, in der ſo ſchöne und reiche Keime nur der freundlichen Sonne harrten, um luſtig hervorzubrechen. Dreimal begingen die Habsburger an Deutſchland nicht zu ſühnendes Unrecht und deshalb machte die Gerechtigkeit der Geſchichte dem abſcheulichen Umſtande ein Ende, daß ſie, die Deutſchland als ſolchem von jeher Todfeinde geweſen, in dem von ihnen ſo ſchwer geſchädigten Reiche den Ehrenplatz einnahmen.

Die Glaubenswuth Ferdinand's II. entzündete den dreißigjährigen Krieg, der halb Deutſchland in eine Wüſtenei verwandelte *). Und ungefähr ein Jahrhundert ſpäter entzündete die Rachſucht Maria Thereſia's, dieſer ſonſt trefflichen Fürſtin, den ſiebenjährigen Krieg, während deſſen die Ruſſen im Norden und Oſten, die Franzoſen im Süden und Weſten Deutſchlands Städte plünderten, Dörfer anzündeten, Saaten zerſtampften. Wenn Napoleon III., als er den ungerechten Feldzug gegen Deutſchland eröffnete, aus der Mitte der von ihm bezahlten und deshalb ihm ſtets nach dem

*) Wie Deutſchland durch den dreißigjährigen Krieg bis in's Lebensmark getroffen ward, gelangte, Dank der farbigen und dabei ſo treuen Schilderung Guſtav Freytag's zur Kenntniß vieler Tauſende von Leſern. — Deutſchland war durch den dreißigjährigen Krieg ſo entvölkert worden, daß ein fränkiſcher Kreistag am 14. Februar 1650 beſchloß, es ſollte jeder Mannsperſon geſtattet ſein, ſich zwei Weiber zu nehmen.

Mundes sprechenden Staatskörper den beruhigenden Satz Montesquieu's höre: nicht Derjenige verschulde den Krieg, der ihn erklärt, sondern Derjenige, der ihn zu vermeiden unmöglich gemacht, so paßte dieser für den treulosen Bonaparte unwahre Satz so recht für Friedrich den Großen. Denn wäre er nicht seinen, das Aergste planenden Feinden zuvorgekommen, sie hätten später, nachdem sie alle ihre Kräfte gegen ihn vereinigt, die Zerstückelung Preußens, die sie bis in's Einzelne vorberathen, sicher zu Stande gebracht. Und mit der Machtlosigkeit Preußens wäre dem vielgetheilten Deutschland das Schicksal Polens bereitet worden. Jenes Wort Maria Theresia's, sie wolle lieber ihren Unterrock, als Schlesien, verlieren, ist mehr als historische Anekdote; es kennzeichnet aufs Deutlichste die Gesinnung der im Allgemeinen edlen, aber in diesem besonderen Falle durch Rachsucht unweiblich gewordenen Kaiserin. Sagt dieses Wort doch, daß die sonst so züchtige Kaiserin lieber ein zur Verhüllung höchst nothwendiges Kleidungsstück zeitweise entbehren, als auf eine lange stammte Provinz ihres Reiches verzichten wolle. Und wenn sie auch nicht ihren Unterrock verlor, so verlor sie doch sehr an ihrer weiblichen Würde, als sie, um nur ihren Rache gegen den verhaßten Preußenkönig Genüge zu thun, sich zu zwei, so geringe Achtung verdienenden Frauenspersonen, wie es die Kaiserin Elisabeth von Rußland und die Marquise von Pompadour waren, freundlich, wenigstens nicht ablehnend verhielt. Die von den mit den Jahren immer bigotter werdenden Maria Theresia eingesetzte Keuschheitscommission hätte bei der französischen und russischen Buhlerin sich wahrhaft nützlich zu erweisen vermocht. Denn die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die nicht blos aus dem Becher der Wollust nippte, sondern tiefe Züge daraus that, trank überdies den Wein — böse Spötter behaupten, sogar den Branntwein — mit dem ewigen Durste eines Kaisers Wenzel, so daß sie, gleich ihm, auch an häufiger Trunkenheit litt und ihre Minister oft

Tagelang keine Unterſchrift von ihr erlangen konnten. Die Marquiſe von Pompadour iſt aber hinreichend bekannt, ſo daß ſie nicht weiter charakteriſirt zu werden braucht. Zu ſolchen Bundesgenoſſinnen bequemte ſich die tugendhafte Maria Thereſia, nur um die Rache koſten zu können, ein Gericht, das, wenn es munden ſoll, bekanntlich kalt gegeſſen werden muß.

War nun die Bundesgenoſſenſchaft Maria Thereſia's mit der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland und der Marquiſe von Pompadour ihrer weiblichen Würde wenig angemeſſen und konnte es einem auf Tugend haltenden Volke, wie dem deutſchen, nicht gleichgültig ſein, die erſte Frau des Reiches in ſolcher Geſellſchaft zu ſehen, ſo ſteigerte ſich der Mangel an Sittlichkeit, oder vielleicht nur Schicklichkeit, zu einem Verbrechen gegen beſchworene Eide, als vom deutſchen Kaiſer, der am Altare Gottes gelobt hatte, allezeit Mehrer des Reiches zu ſein, den Ruſſen und Franzoſen, um ſie nur zum Anbeißen eines ſo gefährlichen Wildes, wie es Friedrich der Große war, anzulocken, die fetteſten Biſſen von dem deutſchen Reichskörper verſprochen wurden. Dieſer Treuloſigkeit gegen deutſches Land haben ſich die Habsburger wiederholt ſchuldig gemacht. So, als ſie in dem letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts von Bonaparte vernichtend geſchlagen wurden, ſagten ſie willig der franzöſiſchen Republik die Rheinprovinzen zu, wenn dieſelbe ſie nur mit einem Fuße in Italien ſtehen laſſen wollte. Zur wohlverdienten Strafe haben ſie dann im Jahre 1866 für die am Ende des vorigen Jahrhunderts gegen Deutſchland begangene Treuloſigkeit alles heſperiſche Land verloren, ſammt dem Vorſitze im deutſchen Reiche. Und auf wie ſchmähliche Weiſe verloren ſie Italien, indem ſie es an Kaiſer Napoleon III. abtraten! Auch dies geſchah ja wieder von einem Habsburger, um die Franzoſen wo möglich über Deutſchland herfallen zu machen. Wahrlich, Deutſchland hat den hinreichendſten Grund, Gott auf's Innigſte zu

danken, daß es endlich von einer Dynastie geschieden ward, die nie ein Herz hatte für das Reich, an dessen Spitze sie stand und die es gern wieder in die Netze der Römlinge zurückgeführt hätte.

Beschwor der Glaubenseifer Ferdinand's II. im siebenzehnten Jahrhundert über Deutschland den dreißigjährigen Krieg herauf; entzündete die Rachsucht Maria Theresia's im achtzehnten Jahrhunderte den siebenjährigen Krieg, so brachte im neunzehnten Jahrhundert der despotische Hang Franz des Zweiten und die jeden höheren Fluges baare Gesinnung Metternich's, Deutschland um alle Früchte der Freiheitskriege. Es war demnach nur gerecht, daß im Jahre 1866 endlich das Band Deutschlands mit Oesterreich gelöst ward, das dem letzteren keinen Segen gebracht und das erstere schwer geschädigt hatte. Natürlich behielt Deutschland für seine ungefähr zehn Millionen Brüder, die es der bedenklichen Zukunft Oesterreichs überantworten mußte, ein warmes Herz und gab ihnen die innigsten Segenswünsche mit, es möchte ihnen gelingen, in dem Staate, dessen gebildetstes und tüchtigstes Element sie unbestritten ausmachen, zu der ihnen gebührenden und meist vorenthaltenen Stellung zu gelangen. Haben sie es doch bis dahin dulden müssen, oder vielmehr höchst tadelnswerther Weise geduldet — denn wo fände eine Regierung die Macht, einem nach Millionen zählenden Volksstamme das Ungerechteste zu bieten, wenn dieser in feiger Geduld nicht Alles über sich ergehen ließe? — haben die harmlosen Deutschen Oesterreichs doch bis dahin geduldet, daß ihre rastlos experimentirende und niemals ein festes, unverrückbares Ziel im Auge behaltende Regierung mit Ungarn, Czechen, Slowaken und Wallachen, diesen gegenüber den Deutschen auf so niedriger Culturstufe stehenden Völkerschaften, schön that, während sie das treueste und als festesten Kitt gegen die Staatszerbröckelung dienende Urelement gleichgültig bei Seite schob. O, die Deutschösterreicher haben sich, schlimmer noch als die Deutschen im Mutterlande,

Unerträgliches gefallen lassen und es wäre wohl Zeit, wenn sie mit ihrem heimischen Dichter, Karl Beck, sprächen: „Die Zeiten der Hundedemuth, sie sind vorüber, die leidigen!“

So bot die Verbindung Deutschlands mit Oesterreich und die Unterordnung eines dem Lichte zustrebenden Volkes unter ein lichtscheues Herrschergeschlecht, so bot die Verbindung Deutschlands und der Habsburger für den Freund des Fortschritts ein herzbeklemmendes Schauspiel dar.

Einen wie viel erfreulicheren, durch Helle und belebende Wärme wohlthuenden Anblick gewährte von jeher das Verhältniß der Hohenzollern zu Deutschland! Was haben die Hohenzollern in ihren drei bedeutendsten Vertretern, in dem großen Kurfürsten, Friedrich dem Großen und Wilhelm dem Siegreichen, für Deutschlands Ansehn geleistet und sein Wiedererstehen aus staatlicher Verkommenheit! Ohne die Hohenzollern und Preußen wäre Deutschland längst zum geographischen Begriffe geworden, zu welchem Metternich gern für ewige Zeiten Italien verdammt hätte

Wenn man bedenkt, wie die Franzosen und Schweden, vom Selbstgefühle geschwellt, am Ende des dreißigjährigen Krieges dastanden, während das arme Deutschland, aus tausend Wunden blutend und durch religiösen Hader feindlich geschieden, einen erbarmenswürdigen Anblick darbot; wenn man in's Auge faßt, daß mit Ludwig's XIV. aufgehendem Gestirne die deutschen Fürsten im Süden und Südwesten zu Trabanten Frankreichs wurden, oder, um es mit weniger zarten Worten zu sagen, daß sie, gleich dem elenden englischen Könige Karl II., sich von Ludwig XIV. durch große Summen bestechen ließen, so daß ihre Handlungen sich nicht nach dem Vortheile ihrer Länder, sondern nach dem Vortheile ihres Soldherrn richteten; wenn der Blick durch solche Unwürdigkeiten betrübt wird, so erquickt andrerseits den Geist die Erwägung, daß es doch einen deutschen Fürsten gab, der voll und ganz die deutsche

Würde wahrte und der niemals Ludwig dem Vierzehnten Zugeständnisse an Ehre machte. Und dies war der Große Kurfürst. Konnte er auch zu seinem Schmerze Deutschland gegen den Uebermuth des gallischen Nachbarn nicht sicher stellen, weil erkaufte oder furchtsame deutsche Mitfürsten sich zu der Höhe seiner Entschlossenheit nicht emporzuheben vermochten, so konnte er doch den Schweden, deren übermüthiges Schalten in Deutschland unerträglich geworden war, den so lange verdienten Denkzettel geben und er that dies in kräftigster Weise bei Fehrbellin. Der Große Kurfürst und der Große Leibnitz, dieser auf dem Boden der Wissenschaft, jener auf dem Felde des Staates, lassen den Deutschen, der sonst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts das Auge beschämt zu Boden senken müßte, wieder ein wenig freier emporblicken.

Auch Leibnitz — wie denn wahrhafte Größe nicht denkbar ist, ohne daß sie ihre starken Wurzel in vaterländischen Boden gesenkt hätte — auch Leibnitz trug den Kopf voller Pläne, wie der traurigen Gestalt des deutschen Vaterlandes ein Ehrenmantel umgehängt werden könne.

Und im achtzehnten Jahrhunderte sind es die Großthaten Friedrich's *), die dem Deutschen wieder ein freieres Athemholen möglich machen, während sonst die Elendigkeit der damaligen staatlichen Verhältnisse ihm einen vollen Zug der Lunge kaum gestatteten. Wie die Großthaten Friedrich's auf alle edleren deutschen Herzen, auch wenn sie in einer noch ganz jungen Brust schlugen, veredelnd und erweiternd wirkten, das schildert uns Goethe in der Erzählung von seiner Kindheit. Mochte auch Klopstock über Friedrich's des Großen Gleichgültigkeit gegen die deutsche Literatur

*) Johannes von Müller nennt, vielleicht etwas überschwänglich, den siebenjährigen Krieg den größten, „welcher seit Hannibal und Scipio geführt worden."

grollen, ſo hatte doch der geniale König wohlthätig genug dahin gewirkt, daß der deutſche Volksſtamm von auswärtigen Nationen nicht mehr verachtet ward, und, was ſchlimmer geweſen wäre, davor bewahrt blieb, ſich ſelber zu verachten. Wäre den Plänen Maria Thereſia's durch die preußiſchen Siege nicht Einhalt geboten und wären die Franzoſen und Ruſſen nicht verhindert worden, ſich deutſches Reichsland nach Belieben zuzueignen, ſo wäre es um ein mit den ſchönſten Mitteln ausgerüſtetes Volk geſchehen geweſen und daſſelbe hätte ſich verdammt geſehen, ſeine Kräfte für fremde Nationen zu verwenden, wo ihm mit Geringſchätzung und Undank wäre gelohnt worden. Die deutſche Literatur hatte, wie Schiller es ausſpricht, nicht zu beklagen, daß ſie vor dem Throne Friedrich's ſchutzlos und ungeehrt daſtand, ſie geſtaltete ſich deshalb nur um ſo lebensvoller und blieb vor jener kalten Regelmäßigkeit bewahrt, die an den ſonſt glänzenden Dichtern im Zeitalter Ludwig's XIV. für den ungebundenen deutſchen Geſchmack kein reines Behagen aufkommen läßt.

Im neunzehnten Jahrhundert aber, wo endlich die Nationen die Weltbühne betreten und nicht mehr das Ganze dazu dient, daß ſich von ſeinem dunklen Grunde einzelne leuchtende Theile abheben, im neunzehnten Jahrhundert, wo die von Carlyle gefeierten Heroen nicht mehr eine willenloſe Heerde ſich nachreißen, iſt es das ſich 1813 erhebende preußiſche Volk, das wiederum einen hellen Ruhmesſchimmer über Deutſchland ausbreitet. Und in dieſe Ruhmesthaten des preußiſchen Volkes ſpielt ſchon vorbedeutlich die Kraft und die Begabung des übrigen Deutſchlands mithinein, ſo daß der Weiterblickende zu ſchließen vermag, was die geeinten Glieder einer ſolchen Nation dermaleinſt Großes und Herrliches werden zu leiſten im Stande ſein. Da tritt uns der aus Süddeutſchland ſtammende Reichsfreiherr von Stein entgegen, der in den Jahren der Unterdrückung durch eine Reihe wohlthätiger Staatseinrichtungen

Preußen fähig macht, den Kampf mit dem fränkiſchen Imperator anders zu beſtehen, als im Jahre 1806, wo das Volk gegen einen ſich ſpreizenden Militarismus*) willenlos und rechtlos zurücktrat. Da iſt der aus niederſächſiſchem Bauernſtamme hervorgegangene Scharnhorſt, der durch ſein Krümperſyſtem und den weiten militairiſchen Rahmen, in den er ſämmtliche Schichten des Volkes einreiht, es möglich macht, daß nach dem Gottesgerichte in Rußland Preußen mit einem Heere daſteht, von dem die Welt und es ſelber keine Ahnung gehabt hatte. Und in dieſem Heere war es der aus Mecklenburg ſtammende Blücher, der die Soldaten am Beſten zum Siege führte, während der Sachſe Theodor Körner die feurigſten Kriegslieder ſang und durch ſeinen kühnen Reitertod den Dichter und Krieger gemeinſam verklärte. Alſo ſchon damals begriffen alle edleren deutſchen Herzen, wo das eigentliche Heil des Geſammtvaterlandes zu ſuchen ſei und bereits im Jahre 1813 ward durch prophetiſche, ihrer Zeit voraneilende Geiſter jener durch Preußen in's Leben zu führende Bund geſchloſſen, den das Jahr 1870 in blutiger Herrlichkeit verwirklichte.

Was Preußen in den Freiheitskriegen Großes geleiſtet, iſt von Arndt ſchön und kräftig zum Ausdruck gebracht worden. Arndt ſagt dort, wo er das preußiſche Volk im Jahre 1813 charakteriſirt, Folgendes:

„Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochſtädt, Turin und Malplaquet, ſie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — ſie haben nie Tage gehabt, wie die von Groß-Görſchen und von der Katzbach, von Dennewitz und von Leipzig, denn ſie haben nie vorher, weder mit

*) Was ein übermüthiges Soldatenthum ſich vor der Schlacht von Jena gegen das Bürgerthum erlaubte, davon giebt uns Varnhagen von Enſe in ſeinem Lebensbilde: „Hans von Held," eine ſehr anſchauliche Vorſtellung.

einem ſo großen Geiſte, noch für eine ſo große Sache das Schwert gezogen."

Alſo das preußiſche Volk tritt erſt mit den Freiheitskriegen in edler Selbſtändigkeit auf die Weltbühne. Bis dahin hatte es ein ſehr geſchicktes und brauchbares Werkzeug in der Hand ſeiner Beherrſcher abgegeben, hatte ſich aber für ein Collectivweſen von Verſtand und freiem Willen allzu ſehr gängeln laſſen. Erſt ſeit den Freiheitskriegen dürfen wir von einem preußiſchen Volke ſprechen, einem Volke, daß ſich dann innerhalb der nächſten fünfzig Jahre zu der herrlichen deutſchen Nation erweitern ſollte.

Und was Deutſchland den Großthaten des preußiſchen Volkes in den Freiheitskriegen verdankt, ſpricht Arndt ebenfalls ſehr kräftig und ſehr wahr in folgenden Worten aus:

„Daß Deutſchlands Bewohner nach Vernichtung der franzöſiſchen Uebermacht frei athmen, daß ſie fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß ſie ihre Kinder wieder mit Freuden anſehen konnten — das danken wir nächſt Gott dieſen Beginnern der deutſchen Herrlichkeit; ſie ſind uns übrigen Deutſchen, wie verſchiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vertreter und das erſte Beiſpiel der Freiheit und Ehre geworden."

Wie übrigens in der gehobenen Stimmung der Freiheitskriege alle höheren und edleren Naturen das Einsſein von Preußen und Deutſchland richtig begriffen, verkündet Rückert in folgender Strophe eines ſeiner geharniſchten Sonette:

„Boruſſia, in dieſem Augenblicke
Iſt Deutſchlands ganzes Aug' auf Dich gerichtet,
Denn nicht iſt zwiſchen Dir und ihm vernichtet
Das alte Blutband, Dein's iſt ſein Geſchicke."

Wenn nun mit vollem Rechte oft geklagt und gezürnt worden, daß das preußiſche Volk nach den ſo glänzenden Kriegsthaten der Jahre 1813, 1814 und 1815 eine ſo unwürdige ſtaatliche Stellung fand,

indem ein patriarchaliſcher Abſolutismus von mitbeſchließenden Vertretern der Geſammtheit nichts hören wollte; wenn dies Zurückſtoßen des Volkes in politiſche Unmündigkeit allerdings berechtigten Tadel hervorruft, ſo iſt doch andrerſeits zu bedenken, daß damals gewichtige Gründe gegen eine Conſtitution ſich geltend machten, und daß höhere Zweckmäßigkeit die Billigkeit zur Seite drängte. Einmal iſt es ſehr fraglich, ob während der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts im preußiſchen Volke ſo viel Mannswürde und Selbſtbewußtſein vorhanden war, daß Vertreter deſſelben der Regierung gegenüber das Recht und die Freiheit zu betonen gewußt hätten, und dann iſt es ſogar gewiß, daß die Aneignung und Auffaugung der neugewonnenen ſächſiſchen Hälfte und der Rheinprovinz, wenn den damals einer Vereinigung mit Preußen ſtark widerſtrebenden Elementen eine parlamentariſche Stimme eingeräumt worden wäre, ſich lange nicht ſo glatt und ſchnell vollzogen haben würde, als es unter der im Allgemeinen ſehr wohlwollenden abſoluten Regierung zu Stande gebracht ward. Und dann konnte ein unfertiges und dabei mit ſo ſchwierigen Aufgaben betrautes Preußen, ein Preußen, das ſtets auf der Wacht ſtehen mußte, den äußeren Kampf innerer Gegenſätze kaum geſtatten. Denn mag immer die Rede Friedrich Wilhelm's IV., mit der er den vereinigten Landtag im Jahre 1847 eröffnete, viel zu auslaufend, mögen namentlich ſeine mittelalterlichen Titulaturen und manche, im Texte enthaltenen, romantiſche Schrullen ſehr wenig nach dem Geſchmacke der Zuhörer geweſen ſein, die größtentheils, wie die Oſtpreußen, der ſcharfen und klaren Denkkraft des Königsberger Philoſophen huldigten; ein Satz in dieſer zu doctrinären Anſprache war jedenfalls von unbeſtreitbarer Wahrheit, nämlich, daß Preußen in ſeinem langgeſtreckten, theilweiſe zerſtückelten Gebiete, das gegen Rußland im Nordoſten und gegen Frankreich im Südweſten den Schutzwall Deutſchlands zu bilden habe, daß Preußen in ſtarker, einheitlicher Hand gehalten werden

müſſe, und daß es deshalb den Unſchlüſſigkeiten und Widerſprüchen eines conſtitutionellen Regimentes nicht dürfe preisgegeben werden. Es bleibt ewig anzuerkennen und ſollte nie der dankbaren Erinnerung des deutſchen Volkes entſchwinden, daß Preußen der großen und ſchwierigen Aufgabe, zweien ſo zu Uebergriffen geneigten Mächten, wie Frankreich und Rußland, Einhalt zu gebieten, während mehrerer Jahrzehnte in ſo achtbarer Weiſe genügte. Aber dieſe Aufgabe, nur durchführbar durch die berühmte preußiſche Sparſamkeit und die Pflichttreue eines bei geringer Beſoldung Großes leiſtenden Beamtenthums, dieſe Aufgabe wäre doch auf die Länge ſelbſt ſo redlichen und ſo willigen Schultern zu drückend geworden. Deshalb iſt es ein für alle Folgezeit glückliches Ereigniß, daß Bismarck mit dem hellen Auge des Staatsmannes erkannte, wie ſich das preußiſche Volk nicht länger mit der Möglichkeit und der Anlage zur Größe begnügen dürfe, ſondern wie es auswachſen und zu ſeiner vollen Höhe emporſchnellen müſſe. Denn, wie aus dem eifrigen, aber auf falſcher Fährte befindlichen Saulus ein Paulus ward; wie bei Paulus ſich der Haß gegen das Chriſtenthum in die innigſte Liebe zu dieſer geläuterten Religion verwandelte, ſo war bei Bismarck umgekehrt — auch durch eine Erleuchtung, wie bei allen großen Männern — die von ihm mit der Muttermilch eingeſogene Verehrung für Oeſterreich, der blinde Glaube, daß dieſer Staat zum Heile Deutſchlands nothwendig ſei, plötzlich geſchwunden, um der ganz entgegengeſetzten Meinung Platz zu machen. Bismarck hatte deutlich erkannt, daß Deutſchland, welches er immer geliebt, wenngleich es in ſeiner traurigen, verkümmerten Geſtalt dem nach Kraft und Friſche Begehrenden gegen das ſich plaſtiſch abhebende Preußen zurückgetreten war, er hatte deutlich erkannt, daß an dem Dualismus von Oeſterreich und Preußen das Ganze zu Grunde gehen müſſe. Und das Ganze war in ſeinen Augen das um den geſunden Kern ſich kryſtalliſirende

Deutſchland. Da galt bei dem eiſernen Manne kein Bedenken, keine Furcht vor einem Verkennen bei dem größeren Theile ſeines eigenen Volkes; er nahm das Schwert und befreite Deutſchland von der öſterreichiſchen Umſchlingung, in der es allmälig ſtaatlich, geiſtig und religiös zu Grunde gegangen wäre.

Wenn der Prinz Friedrich Carl, als er im Jahre 1866 mit ſeinem Heere in Böhmen einrückte, in der Proclamation, welche er erließ, von dem „treuloſen Oeſterreich“ ſprach, ſo hatte dies Wort, inſofern es auf die langen und unabläſſigen Wühlereien hinwies, die von Wien aus gegen Preußen betrieben worden, während man ſich dem Berliner Cabinette gegenüber meiſt von der freundlichſten und herzlichſten Seite zeigte, ſo hatte dieſe Anklage eine nicht zu beſtreitende Wahrheit. Denn Beiſpiele von öſterreichiſcher Treuloſigkeit in Bezug auf Preußen giebt es ſo zahlreiche, daß man blind zugreifen kann und allenthalben die Hände voll hat. Faſſen wir einmal den Congreß von Utrecht in's Auge! Dort verlangte Preußen als eine wohlverdiente Entſchädigung für opfervolle Leiſtungen einen Theil des Oberquartiers Geldern. Frankreich und die Niederlande hatten nichts dagegen einzuwenden und England unterſtützte ſogar das preußiſche Verlangen auf's Bereitwilligſte. Man war demnach zu der Erwartung berechtigt, daß die Sache gar keine Schwierigkeiten finden werde. Denn von dem kaiſerlichen Hofe, dem Preußen der treueſte Verbündete geweſen, mußte man doch annehmen, daß er eine ſo willfährige Stimmung von Seiten der anderen Mächte benutzen werde, um dem bewährten Bundesgenoſſen den Lohn für ſeine Anhänglichkeit und Beſtändigkeit zu gewähren. Aber dieſe ſo wohlberechtigte Annahme ward gänzlich zu Schanden. Denn als die preußiſche Forderung in einem Protokoll ſicher geſtellt werden ſollte, ſo verweigerte der Graf Sinzendorf, der Geſandte des Kaiſers, beharrlich ſeine Unterſchrift. Die Geſandten Englands und Hollands ſollen, um die Sachen zu Ende

zu bringen, ihn flehentlich um seine Unterschrift gebeten, aber seinen Widerstand nicht haben brechen können*). Da riß dem englischen Gesandten zuletzt die Geduld und er erklärte dem Grafen Sinzendorf, es blieben ihm vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, ob er unterzeichnen wolle oder nicht. Verweigere er nach Ablauf des festgesetzten Zeitraums seine Unterschrift, so werde man dem Könige von Preußen das ganze Oberquartier Geldern überlassen. Dieser Schreckensschuß wirkte. Graf Sinzendorf unterzeichnete, behielt aber die Bestätigung des Kaisers vor, wohl wissend, daß diesem jede Vergrößerung und Stärkung Preußens bis in den Tod zuwider sei. Wie richtig der Graf Sinzendorf die Gesinnung seines kaiserlichen Herrn errathen hatte, beweist der Umstand, daß eine Ratification von Wien aus niemals erfolgte.

Und wie treu hatte sich der derbe, aber brave und rechtliche König Friedrich Wilhelm I. von Preußen stets gegen den Kaiser gezeigt, mithin ein solch' hinterrückiges Benehmen von Seiten Oesterreichs am allerwenigsten verdient. Als Friedrich Wilhelm I. hörte, daß der König von England sich mit dem Gedanken einer Gesandtschaft an ihn trage, so beeilte er sich, in London die Erklärung abgeben zu lassen, daß, falls in den ihm zu machenden Mittheilungen etwas gegen Kaiser und Reich vorkomme, man besser thue, die Kosten zu sparen und die Gesandtschaft zu Hause zu behalten, da jeder Versuch, ihn von seinem Freunde und Verbündeten abwendig zu machen, vergeblich sein werde. Eine ähnliche, sehr unumwundene Erklärung gab der preußische König dem französischen Gesandten in Berlin. Friedrich Wilhelm I. schreibt über diese Erklärung den 13. April 1729 an General Seckendorf, er

*) Es heißt in einem französischen Berichte über diesen Vorfall: „Le comte de Sinzendorf regimbait. Les plénipotentiaires des états se joignirent aux Anglais, pour porter ce ministre Impérial à condescendre à un tel traité. Ils le prièrent même, pour ainsi dire, les mains jointes pour cela.

habe zu dem französischen Gesandten gesagt, daß er nicht betrogen zu werden wünsche und auch Niemanden betrügen wolle. „Also declarirte ich" — dies sind die eigensten Worte des Königs — „daß sie mich von Kaiser und Reich nicht detachiren würden, und daß ich mit dem Kaiser so étroit in alliance stände, daß ich von ihm nicht als mit dem Tode scheiden würde.

In dem Wusterhauser Vertrage vom 20. October 1726 erklärte sich Friedrich Wilhelm I. zum treuesten Bürgen der pragmatischen Sanction und erneuerte seine Verpflichtung in dem geheimen Berliner Vertrage vom 23. December 1728. Doch blieb es nicht bei'm bloßen Versprechen, sondern der König ward der ehrlichste und eifrigste Vertheidiger der pragmatischen Sanction, den man nur finden konnte. Da Hessen sich damals nicht so im Schlepptau des österreichischen Hofes befand, als im neunzehnten Jahrhundert und Schwierigkeiten machte, eine Bürgschaft für die pragmatische Sanction zu übernehmen, so ward Friedrich Wilhelm I. bei seiner Treue für den Kaiser hierüber sehr unwillig und schrieb in seiner derben Weise an Seckendorf, wie folgt:

„Was die Hessen anbelangt, die müssen die pragmatische Sanction annehmen, wollen sie nit, muß man kurz Fricassé machen, daß kein Stückchen herauskommen kann, denn was will das sagen, wo die Kleinen nit wollen dem Vaterlande getreu sein."

Doch preußische, oder vielmehr damals brandenburgische Willigkeit gegen das habsburgische Kaiserhaus trat schon im siebenzehnten Jahrhundert leuchtend hervor und fand auch in dem Tractate von 1686 einen bezeichnenden Ausdruck. In diesem Tractate, wo sich der Kaiser Leopold I. als „Unüberwindlichster Fürst" titulirt, obgleich er vor den Türken aus seiner Hauptstadt geflohen war, die ihm erst wieder durch Sobieski erschlossen wurde, in diesem Tractate beklagen der Kaiser Leopold und Kurfürst Friedrich Wilhelm in sehr verständiger Weise, daß das heilige römische Reich

deutſcher Nation durch die Uneinigkeit ſeiner Glieder ſo vielen Schaden genommen. (War es doch damals, wo der Uebermuth Ludwig's XIV. keine Grenzen kannte.) Hierauf wird angelobt, daß eine aufrichtige, beſtändige nachbarliche Freundſchaft zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten beſtehen ſolle. Dieſe Freundſchaft ſolle „von beiden Theilen vertraulich und ohne Falſch unterhalten werden.“ Einer ſolle „des Andern Nutzen und Beſtes ſuchen.“ Wenn „ein Theil etwas in Erfahrung bringe, ſo zu des Andern Präjudiz und Schaden gereiche, ſo ſolle er ſolches vertraulich communiciren.“ Dann kommt der Tractat aus dieſen allgemeinen Angelobungen, wo es noch immer von dem guten Willen des einen oder des andern Theils abhing, ob man die Theorie in die Praxis verwandeln wollte, dann kommt es zu der ganz beſtimmten Abmachung, daß „die beiderſeitigen Geſandten und Ministri allerorten, ſowohl zu Regensburg, als auch anderswo, ſowohl innerhalb wie außerhalb des Reichs, inſtruirt werden ſollen, daß ſie zum Beſten deſſelben, auch beider hoher Häuſer, ſowohl im Voiren, als im Negociiren, ſich untereinander wohl verſtehen, mit einander communiciren, auch die Vota confirmiren möchten; falls aber Sachen vorkämen, wo ſie abweichender Meinung wären, ſich auch nach vorhergegangener Communication nicht einigen könnten, ſo ſolle jedennoch mit allem Glimpf votirt und gehandelt werden.“

Wie verfuhr Oeſterreich ſo gänzlich im Gegenſatze zu dieſen feierlich eingegangenen Verpflichtungen! Kaiſer Leopold gab Brandenburg vollſtändig in dem Frieden Preis, den er mit Ludwig XIV. abſchloß. Der ſtolze Selbſtherrſcher in Verſailles beſtand nämlich unerſchütterlich darauf, daß Schweden, das unverrückt auf ſeiner Seite geblieben, alle Beſitzungen, die es in Deutſchland während des Krieges verloren hatte, wieder erhalten ſollte. Da der Kaiſer Leopold das ihm ſo treu und dienſtfertig geweſene Brandenburg ſchmählich im Stiche ließ, ſo konnte dieſes allein gegen den über-

mächtigen französischen König nichts ausrichten und kam um den Preis aller seiner Anstrengungen. Der Kaiser Leopold tröstete sich über seine Treulosigkeit mit dem Satze, wie eine Vergrößerung Brandenburgs für Oesterreich von großer Gefahr sei und wie er nicht begünstigen dürfe, „daß sich im Norden Deutschlands ein neues Königreich der Vandalen bilde.“

Man ersieht aus den obigen Anführungen deutlich, wie es an herzlichen Abmachungen, die das festeste und innigste Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich bewirken konnten, nicht gebrach. Preußen hat es auch an sich nicht fehlen und die That dem Worte folgen lassen, während Oesterreich meist hinterrücks und undankbar gegen Preußen verfuhr. Das berühmte, oder vielmehr berüchtigt gewordene Wort des Fürsten Schwarzenberg: „L'Autriche étonnera le monde par son ingratitude,“ das er in Bezug auf Rußland gebrauchte, als dieses das österreichische Selbstgefühl durch den Bericht des Feldmarschalls Paskiewitsch: „Ungarn liegt zu den Füßen Ew. Majestät,“ so tödtlich verwundet hatte, dies Wort des Fürsten Schwarzenberg charakterisirt das österreichische Verhalten im Großen und Ganzen. Wie der Einzelne, dessen Leben einer sichern und würdigen Grundlage entbehrt, nicht sicher und würdig vorgehen kann, sondern durch allerlei Verlegenheiten und Kleinlichkeiten hierhin und dorthin gerissen wird, so ist es auch mit Staaten, die gänzlich des Schwerpunktes entbehren. Und mit keinem der europäischen Großstaaten verhält es sich in dieser Hinsicht so ungünstig, als mit Oesterreich, das aus lauter Bruchtheilen sich feindlich abstoßender Nationalitäten zusammengesetzt ist. Deshalb wollte es kein würdiges und einheitliches Ganze an seinen Grenzen dulden, weil dadurch seine eigene, so fragwürdige Gestalt noch trauriger in's Auge gefallen wäre. Aus diesem Grunde lastete es wie ein Alp auf Italien und verfolgte jeden Gedanken an italienische Einheit mit Stock, Kerker und Todtschießen. Und ebenso, wie auf

Italien, laſtete Oeſterreich auf Deutſchland und hinderte jegliches feſtere Zuſammenfaſſen, was doch ſo nothwendig geweſen wäre, um gegen zwei ſo bedenkliche Nachbarn, wie Frankreich und Rußland, beſſer gerüſtet zu ſein. Auch ſtrebte es ſtets dahin, jeden ſtolzen und freien Gedankenaufſchwung bei unſerm, zur kühnſten Speculation ſo befähigten Volke im Keime zu erſticken; denn es begriff, daß eine Nation, die auf der Höhe der Idee ſtehe, unmöglich an ihrer Spitze eine Regierung dulden könne, die mit einer Beharrlichkeit, vermöge deren ſie in edlen Dingen Großes zu leiſten im Stande war, ſtets in den Niederungen des Obſcurantismus ihre Zelte aufſchlug. Und als es ſich nun im Jahre 1866 darum handelte, ob Licht, ob Finſterniß; ob Preußen, ob Oeſterreich, da herrſchte in Deutſchland noch bei vielen, ſelbſt wiſſenſchaftlich gebildeten Männern eine ſolche Unklarheit in Bezug auf ſtaatliche Begriffe und politiſche Entſcheidung, daß ſogar in Baden, einer der vorgeſchrittenſten deutſchen Provinzen, ein Miniſter mit den kindlichſten Anſchauungen zu Tage trat. Heinrich von Treitſchke, dem Gottſchall mit Recht ein Os magna sonaturum nachrühmt, fertigte die Kurzſichtigkeit dieſes badenſchen Miniſters gebührend ab; nur hätten wir gewünſcht, daß dem beredten Publiciſten, der ja über die Fülle des Cicero und die Kraft des Demoſthenes gebietet, auch etwas von dem Spotte Voltaire's zur Verfügung geſtanden. Denn was ſoll man ſagen, wenn ein Miniſter, der doch die Geſchichte ſeines Volkes kennen muß, zu behaupten wagt, Oeſterreich ſei der Stolz Deutſchlands. Verlor Deutſchland unter dem Vorſitze Oeſterreichs nicht ein Reichs-Bollwerk nach dem andern? Ward ihm nicht durch öſterreichiſche Machinationen jede Erweiterung ſeiner politiſchen Rechte und Freiheiten verkümmert? Suchte Oeſterreich nicht durch den ſtets gepflegten Bund mit Rom das Volk religiös zu verdummen, damit ſein Geiſt ſich niemals zu Anſprüchen in der ſtaatlichen Sphäre erhebe?

Wohl wiſſen wir, daß Oeſterreich ſich auf das ſtolze A. E. I. O. U. ſtützt, von dem die Einen die Erklärung geben: „Austria est imperare orbi universo,“ die Andern: „Austria erit in orbe ultima.“ Die erſte Erklärung ruft ein mitleidiges Achſelzucken hervor. Wann hätte Oeſterreich je ſo dageſtanden, daß es den Gedanken erweckte, es wäre zur Beherrſchung des Erdkreiſes berufen? Allerdings hatte das habsburgiſche Kaiſerhaus glückliche Heirathen abgeſchloſſen und dadurch ungeheure Ländermaſſen zuſammengehäuft. Darauf geht ja der Spruch: „Bella gerant alii; tu, felix Austria, nube.“ Aber zum Glück laſſen ſich verſchiedene Nationen nicht ſo zuſammenkuppeln, wie ein Prinz und eine Prinzeſſin. Trotzdem, daß der ſchöne Max die reiche Erbtochter Karl's des Kühnen geheirathet hatte, vermochte er doch nicht nach dem Tode dieſes übermüthigen Fürſten zu verhindern, daß Burgund dem ſchlauen Ludwig XI. zur Beute fiel. Ja, mußte Max nicht ruhig den Schimpf einſtecken, daß Karl VIII., als der ſchon alternde Habsburger wiederum eine Erbtochter heimführen wollte, nämlich Anna von Bretagne, die dem römiſchen Könige bereits durch Procuration angetraute Gemahlin gewaltſam verhinderte, nach Deutſchland zu reiſen und dieſelbe in ſein Ehebette zwang? So wenig vermochte Oeſterreich damals gegen Frankreich auszurichten. Und ſelbſt unter Kaiſer Karl V., wo das Haus Habsburg doch anſcheinend auf einer Höhe ſtand, die alle übrigen fürſtlichen Familien weit überragte, ſelbſt damals kamen Noth und Schwäche zu kläglichem Vorſchein. Als Franz von Sickingen Karl V. bei einer Unterredung — Sickingen ſollte ſeine in kaiſerlichem Dienſte verwandten Truppen entlaſſen und war aus eigenen Mitteln nicht im Stande, die rückſtändige Löhnung für ſie aufzubringen — als nun Franz von Sickingen Karl V. erſuchte, gnädigſt den Befehl geben zu wollen, daß das ihm geſchuldete Geld ausgezahlt werde, da erröthete der Herrſcher, in deſſen Reiche die Sonne nicht unter-

ging, vor Verlegenheit, weil er wußte, daß dies ſo gerechte Verlangen unerfüllt bleiben müſſe. Es befand ſich der Kaiſer Karl V. diesmal in der Lage, in der ſich ſein Großvater, der ſonſt ſo wackere, aber in Bezug auf Heirathen gar zu berechnende Max I., ſich faſt ſein ganzes Lebelang befunden hatte, nämlich daß die tiefſte Ebbe in ſeinem Schatze herrſchte, wenn anders bei Herrſchern, die eigentlich nie über große, bereitſtehende Summen zu verfügen hatten, von einem Schatze überhaupt die Rede ſein kann. Und bei dem Urgroßvater Karl's V., bei Kaiſer Friedrich III., war es in Bezug auf das Geld noch viel kläglicher beſtellt. Wie dürftig und ſchäbig ſah der Kaiſer und ſein Gefolge aus, als er mit Karl dem Kühnen die von dieſem erbetene Unterredung hatte! Bei dem burgundiſchen Herzoge und ſeinen Rittern glänzte Alles von Sammet, koſtbaren Federn, Gold und Edelſteinen, während der Kaiſer und ſein Gefolge an Don Quixote und deſſen Knappen erinnerten. Und doch hätte der burgundiſche Herzog von dem Cäſar, der kein Geld hatte, aber Ehren und Würden verleihen konnte, für ſein Leben gern den Titel eines Königs eingetauſcht! Der gar zu große Abſtand zwiſchen der Pracht des Herzogs und der Dürftigkeit des Kaiſers wirkte denn auch ſo beſchämend auf den Letzteren, daß er und die Seinigen bei Nacht und Nebel verſchwanden, was allerdings nicht fürſtlich und vornehm, wohl aber menſchlich verzeihlich war.

Die Geldnoth zieht ſich durch die Geſchichte Oeſterreichs faſt ohne Unterbrechung hin. Was hatten die kaiſerlichen Feldherren zu dulden, denen für ihre Soldaten faſt nie der Sold rechtzeitig zugeſandt ward und die deshalb in ihren Bewegungen ſich ſtets gehindert ſahen, ganz abgerechnet die zöpfigen, aus der Ferne gegebenen, für die augenblickliche Sachlage gar nicht paſſenden Vorſchriften des hochweiſen Hofkriegsraths. Eben weil es in der öſterreichiſchen Kriegscaſſe ſtets am Beſten fehlte, ſtieß ja Montecuculi den Angſtruf aus: „Geld! Geld! Geld!“ Und wie ſah ſich der Prinz Eugen

durch eben dies Hinderniß in seinen klügsten und kühnsten Entschlüssen behindert! Verlief doch der für Oesterreich in der größeren Hälfte so glorreiche spanische Erbfolgekrieg gegen das Ende traurig und matt, als England mit Frankreich Frieden geschlossen hatte und jetzt Eugen ohne Geld und ohne den nothwendigen Nachschub von Truppen sich den Feldherren Ludwig's XIV. allein gegenüber befand, Feldherren, die trotz der Erschöpfung ihres Vaterlandes dennoch mit Allem reichlich versehen wurden. So lahm war Oesterreich am Ende des spanischen Erbfolgekrieges. Und war es etwa frisch und mit Geld wohl versehen, als dieser schreckliche Krieg ausbrach? Weit gefehlt. Der Anfang war so kläglich, als das Ende. Ja, schon das Vorspiel war tragikomisch. Denn, als es galt, den Erzherzog Karl noch vor dem Ableben des spanischen Königs, das bei dem schwächlichen körperlichen Zustande des Letzteren jeden Augenblick eintreten konnte, mit einem Heere nach Madrid zu entsenden, wie es von den dortigen Machthabern angerathen worden, da fehlte es in Wien so sehr an Geld, daß an die Ausführung dieses Vorschlages gar nicht gedacht werden konnte. Mochte man sich auch noch so sehr schämen, so mußte man doch gegen die österreichische Partei am spanischen Hofe mit der Sprache heraus. Diese that sehr verwundert, daß man für ein so großes Ziel nicht große Mittel aufbieten wolle. Auch zeigte sie ihr hochmüthiges Befremden über ein so gänzliches Entblößtsein von Geld und der Möglichkeit, sich das Fehlende zu verschaffen. Freilich war das hochmüthige Befremden von Seiten der Spanier in Bezug auf die Mittellosigkeit Oesterreichs kaum berechtigt, da unter den letzten Habsburgern in Madrid die Noth eine weit größere war, als in Wien. Denn in letzterer Stadt gab es doch noch einen theilweise reichen Adel und einen wohlhabenden Bürgerstand, während in Madrid bei der heillosen Mißregierung der geistig immer mehr verkümmernden Habsburger durch alle Classen der Gesellschaft hindurch höchst dürftige, ja,

unter der theilweiſe hungernden Ariſtokratie, oft tragiſche und meiſt tragikomiſche Scenen ſich zutrugen. Und warum in Wien ſowohl, wie in Madrid, dieſe heilloſen Zuſtände, namentlich in Bezug auf den gänzlich mangelnden Credit des Staats? Weil die Regierung trotz großer geiſtiger Beſchränktheit Alles allein abmachen wollte, weil ſie die früheren ſtändigen Freiheiten zerſtört hatte, weil ſie den Klerus als eine große Verdummungsmaſchine gebrauchte, weil, mit einem Worte, man ſich in Madrid, wie in Wien, gegen den heiligen Geiſt des Fortſchritts und der Veredelung verſündigte, ohne den es für Staaten und Individuen kein Heil giebt und keine Zukunft. So ſah denn der Erzherzog Karl, der, wenn er gehörig ausgerüſtet und rechtzeitig in Madrid angelangt wäre, ſich die Krone Spaniens vielleicht ohne Kampf auf's Haupt hätte ſetzen können, ſo ſah ſich der Erzherzog wegen Mangels an Geld nicht im Stande, das Geziemende würdig in Angriff zu nehmen.

Als auch der Admiral von Caſtilien, der ebenfalls wünſchte, daß ein Sproß aus dem Hauſe Habsburg dem kinderloſen ſpaniſchen Könige folgen möge, auf die Ankunft des Erzherzogs Karl nebſt einem Heere von mindeſtens zehntauſend Mann drang, ſo mußte man von Seiten des Wiener Cabinets auf's Neue mit dem verſchämten Eingeſtändniſſe heraus, daß es mit dem Gelde hapere. Man ſuchte aber die kläglichen Verhältniſſe in etwas zu verhüllen, indem man vorgab, der größere Theil jener abzuſendenden Truppen beſtehe aus Lutheranern *). Dieſe würden nun jedenfalls in Spanien ſehr ſchlecht empfangen werden. Doch dieſen Einwand, oder vielmehr Vorwand ſchlug man von Madrid aus ſiegreich zu Boden. Es ward nämlich von dort geantwortet, daß die Vorurtheile in

*) Es war dies durchaus unwahr, da der glaubensfinſtere Ferdinand II. ſchon dafür geſorgt hatte, daß es in Oeſterreich nicht allzu viele Lutheraner gab.

Spanien von Seiten der Katholiken gegen die Akatholiken ſehr im Schwinden ſeien. Man verhehle ſich in Spanien nicht, daß die Lutheraner ebenſo gut Menſchen ſeien, wie die Katholiken und man ſtelle ſie ſich nicht mehr als Waldteufel mit Bocksfüßen vor. Ja, man habe ſogar häufig ihre Offenheit und Treue ſchätzen lernen, ſo daß man nur wünſchen könne, es möchten ſich unter den Katholiken recht viele finden, die ihnen glichen. Doch die Sache kam nicht vom Fleck, obgleich die den Habsburgern befreundete Partei in Madrid alles Mögliche that, um die Ankunft des zur Erbfolge berechtigten Erzherzogs zu beſchleunigen. So brach denn der 1. November (1700) herein und mit ihm das längſt erwartete Abſcheiden des zuletzt faſt in Blödſinn verſunkenen ſpaniſchen Königs, des bedauernswerthen Enkels kräftiger, aber durch Hang zum Despotismus und durch Zwang auf religiöſem Gebiete unheilvoll wirkender Vorfahren.

Der Erzherzog Karl war noch immer in Wien, als die Nachricht vom Ableben des ſpaniſchen Königs anlangte; doch wurden jetzt endlich Anſtalten getroffen, daß er ſich auf den Weg machen konnte, den er ſchon längſt hätte durchmeſſen ſollen. Allein der arme Erzherzog, der mit Geld ſehr ſchwach verſehen war — freilich, wo nichts iſt, hat nicht blos der Kaiſer ſein Recht verloren, ſondern er kann auch nichts hergeben — der arme Erzherzog, der durch die ſtürmiſche See gezwungen ward, längere Zeit im Haag zu verweilen, kam dort bald in die größte Verlegenheit und mußte, um nur die nothwendigſten Ausgaben beſtreiten zu können, bei einem Juden ſeine Juwelen für ſechszigtauſend Thaler verpfänden. Daß der durch häufige Geldnoth vorſichtig gewordene Erzherzog an eine baldige Auslöſung der Juwelen nicht glaubte, geht daraus hervor, daß der Jude verpflichtet ward, dieſelben nicht vor zwei Jahren zu verkaufen. Für dieſe Demüthigungen mag ſich der Erzherzog Karl einigermaßen entſchädigt haben, als er in London, wo er der

Königin Anna seine Aufwartung machte, die Freiheit erhielt, eine ganze Reihe schöner Hoffräuleins mit einem Kusse zu beehren.

Nachdem wir von den Geldverlegenheiten berichtet haben, von denen Oesterreich und österreichische Fürsten mit ängstlicher Beharrlichkeit heimgesucht wurden — freilich lediglich durch ihre Schuld — wollen wir einen Punkt besprechen, auf den wir durch die Proclamation geführt werden, die der Erzherzog Karl an das spanische Volk erließ, als er glücklich in Lissabon gelandet war. In dieser Proclamation nämlich forderte er die Spanier auf, sich die Franzosen vom Halse zu schaffen. Hätte er ehrlichen Kampf und offene Feldschlacht im Auge gehabt, so wäre an dieser Aufforderung nichts auszusetzen gewesen. Aber weit gefehlt, daß der Erzherzog zu Maßregeln rieth, die das Licht des Tages vertragen konnten. Nein, er forderte die Spanier mit unzweideutigen Worten zu einer Wiederholung der sicilianischen Vesper auf. Erst werden die Franzosen und der von ihnen eingesetzte König in den schwärzesten Farben gemalt und dann wird es wehmüthig beklagt, daß die sonst so leichtsinnigen Gallier doch diesmal wahrscheinlich zu vorsichtig sein würden, um zum zweiten Male eine sicilianische Vesper über sich kommen zu lassen. Diese klare Aufforderung zum Morde erscheint so ungeheuerlich, daß es die Vorsicht gebietet, den Text in seinem ganzen Umfange hier wiederzugeben. Die bezügliche Stelle lautet: „Pour conclure, figurons nous l'Espagne et les provinces de sa domination sous le joug des Français, les moeurs corrompues, la réligion et la piété méprisée, les honnêtes gens insultés, les peuples réduits à la besace, les grands bas et rampans, les étrangers maitres des forces et des richesses du pays, le roi gouvernant à la Ottomane, ses favoris, officiers, soldats et autres ministres de son pouvoir, exerçant à la rigueur ce que Samuël prédisait au peuple d'Israël, déshonorant les familles, s'emparant de ce qu'ils trouvent à leur gré,

et ne répondant aux plaintes, que par des moqueries ou de nouveaux affronts, sans qu'il y ait aucun espoir de délivrance, puisque les Français ne manqueront pas de se précautionner contre les Vêpres semblables à celles de Sicile."

Man muß geſtehen, daß dieſe Aufforderung von Seiten eines Prinzen, der aus einem Hauſe ſtammt, das ſtets ſich mit ſeiner Legitimität und ſeinen legitimen Maßregeln gebrüſtet, daß dieſe Einladung zu einer zweiten Auflage der ſicilianiſchen Vesper, mild ausgedrückt, nicht von großer Menſchenfreundlichkeit zeugt.

Wie kein Individuum, bei den mannigfachen Schwächen der menſchlichen Natur, das Recht hat, ſich in die Bruſt zu werfen, ſo hat es auch kein Staat. Iſt dieſe Aufforderung von Seiten des Erzherzogs Karl an die ſpaniſche Nation, ſich die Franzoſen durch Mord vom Halſe zu ſchaffen, vollkommen ausreichend, um das Haus Habsburg für immer des Rechtes zu berauben, daß es ſich ſeiner legitimen Maßnahmen rühme, ſo kommen doch noch andere Fälle hinzu, die unwiderleglich darthun, wie man von öſterreichiſcher Seite vor revolutionairen Maßregeln durchaus nicht zurückbebte, wenn dieſelben irgendwie Erfolg verhießen. So donnerte Oeſterreich in einer Denkſchrift, die den Titel führte: „Brief an Mylord," welche Denkſchrift in deutſcher, engliſcher, franzöſiſcher und ſpaniſcher Sprache erſchien — mithin war für ihre Verbreitung hinlänglich geſorgt — ſo donnerte Oeſterreich in einer vom Grafen Stadion den engliſchen Miniſtern überreichten, demnach officiell anerkannten Denkſchrift gegen den Abſolutismus Ludwig's XIV. Es ward in dieſer Denkſchrift dem franzöſiſchen Könige vorgeworfen, daß er die ſtändiſchen Rechte, die ſein Volk ihm gegenüber noch beſitze, nicht im Geringſten achte, und daß für ganz Europa nicht eher Heil erblühen werde, als bis in Frankreich wieder eine conſtitutionelle Monarchie beſtehe. „Eine conſtitutionelle Monarchie", hatte in dem Munde einer Regierung, die den Ungarn ihre ſämmtlichen conſti-

tutionellen Rechte verkümmerte, etwas höchst Unwahres, nicht aus innerer Ueberzeugung Hervorgegangenes, sondern war etwas für einen bestimmten Zweck Gemünztes. Man gönnte dem Feinde in seinem Staatskörper ein Gift, das man aus dem eigenen mit sehr drastischen Mitteln auszutreiben wußte. In wie deutlichen Worten Oesterreich für Frankreich die constitutionelle Monarchie forderte, geht aus folgender Stelle der Denkschrift hervor:

„Nach allem Diesen muß zugegeben werden, daß, welche Maßregeln auch ergriffen werden mögen, man niemals vollkommene Sicherheit gegen die Unternehmungen eines mächtigen und despotischen Königs haben wird. Das Wesentliche ist daher, die gegenwärtigen Umstände zu nützen, um in Frankreich die Regierung auf den alten Fuß einzurichten und die Reichsstände herzustellen, damit der König in Zukunft keinen Krieg ohne sie unternehmen, keine Steuern ohne ihre Zustimmung erheben kann. Obgleich die heutigen Franzosen, zur Sclaverei geboren, durch die lange Dauer der Regierung Ludwig's XIV. daran gewöhnt zu sein scheinen, so ist es doch undenkbar, daß sich nicht bei ihnen aufgeklärte und patriotische Männer finden sollten, welche im Stillen den Verlust ihrer Privilegien beklagen, den Werth derselben kennen und wissen, wie man nach und nach sie, ohne daß sie es wagen durften, sich zu beklagen, unter das schmähliche Joch gebeugt hat, welches sie niederdrückt.

Alle Stände sind entwürdigt. Die Geistlichkeit, ihres früheren Glanzes beraubt, gelangt nur durch Cabale und Gunst zu hohen Würden; ihr Benehmen zeigt nichts anderes, als ein blindes Aufgeben aller Rechte der Kirche zu Gunsten der Anmaßung des Königs und der Gewaltherrschaft der Minister; ihre Predigten nichts anderes, als feige Schmeichelei, welche das Wort Gottes zum Vorwande herabwürdigt, den König zu loben; ihre Schriften endlich nichts, als eine unwürdige Vertheidigung der grausamsten Verfolgungen und der ungerechtesten Usurpationen. — Der Adel, welcher in dem

Staate einen so hohen Rang einnahm, auf seinen Landgütern sich so schöner Vorrechte erfreute und für welchen der Hof so große Rücksichten hatte, ist so weit heruntergebracht, daß er vor einem Intendanten der Provinz knechtisch kriechen muß, daß er kein anderes Heil als im Dienst, keinen anderen Unterhalt, als die Almosen des Hofes findet.

Der dritte Stand seufzt unter einer Unterdrückung, welche nie ihres Gleichen hatte und sein äußeres Elend dient nur dazu, sein Joch zu erschweren, indem er dem Könige Soldaten liefert.

Das Parlament endlich, unter den früheren Regierungen so bewundert wegen seines Eifers für die Vorrechte und Freiheiten des Landes, dieser immerwährende Vermittler zwischen dem Volke und dem Könige ist nur noch ein hohles Schattenbild von dem, was es war und ein dienstbares Werkzeug, um die Ungerechtigkeiten und Bestechungen des Hofes gut zu heißen. Es ist das Interesse aller guten Franzosen, Antheil an dem Kampfe zu nehmen, der geführt wird, um sie in ihre alten Vorrechte wieder einzusetzen."

In den vielen literarischen und oratorischen Angriffen, die auf die französische Monarchie seit 1789 von Seiten der Liberalen und Demokraten eröffnet wurden, dürften sich keine beißenderen Stellen finden, als in dieser, vom Wiener Cabinette beeinflußten Denkschrift.

Sogar die Königin Anna entging nicht den Angriffen des Wiener Cabinets, weil sie Frieden mit Frankreich geschlossen hatte und Oesterreich sehr wohl fühlte, daß es trotz der ungeheuren Niederlagen Ludwig's XIV. dennoch diesem unbeugsamen und die letzten Kräfte seines Volkes zusammen raffenden Selbstherrscher allein nicht gewachsen sei. In der Denkschrift, die das Wiener Cabinet verbreiten ließ und in der es auseinandersetzte, weshalb es nicht gemeinsam mit England habe Frieden schließen können, wird die Königin Anna eine „ohnmächtige und unverständige Fürstin" genannt.

Wie das Wiener Cabinet im achtzehnten Jahrhundert kein Bedenken trug, einer Königin, die nach dem Vortheile ihrer Unterthanen zu handeln für gut fand und nicht mehr den Oesterreichern die Kastanien aus dem Feuer holen wollte, sehr wenig schmeichelhafte Epitheta an den Kopf zu werfen, so nahm es im Jahre 1846 keinen Anstand, gegen den aufständischen Adel Galiziens das Landvolk aufzuhetzen, damit es statt der sich thatlos verhaltenden Regierung das Rächeramt übernehme. Graf Montalembert, der bei strengkatholischer Glaubensrichtung doch voll edelsten Freiheits- und Gerechtigkeitssinnes war, beschuldigte öffentlich in der französischen Pairskammer den Fürsten Metternich und die Vollstrecker seiner Befehle, daß sie schuld seien an allen den Gräueln, die in Galizien das Auge der Menschheit und Menschlichkeit betrübten und umflorten. Er nannte diese von Wien aus angezettelten Morde „die Septembertage der Monarchie".

Während also im achtzehnten Jahrhundert ein österreichischer Erzherzog die Spanier aufforderte, sich die Franzosen durch eine zweite sicilianische Vesper vom Halse zu schaffen, hebte das Wiener Cabinet in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nicht davor zurück, die Danton'schen Gräuel in Galizien nachzuahmen, damit die Republik die Schande der Septembertage nicht allein habe.

Auch bei der Niederwerfung der Böhmen und den häufigen Aufständen der Ungarn, die stets aus vollwichtigen Ursachen hervorgingen, nämlich, weil verbriefte Rechte derselben angetastet wurden, auch bei den häufigen Empörungen der verschiedenen, zu einem österreichischen Staate zusammengeschweißten Völkerschaften ist von dem Wiener Cabinette mit Härte, ja, wir dürfen sagen mit Grausamkeit, verfahren worden. Wie viele Häupter fielen auf dem Schaffote in Prag, als die Schlacht am weißen Berge den finstern Ferdinand auf den böhmischen Thron zurückführte! Wie viel Blut sogenannter Empörer, die aber glaubten, für heimisches Recht auf-

gestanden zu sein, floß während der Jahrhunderte, die Ungarn zu Oesterreich gehörte! Wie durchbebte noch im Jahre 1849 das Morden Haynau's mit Schauder und Entsetzen das mitleidige Herz Europas! Rief doch Karl Beck mit dem schönen Freimuthe, der nicht blos ein Recht, sondern eine Pflicht des Dichters ist, dem Kaiser Franz Joseph zu:

„Den Aerzten, wie den Königen,
Sind viel der Leichen eine Schande."

Durch große Milde hat sich nun die österreichische Regierung niemals ausgezeichnet und da Milde im Allgemeinen ein Charakterzug des deutschen Volkes ist, so bildete dies schon einen schneidenden Gegensatz in einem so engen Verhältnisse.

Und doch sollte Oesterreich nach der Behauptung des badenschen Ministers den Stolz Deutschlands sein!

Meinte vielleicht der süddeutsche hohe Beamte bei seiner, je genauer man sie betrachtet, desto unhaltbarer werdenden Behauptung, daß Deutschland sich die Siege nicht dürfe entgehen lassen, die Oesterreich im Laufe der Jahrhunderte davon getragen? Nun, mit diesen Siegen sieht es, wenn man scharf hinblickt, auch gerade nicht allzu glänzend aus. Von Frankreich ward es fast immer besiegt und nicht minder von Preußen, das früher an Einwohnerzahl und Gebietsteilen so weit hinter ihm zurückstand. Allerdings hat es im achtzehnten Jahrhundert häufige Siege gegen die Türken erfochten; doch sind diese dem Feldherrntalente des Prinzen Eugen gutzuschreiben und dann darf auch nicht vergessen werden, daß der Halbmond damals schon sehr im Abnehmen begriffen war. Und trotzdem ließ sich Oesterreich von der, wenn auch morsch gewordenen, doch übermüthig gebliebenen Türkei Unerträgliches gefallen. Spie doch ein Pascha dem Grafen Neipperg in's Gesicht, ohne daß man von Wien aus, wo der schwache Karl VI. nur daran dachte, seiner Erbtochter papierne Bürgschaften für ihre Thronbesteigung zu

verſchaffen, dieſe Schmach in blutiger Weiſe rächte. Da hat doch Karl X., obgleich er auch ſehr bigott und höchſt beſchränkten Geiſtes war, für die Ohrfeige, die der Dey von Algier dem franzöſiſchen Conſul gab, königlich einzutreten gewußt. Sind alſo die öſterreichiſchen Siege gegen die Türken unter Eugen meiſt dem Feldherrngenie des Letzteren gutzuſchreiben, ſo ſehen wir, als in den achtziger Jahren die Oeſterreicher und Ruſſen vereint gegen die Türken fochten, die Krieger Katharina's den Reigen führen und die Soldaten Joſeph's gewöhnlich von den Moscowitern in's Schlepptau genommen werden. Und als die Oeſterreicher gegen das Ende des Jahrhunderts, nachdem ſie in Italien von dem jugendlichen Bonaparte ſo gründlich geſchlagen worden, die ägyptiſche Expedition Frankreichs benutzten, um wieder Fuß zu faſſen auf der apenniniſchen Halbinſel, da wandten ſie ſich um Hülfe nach Rußland und dieſes ſchickte ſeinen Suwarow, der bei allen Schrullen und Sonderbarkeiten doch ein bedeutender Feldherr war. Oeſterreich erkämpfte nun allerdings Erfolge, aber wiederum in's Schlepptau genommen von einem fremden Staate. Wahrhaft groß ſteht es nur einmal da in der Geſchichte und zwar 1809; doch folgte ja dem Siege von Aſpern die Niederlage von Wagram.

Deutſchland, ſtets großer Erfolge gewiß, wo es einig iſt, Deutſchland bedarf der öſterreichiſchen Siege, die, wie wir nachgewieſen, nicht allzu zahlreich und wenig in's Gewicht fallend ſind, keineswegs zu ſeinem Ruhme, der nur ſtrahlen, oder ſich verdunkeln kann durch das Verdienſt, oder die Schuld ſeiner eignen Söhne.

Es iſt wirklich demnach kaum zu begreifen, was der badenſiſche Miniſter gedacht haben mag, als er ſo kecklich behauptete, Oeſterreich ſei der Stolz Deutſchlands.

Auf dem Felde der Schlachten iſt dies, wie wir nachgewieſen haben, keineswegs der Fall. Auf dem Gebiete des Staates noch viel weniger. Denn die ſämmtlichen, unter öſterreichiſcher Herrſchaft

vereinigten Völkerschaften sahen sich bis in die neueste Zeit mehr polizeilich, als politisch regiert und die alten Freiheiten der Ungarn wurden auf jede Weise gekränkt, oder zeitweise mit Stumpf und Stiel ausgetilgt. Wie es Männern erging, die höherer, edlerer Empfindungen fähig waren und diese, wie sie nicht anders konnten, durch die Schrift bekannt machten, davon zeugt Hormayr, der in das gräuliche Gefängniß von Munkacs geworfen ward, nachdem die Polizei ihn viele Tagemärsche mit sich fortgeschleppt hatte; davon giebt Kunde das rührende Buch Silvio Pellico's, in welchem er seine auf dem Spielberge vertrauerten Kerkerjahre so ergreifend zu schildern weiß. Noch ein anderer Italiener, der vor deutscher Bildung eine so tiefe Verehrung kundgiebt und seinem Volke die schönsten Geistesblüthen unsrer Dichter in gelungenen Uebersetzungen bekannt macht, Antonio de Marchi nämlich, schmachtete in österreichischem Kerker und zwar in Komorn. War demnach der Name eines Deutschen in Italien der verhaßteste, so lange Oesterreich an der Spitze unseres so gedankentiefen und im Grunde so freiheitsliebenden Volkes stand, so verwandelte sich diese Abneigung und Geringschätzung in die höchste Achtung und Zuneigung, seitdem Italien, belehrt durch seine bedeutenden Männer, erkannt hat, daß Deutschland und Oesterreich von einander verschieden sind, wie Tag und Nacht.

Bietet nun die weltliche Regierung Oesterreichs einen kläglichen Anblick dar, so erweckt das geistliche Regiment den berechtigsten Unwillen. War doch dort von jeher dem Pfaffenthum gestattet, das Volk auf jede Weise zu verdummen. Reisende, die vor der Josephinischen Periode — diese in ihrer zu großen Hast und bei'm Mangel jeglichen Verständnisses von Seiten des politisch so lange geknechteten und religiös so bejammerlich verdummten Volkes brachte auch keinen Segen — Reisende, die vor der Josephinischen Periode Oesterreich besuchten, waren erstaunt, wie die Geistlichkeit dort überall

von Land und Reichthümern ſich den Löwenantheil zugeeignet hatte. Die Kirchen, Abteien und Klöſter nahmen in Wien den ſechsten Theil der Stadt ein und da ſie ſämmtlich von weltlicher Jurisdiction eximirt waren, ſo kann man ſich denken, wie viele Opfer dort das Pfaffenthum dem Baal, d. h. ihrem engherzigen Dogma, ſchlachtete. Daß die Wiſſenſchaft mit geſeilten Waffen gegen die geiſttödtende Geiſtlichkeit hätte ſtreiten können, daran war nicht zu denken, da die Jeſuiten, die über die Cenſur wachten, jedes Buch vernichteten, das irgendwie ihren Lehrſätzen widerſprach. Mit welchen vernichtenden Hieben wandte ſich nicht Voltaire gegen die öſterreichiſche Cenſur! Da er die Jeſuiten und das ganze lichtfeindliche Pfaffenthum ſchon hinlänglich in früheren ätzenden Schriften verarbeitet hatte, ſo wählte er ſich zum Sündenbocke den bekannten Leibarzt Maria Thereſia's, van Swieten, der allerdings als Cenſor auch ein Scharfrichter der Gedanken war. Da van Swieten in Holland geboren war, ſo bezeichnete ihn Voltaire als eine in einem großen Sumpfe zwiſchen Fröſchen zur Welt gekommene Mißgeburt, der mithin ein warm ſchlagendes Herz und jede höhere Empfindung abgehe.

Daß in einem Staate, wo die Jeſuiten die Cenſur beſorgten, von religiöſer Freiheit nicht die Rede ſein konnte, leuchtet ein. Ueberdies haben wir bereits geſagt, daß Ferdinand II. unter den deutſchen Habsburgern denſelben Grundſatz vertrat, wie Philipp II. unter den ſpaniſchen. Er wollte nämlich lieber über gar keine Unterthanen herrſchen, als über Ketzer. Und dieſer Grundſatz vererbte ſich auf ſeine meiſten Nachkommen. Da es nun Ferdinand dem Zweiten nicht gelungen war, ſämmtliche Anhänger des gereinigten Glaubens zu vertilgen, ſo hatten die armen Proteſtanten in Oeſterreich gar Schreckliches auszuſtehen. Vor Allem in Ungarn, wo ſie weit zahlreicher zurückgeblieben waren, weil dort der finſtere Ferdinand nicht ganz ſo willkürlich zu verfahren wagte, wie in ſeinen

deutſchen Erbſtaaten. Die Behandlung der ungariſchen Proteſtanten war zeitweiſe eine ſo empörende, daß die Generalſtaaten, als ſie, im ſpaniſchen Erbfolgekriege mit Oeſterreich verbündet, hoffen durften, daß man auf ihre Vorſtellungen Rückſicht nehmen werde, für ihre verfolgten Glaubensbrüder ein kräftiges Wort einzulegen ſich gedrungen fühlten. Hatte doch ein holländiſcher Admiral bei einem Beſuche in Neapel 23 ungariſche reformirte Prediger auf den dortigen Galeeren angetroffen, die ihn anflehten, ſie aus ihrer furchtbaren Lage zu befreien. Mit welcher fanatiſchen Härte die öſterreichiſche Regierung gegen die Akatholiken in Ungarn verfuhr, erzählt Johannes von Müller in folgenden Worten:

„Emerich Tököly und andere hungariſche Herren, beſonders durch Bedrückung proteſtantiſcher Glaubensformen zu dem äußerſten Mißvergnügen getrieben, riefen Mohammed IV. zum Schutz der hungariſchen Verfaſſung.“

Die Ungarn wurden demnach durch religiöſen Druck, den die öſterreichiſche Regierung gegen ſie ausübte, ſo zur Verzweiflung gebracht, daß ſie bei dem Großtürken Schutz ſuchten. Die ungariſchen Stände verlangten in ihrem cahier des doléances, „daß man katholiſcherſeits mit Wegnehmung der evangeliſchen und reformirten Kirchen, ſowie mit Verſchickung der evangeliſchen Geiſtlichen auf die neapolitaniſchen Galeeren aufhören möge.“

Als demnach der Großherzog von Toscana im neunzehnten Jahrhundert die Madiai's, weil ſie in der Bibel geleſen hatten, auf die Galeere ſchickte, ſo blieb er nur einer Gewohnheit treu, die das Haus, aus dem er ſtammte, in Bezug auf die Proteſtanten ſeit altersher für löblich und preiswerth gehalten hatte.

Gleich den ungariſchen Proteſtanten, wurden auch die böhmiſchen Akatholiken mit allen Qualen der Dante'ſchen Hölle heimgeſucht. Tieck, der ſonſt, gleich den übrigen Mitgliedern der romantiſchen Schule, für den Fortſchritt und die freie Bewegung des

Volkes wenig Verständniß hatte, Tieck erkannte doch ganz richtig, welchen unheilbaren Schaden Ferdinand II. den eines politischen und religiösen Aufschwungs durchaus nicht unfähigen Bewohnern Böhmens durch die Unterdrückung des Protestantismus zugefügt habe und er sah überhaupt kein Heil für Böhmen unter der Herrschaft Oesterreichs.

Man hat mit dem Ausdrucke: „austro-jesuitisch," sehr richtig den durch Jahrhunderte fortgesetzten Beistand bezeichnet, den das Haus Habsburg den Jüngern Loyola's zu Theil werden ließ. Durch das mit Rom in der Mitte des lichthellen neunzehnten Jahrhunderts abgeschlossene Concordat bekundete die österreichische Regierung ihre Herzensneigung und nimmermehr wäre der enge Bund mit Rom trotz seiner unheilvollen Wirkungen gelockert worden, wenn die vernichtenden Niederlagen von Solferino und Königsgrätz nicht dazu gezwungen hätten, den bisherigen Pfad zeitweise zu verlassen. Und wie das Haus Habsburg bei sich daheim stets den Klerus nach seinem Belieben schalten und walten ließ, so erweiterte es auch im Ryßwicker Frieden bereitwillig die Befugniß Ludwig's XIV., die protestantischen Elsässer in Römlinge zu verwandeln. Der westphälische Friede hatte für die an Frankreich abgetretenen Bewohner des Elsasses auch in Bezug auf ihre protestantische Religion Fürsorge getroffen; doch Leopold I., der ein dienstfertiger Zögling der Jesuiten war, gab im Ryßwicker Frieden alle gesetzlichen Bürgschaften preis und gestattete so dem von Frau von Maintenon und seinem Beichtvater gegängelten Ludwig XIV., seine gewaltsamen Bekehrungsversuche auch bei seinen deutschen Unterthanen in Scene zu setzen.

Welchen Nutzen und welchen Ruhm Deutschland je von der Zusammengehörigkeit mit Oesterreich gehabt, ist trotz der Versicherung des badenschen Ministers unerfindlich.

Wenn der an hoher Stelle geſtandene, aber dadurch nicht zum Weitblick gelangte Badenſer geſagt hätte, daß Preußen der Stolz Deutſchlands ſei, ſo würde er zwar nur ausgeſprochen haben, was von jedem richtig Urtheilenden längſt erkannt war, mithin hätte ſeine Bemerkung nicht das Verdienſt des Geiſtvollen und zuerſt Begriffenen gehabt, aber ihr wäre doch die Anerkennung unbedingter Wahrheit geſichert geblieben. Denn halten wir es auch für überflüſſig, die ſtrahlenden Perioden unter dem großen Kurfürſten, Friedrich dem Großen und Wilhelm dem Siegreichen — die herrliche Zeit der Freiheitskriege vor allem nicht zu vergeſſen — hervorzuheben, eben weil ſie ſich ſelber hervorheben, ſo wollen wir dagegen die außerordentliche Tüchtigkeit und Leiſtungsfähigkeit des preußiſchen Gemeinweſens in ſolchen Zeitläuften rühmend erwähnen, wo thatloſe Romantik am Ruder ſtand und die überall ſich reich darbietenden Kräfte nicht zu nützen wußte. Selbſt in der nächtigen Periode, die auf den Morgenrauſch des Jahres 1848 folgte, ſelbſt damals zeigte ſich überall das geſunde und tüchtige Element, das der ſtaatlichen Schöpfung des großen Kurfürſten zu Grunde liegt. Als im Jahre 1849 in den deutſchen Kleinſtaaten Alles ſchwankte und wankte, durfte man mit Recht ſagen: Borussia mole sua stat; denn Preußen ſtand feſt und konnte überall bei ſeinen deutſchen Nachbarn aushelfen. Für das unruhige Treiben in Mecklenburg-Strelitz und Deſſau genügte der bewältigende Anblick einiger preußiſchen Küraſſiere und Ulanen; doch für Sachſen, Baiern und Baden mußten größere Truppenkörper in Bewegung geſetzt werden und ſie wurden den um Hülfe bittenden Nachbarn nicht vorenthalten.

Gegen den Dresdener Aufſtand wirkte das Kaiſer Alexander-Regiment; die Pfalz, welche Baiern nicht zurückzuerobern vermochte, bewältigte ein preußiſches Armeecorps und in Baden ward der republikaniſche Aufſtand, der nicht unbeträchtliche Streitkräfte in's

Feld zu ſtellen vermochte, durch ein größeres Heer zu Boden geworfen. Es ſind dies traurige Erinnerungen, die wir nur unter peinlichen Gefühlen heraufbeſchwören. Jene Waffenerfolge ſollen nicht unter die preußiſchen Siegesthaten eingereiht werden, denn der Staat der Hohenzollern hat Glanz und Ruhm genug im Kampfe mit auswärtigen Feinden erworben und denkt nur ungern an kriegeriſche Vortheile, die er über deutſche Brüder davontrug. Ueberdies zählte der badenſche Aufſtand außer Kinkel viele andere edle deutſche Männer unter ſeinen Streitern, denen das Schwert durch die nicht unbegründete Furcht in die Hand gedrückt ward, es möchte das deutſche Volk nach der kurzen Erhebung des Jahres 1848 ebenſo wieder zu einer kläglichen politiſchen Null herabgedrückt werden, wie es ihm nach den Freiheitskriegen geſchah. Dieſe nach allen Seiten geſpendete Hülfe Preußens ward von uns einzig deshalb erwähnt, um daran die Bemerkung zu knüpfen, wie es im Innern kräftig und geſund war, ſelbſt als der bleierne Flügel der Reaction vom Manteuffel'ſchen Miniſterium aus über alle einzelnen Verwaltungszweige ſich zu legen begann. Ein ſo tüchtiges und hochgebildetes Volk, wie das preußiſche, ſtößt eben mit der Zeit jede verdunkelnde Decke, mag auch ein verbündeter Bureaukratismus und Klerus ſie noch ſo feſt halten wollen, von ſeinem in Sonne zu badenden Haupte; freilich bleibt es zu beklagen, daß es mit den gegen die Dunkelmänner zu führenden Hieben nach rechts und links oft allzu lange zögerte.

Wie Preußen trotz des Abſolutismus ſeiner Könige auf prüfende Geiſter, die den Staat in allen ſeinen Einrichtungen und Ausſtrahlungen überſchauten und ſich nicht aus einzelnen flüchtigen und vorübergehenden Erſcheinungen ein Urtheil bildeten, ſeit langem den Eindruck eines gewiſſenhaft und geſchickt verwalteten Gemeinweſens machte, das beweiſt auch der Ausſpruch der Baronin von Staël-Holſtein. In dem vortrefflichen Buche nämlich,

durch das sie den Franzosen ein genaueres Verständniß von Deutschland zu eröffnen suchte, äußert sie mit der ihr eigenthümlichen Klarheit und mit der durch den Gegenstand entbundenen Wärme, wie folgt:

„C'était l'un des pays de l'Europe où l'on honorait le plus les lumières; où la liberté de fait, si ce n'est de droit, était le plus scrupuleusement respectée. Je n'ai pas rencontré dans toute la Prusse un seul individu qui se plaignât d'actes arbitraires dans le gouvernement, et cependant il n'y aurait pas eu le moindre danger à s'en plaindre."

Ferner sagt Frau von Staël an einer andern Stelle:

„Les écrivains philosophes ont eu souvent d'injustes préjugés contre la Prusse; ils ne voyaient en elle qu'une vaste caserne, et c'était sous ce rapport qu'elle valait le moins. Ce qui doit intéresser à ce pays, ce sont les lumières, l'esprit de justice et les sentimens d'indépendance qu'on rencontre dans une foule d'individus de toutes les classes."

Daß viele hervorragende Geister, die für Recht und Freiheit erglühten, unter andern auch Herder, gegen das Preußen im letzten Drittel des achtzehnten und in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts sehr erbittert waren, weil sie dasselbe als eine ungeheure Caserne betrachteten, diese von Frau von Staël schon angeführte und von den meisten freisinnigen Schriftstellern getheilte Ansicht ist kaum zu widerlegen, denn liberale Gemüther hatten für ihre Abneigung gegen das damalige Preußen nur zu triftige Gründe. Der Militairstaat behandelte nämlich den Stand der Civilisten mit großem Hochmuthe und wetteiferte häufig in großspurigem Wesen mit den ehemaligen Strelitzen und den noch dermaligen Janitscharen. Wurde doch ein Herr von Held, ein Beamter mittleren Ranges, vom General von Puttkammer auf der Straße wie ein dummer Junge angefahren, weil er den Herrn Officier nicht gegrüßt

hatte. Als nun Herr von Held bescheidentlich einwandte, daß er den Herrn General wiederholt gegrüßt, aber, da dieser seine Höflichkeit nie beachtet, geglaubt habe, damit endlich aufhören zu sollen, da ward der übermüthige Soldat fast wüthend und bedeutete dem in seinen Augen mehr als frechen Civilisten, er habe stets vor einem Militair den Hut zu ziehen, aber niemals Anspruch darauf, daß man seinem pflichtschuldigen Verhalten weitere Beachtung schenke. Der von dem preußischen Militairstaate auf den Civilstand ausgeübte Druck war übrigens außerordentlich langlebig. Denn er hörte keineswegs mit der Schlacht von Jena auf und erhielt erst in den durch den Frühling des Jahres 1848 verbreiteten Freiheitsideen ein wohlthätiges Gegengewicht.

Auch der Feldmarschall von Müffling, der theilweise der neuen Zeitrechnung huldigte und ein sehr braver Mann war, lieferte den Beweis, wie er sich als Militair über den Civilisten erhaben glaubte. Er trieb in seinen alten Tagen mit Leidenschaft Geographie, wogegen man gar nichts einwenden konnte. Weniger zu loben war es, daß er in diesem Fache, was er doch nur nebenbei betrieb, worin er mithin nur Dilettant sein konnte, sich für einen Meister hielt und die Männer der strengen Wissenschaft belehren zu können glaubte. So ließ der Feldmarschall plötzlich den ausgezeichneten Geographen Berghaus für den nächsten Sonntag zu sich entbieten, weil er ihm eine Vorlesung über das Klima des nördlichen Afrikas, oder Gott weiß worüber sonst, zu halten gedachte; genug, der Feldmarschall wollte über einen Gegenstand, den Berghaus viel besser verstand, als die belehrungswüthige Excellenz, ex cathedra sprechen. Berghaus erschauerte bei dieser entsetzlichen Aussicht, fand aber nicht den Muth, dem Feldmarschall sagen zu lassen, daß, falls derselbe ihm etwas mitzutheilen habe, er sich zu ihm bemühen möge. Nein, Berghaus gehorchte, wie ein Soldat, der Aufforderung des Feldmarschalls, zog sich seufzend am Sonntag-Morgen einen Frack

an und wanderte gebeugten Sinnes zu dem unbarmherzigen Krieger, der, auf einen Stuhl deutend, sofort ein Heft von beängstigendem Umfange hervorholte, sich in Positur setzte und mit dröhnender Stimme von Dingen zu lesen anfing, die Berghaus sich längst an den Schuhen abgelaufen hatte. Nichtsdestoweniger hörte der berühmte Geograph anscheinend mit größter Geduld zu und dankte, als das Ende seiner Pein endlich gekommen war, dem Herrn General-Feldmarschall unter vielen Bücklingen für seine gnädige Belehrung.

Der in der Geographie sich so sattelfest dünkende Feldmarschall wollte auch über Alexander von Humboldt das Licht seiner Weisheit leuchten lassen. Doch war er wenigstens so höflich, den hochberühmten Mann nicht zu sich zu entbieten, sondern seinen Adjutanten zu ihm zu entsenden, freilich mit einem furchtbaren Hefte, das er dem Vater des Kosmos vorlesen sollte. Alexander von Humboldt fand, trotz seiner feinen weltmännischen Bildung und einer oft himmlischen Geduld gegenüber von unnützen Menschen und unnützen Briefen, die ihm seine Zeit wegstahlen, doch dem Adjutanten und seinem entsetzlichen Hefte gegenüber — die zu große Gefahr schlug seine zu große Höflichkeit zu Boden — den Muth zu der entschlossenen Erklärung, daß er über das Klima Afrika's vollständig unterrichtet sei und an die Lunge des Herrn Officiers, die wahrscheinlich schon anderswo in Anspruch genommen werde, keine Zumuthungen stellen wolle.

Wenn im achtzehnten Jahrhundert der General von Puttkammer den Herrn von Held wie einen Schuhputzer behandelte, so entbot der Feldmarschall von Müffling im neunzehnten Jahrhundert den berühmten Geographen Berghaus wie einen Schuljungen zu sich, ihn mit einer grausamen Vorlesung abstrafend. Man sieht, wie sehr es in Preußen noththat, daß durch eine freisinnige Verfassung und eine gemeinsame Gesetzgebung, der sich Alle zu beugen haben,

der demüthigende Begriff eines „Unterthan“ sich in das Selbstbewußtsein gewährende Wort „Staatsbürger“ verwandelte.

Aus unserer Darstellung ergiebt sich, wie wir durchaus nicht verhehlen, wie in Preußen bis vor zwanzig Jahren ungefähr noch viel Rauhes und Unausgeglichenes vorhanden war. Doch in dem letzten Jahrzehnte hat das Volk erstaunliche Fortschritte in staatsbürgerlichem Selbstbewußtsein gemacht und wird jetzt, mit dem übrigen Deutschland immer inniger zusammen wachsend, manches Löbliche von dort lernen und zwar um so bereitwilliger, da es so vieles Löbliche zu lehren vermag. Fürst Bismarck, wie alle großen Männer immer bescheidener werdend, je mehr ihn Gott mit Erfolgen segnete, Bismarck gestand ja bereitwillig zu, wie Preußen in den Verhandlungen des Bundesrathes auch von dem kleinsten deutschen Bundesstaate etwas habe lernen können. „Der eingefrorene Dünkel“ demnach, den Heine den Preußen, die zu seiner Zeit allerdings oft unliebenswürdig genug auftreten mochten, vorwarf, ist seit den großen Ereignissen von 1866 und nun gar seit 1870 weder dem Staate als solchem, noch seinen Machthabern und niedern Werkzeugen anzumerken. Vom Kaiser Wilhelm bis zum untersten Troßknecht herab finden wir das freudige Gefühl der Kraft, aber zugleich das demüthige Bewußtsein, wie ohne die Hülfe von oben alles menschliche Thun eitel und ohne Frucht ist.

Wenn manche englische, im Ganzen mit Verstand geschriebene Zeitungen, die während der ersten Hälfte des deutsch-französischen Krieges im Herzen mehr auf Seiten ihrer jungen Bundesgenossen von der Krim her standen, als daß sie der alten Alliirten gegen Napoleon I. eingedenk gewesen wären; wenn manche englische Zeitungen das kecke Wort aussprachen, die preußische Bildung verhalte sich zu der französischen doch so untergeordnet, wie einst die macedonische zu der griechischen, so bewiesen sie in dieser waghalsigen Behauptung — denn wir wollen nicht annehmen, daß sie gegen

ihre bessere Ueberzeugung sprachen — daß ihr Blick in die Höhe, wie in die Weite, nicht sicher genug trage, um die Culturarbeit zweier großen Völker — ist doch Preußen in der Beurtheilung dessen, was es für die Civilisation gethan, von Deutschland nicht zu trennen — nach ihren verschiedenen Richtungen hin scharf und genau zu begrenzen.

Hätten die englischen Zeitungen — man liebt ja in England so sehr statistische Nachweise — einfach erwogen, wie viele Bruchtheile des französischen Volkes lesen und schreiben können und wie viele in Preußen, so würden sie in dem als Griechenland bezeichneten Frankreich Millionen angetroffen haben, denen die Grundelemente aller Bildung fehlen, während in Preußen die gänzlich Unwissenden sich nur nach Tausenden beziffern. Auch hätten die englischen Preisrichter, die bei geringem Weitblick vermessen ein Urtheil über den Culturgrad zweier Nationen abgaben, nur um drei Jahrzehnte in ihrer Betrachtung zurückgehend, sich ein wenig an die Schaar der auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft hervorstrahlenden Männern erinnern sollen, mit denen der romantische Friedrich Wilhelm IV. sich umgab, als er bei seinem Regierungsantritte ein Zeitalter Ludwig's XIV. heraufzubeschwören gedachte. Zum Glück, daß das preußische Volk zu weit vorgerückt war, um sich politisch mundtodt machen zu lassen und sich einzig in dem zu sonnen, was wenige ausgezeichnete Dichter und Denker an Strahlen über dasselbe auszugießen für gut fanden. Denn eine Aera ist nur dann groß, wenn das ganze Volk, sich frei bestimmend, am Staate mitbaut und ihm den seinem Bildungsstandpunkte gemäßen Stempel aufdrückt. Wie unendlich steht das Zeitalter Ludwig's XIV., nicht minder die Aera des Augustus, zurück gegen die herrliche Perikleische Periode! Denn diese entband alle Volkskräfte, während unter Augustus und Ludwig XIV. der belebende Athem der Freiheit fehlte, weshalb

ja auch die Schöpfungen der immerhin ausgezeichneten Dichter und Künstler, die unter jenen beiden Regenten blühten, etwas mit dem Zirkel Abgemessenes und Akademisches bekamen. Widerstand demnach in den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts der fortgeschrittene Zeitgeist einer Aera, die von einem Fürsten ihren Namen entlehnen sollte, so blieben es doch immer leuchtende Geister, die sich in Berlin um Friedrich Wilhelm IV. versammelten. Da waren Rückert und Tieck als Dichter, Cornelius und Kaulbach als Maler, Mendelssohn und Meyerbeer als Musiker, Rauch als Bildhauer, Ranke als Geschichtsschreiber, die herrlichen Brüder Grimm als Gelehrte, Schelling, der, mochte er mit seiner Offenbarungsphilosophie auch auf gerade nicht lichthellen Pfaden wandeln, doch stets einer der größten Denker Deutschlands und Europas bleibt und so noch viele andere Männer, die ein ruhmvolles Zeugniß davon ablegten, nach wie vielen verschiedenen Richtungen hin der deutsche Genius seine Strahlen entsendet.

Und da wir eben von Rauch gesprochen haben, so wollen wir doch hinzufügen, daß der Behauptung Adolf Stahr's durchaus zuzustimmen sein dürfte, nämlich, daß die moderne französische Sculptur kein einziges Monumentalwerk aufzuweisen habe, das sich auch nur entfernt mit dem Friedrichsdenkmale des deutschen Meisters zu messen vermöge. Auch unter den neueren Architecturwerken der Franzosen giebt es wenige, die den die reinste griechische Schönheit wiederspiegelnden Prachtbauten Schinkel's an die Seite gestellt werden können. Dahingegen möchten wir einigen französischen Malern der Neuzeit den Platz vor Cornelius und Kaulbach anweisen. Kaulbach krankt nämlich an demselben Hauptfehler, wie Wagner in seinen musikalischen Schöpfungen, indem er sich darauf steift, eine Fülle von Ideen ausdrücken zu wollen, die sich einzig für die redenden Künste eignen und für deren Abstraktheit den bildenden Künsten der Ausdruck fehlt, während Cornelius bei aller Erhabenheit der

Ideen allzu wenig über den Zauber der Farbe gebietet. Die französischen Maler von unvergleichlicher Mache und mit stets hellem Auge nach dem Publikum hinspähend, inwieweit dasselbe geneigt und befähigt sei, ihnen in ihrem Gedankengange zu folgen und sie in ihrer Ausdrucksweise zu verstehen, die französischen Maler verfallen nicht in einen ähnlichen Fehler. Sie sind zu sehr Weltmänner, um sich auf Gebiete zu verirren, wohin nur wenige geniale Naturen ihnen zu folgen vermöchten und auch diese mit dem Bedauern, daß eine ausgezeichnete Begabung sich nicht innerhalb der Grenzen ihrer Kunst zu halten wußte. Ist dies doch eine Grundbedingung, um nicht eklektisch umherzutaumeln, sondern mit sicherem Schritte zu dem Ziele in der dem Talente adäquaten Arena vorzuschreiten.

Jene Aeußerung der englischen Zeitung, daß Preußen höchstens ein Macedonien sei zu dem, griechische Bildung vertretenden Frankreich, diese Aeußerung haben wir als unwahr erwiesen und im Gegentheile dargethan, daß die preußische Cultur viel breitere und tiefere Volksschichten erfaßt, als die französische, sowie, daß auch in Kunst und Literatur Preußen, oder vielmehr ganz Deutschland, hinter Frankreich nicht zurücksteht.

Um voll und ganz der Wahrheit zu dienen, haben wir die Schattenseiten, die, wie jedes irdische Einzel- oder Gesammt-Wesen entstellen, so auch Preußen verunzieren, oder vielmehr in vorübergehenden finstern Perioden verunzierten, wir haben diese preußischen Schattenseiten keineswegs verschwiegen. Erwähnten wir doch, wie Herder in seinem humanitätstrunkenen Sinne oft erbittert war auf sein engeres Vaterland, weil dieses ihm zu wenig den idealen Richtungen des Menschenthums Rechnung trug. Doch war dieser hochbegabte Mann andrerseits zu einsichtig, um nicht in Augenblicken vollkommener Unbefangenheit auch die großen Lichtseiten zu gewahren, die an Preußens fast immer strahlendem Kleide zu bemerken wären,

ſelbſt zu Zeiten unwürdigſter Reaction. Denn der Kern des preußiſchen Volkes war ſtets geſund, ſo daß wohl ein Kränkeln, aber niemals ein vollkommenes Krankwerden des großen Staatsganzen eintreten konnte. Wie Herder auch mit Liebe und Stolz auf Preußen zu blicken vermochte, das bewies er noch kurze Zeit vor ſeinem Tode, wo er in einem Aufſatze, der reich war an blitzenden Gedanken, dem kräftigſten Staatsweſen Deutſchlands volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Heißt es doch in Herder's „Adraſtea" — wir entnehmen die bezüglichen Worte einem Aufſatze, der betitelt iſt: „Preußiſche Krone" — wie folgt:

„Hat Preußen durch's Jahrhundert hin zum allgemeineren und milderen Licht Europas nicht mehr als jeder andere Staat ſeiner Größe beigetragen? Wenn nur durch Fleiß und Ordnung, durch Geſchicklichkeit und Einſicht, durch Sparſamkeit und Geduld den Menſchen gute Zeiten kommen können, wenn gegenſeitige Verträglichkeit in Anſehung der Meinungen und Gottesdienſte, Schutz der Unterdrückten und Verfolgten ſolche Zeiten vorbereiten, ſo hat dieſe Krone bisher nicht vergebens geglänzt."

Und dann fügt Herder die ſehr richtige Bemerkung hinzu: „Zu dieſem, der ganzen Menſchheit erſprießlichen Zweck wird Jedermann Preußen eine breitere, tiefere Baſis gönnen, damit die zum Wohl Europas nöthige Laſt ſeinen Unterthanen nicht zu drückend werde."

Eben dieſe breitere und tiefere Baſis mußte Preußen unbedingt gewinnen, um ſelbſt beſtehen und ein herrliches, von ganz Europa angeſtauntes Deutſchland gründen oder vielmehr neu ſchaffen zu können. Im Jahre 1740 erkannte dies auf's Klarſte Friedrich der Große, im Jahre 1866 der im Scharfblicke dem adlerängigen Könige nicht nachſtehende Otto von Bismarck. Beide Male traten dieſe großen Männer mit beſcheidenen Anſprüchen an Oeſterreich heran und wurden beide Male hochmüthig zurückgewieſen. Wohl Preußen

und Deutschland, daß österreichischer Hochmuth ein berechtigtes Verlangen nicht zugestehen wollte und so Preußen nöthigte, durch den Gang der Begebenheiten fortgerissen, Größeres zu begehren und eine breitere Basis zu gewinnen, als ursprünglich beabsichtigt worden!

Den günstigen Worten Herder's über Preußen wollen wir eine Aeußerung Ancillon's anreihen, die in einer, von ihm am 18. Januar, dem Gründungstage des preußischen Königthums, gehaltenen Rede vorkommt und die insofern durchaus Wahrheit enthält, als sie von der theilweise mit Furcht verbundenen Bewunderung spricht, die das aus so kleinem Anfange zu so ungeahnter Größe gediehene Preußen einflößte. Doch von der Liebe, die Ancillon zugleich, als von Preußen erweckt, hervorhebt, von Liebe war bis dahin sehr wenig zu spüren. Preußen, bis zum Jahre 1866 noch nicht ausgewachsen und sich immer recken müssend, um es mit den besser gerundeten Großmächten aufnehmen zu können, Preußen erweckte bis dahin mehr Beunruhigung, als Liebe. Die Liebe aber wird ihm von allen edleren deutschen Gemüthern seit dem Jahre 1870 niemals versagt werden, da von diesem Zeitpunkte an die Nebel des Hasses und der Verleumdung gesunken sind und Jeder klar zu erkennen vermag — wenn anders er sich nicht freiwillig mit ägyptischer Finsterniß schlägt — was Deutschland dem unermüdeten, stets auf der Wacht gestandenen Preußen zu verdanken hat.

Es war wahrlich nicht leicht, dem deutschen Volke, das sich selber treulos geworden bis zur Vernachlässigung seiner Muttersprache, aufzuhelfen aus seiner politischen Versunkenheit, aus seiner Felonie gegen die angeerbten Pflichten, die ihm aus ungemischter Volksart und intriguer Mundart erwuchsen. Gab es doch eine Zeit, wo der zornige Spott eines hochbegabten und über den unwürdigen Zustand seines Vaterlandes ergrimmten Deutschen nicht allzu weit über das Ziel hinausschoß, als er behauptete, daß man in Deutschland nur mit Gott und seinem Pferde deutsch spreche.

Natürlich war das Volk nicht an dieſer Schande ſchuld, ſondern hierfür waren die Vornehmen verantwortlich zu machen, die durch ihr Nachäffen des Franzöſiſchen zu einer Zeit, wo ihr Beiſpiel noch ſo ſchädlich wirkte — denn ſie ſtanden damals mächtig da und reizten zur Nachahmung — die durch ihre Gallomanie auch die untern Schichten, wenngleich nicht zum Sprechen einer fremden Sprache, doch zur Gleichgültigkeit gegen das Vaterländiſche verführten.

In der Gleichgültigkeit, ja, Abneigung gegen deutſche Sprache und Poeſie ging leider Friedrich der Große Allen voran. Wie unrichtig er ſeine Mutterſprache ſchrieb, davon haben wir ſehr drollige Beiſpiele und wie er über dem Zierlichen und Anmuthigen der franzöſiſchen Literatur ganz den Geſchmack und das Verſtändniß für das Gewaltige, die gewöhnlichen Verhältniſſe Ueberragende verloren hatte, das beweiſt ſein Urtheil über die Nibelungen, die im achtzehnten Jahrhunderte anfingen, einer langen und unverdienten Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Er ſchrieb dem Ueberſender dieſes großartigen Epos, die Nibelungen ſeien keinen Schuß Pulver werth und wenn man ſie in ſeine Bibliothek hineinſtelle, ſo werde er ſie wieder herausſchmeißen. Nun, die Könige, ſo groß ſie auch ſein mögen, ſind doch in keinem Dinge unfehlbar. Es iſt deshalb ein einfaches Gebot der Klugheit von Seiten der Völker, ihnen niemals eine derartige Macht einzuräumen, daß ſie Kraft genug haben, ihre Irrthümer, in die ſie, wie die meiſten Adamskinder, oft ſehr verliebt ſind, der Allgemeinheit aufzudringen. Uebrigens hat ſich das deutſche Volk, einen ſo unwürdigen politiſchen Druck es ſich auch allzu lange gefallen ließ, in literariſchem Geſchmacke und Urtheile ſtets ſehr ſelbſtändig bewieſen und auf dieſem Felde jeder autokratiſchen Vorſchrift widerſtrebt. Frau von Staël bemerkt ſehr richtig von dem ſonderbaren Vorſchlage Friedrich's des Großen, jedem deutſchen Zeitworte ein „i“ anzuhängen, um es ſo wohltönender zu machen, daß

dergleichen Zumuthungen am allerletzten in Deutschland Aussicht auf Erfolg hätten.

In der Geringschätzung der deutschen Sprache und Literatur übertraf der Prinz Heinrich von Preußen, der sonst als Feldherr alle Achtung verdient, seinen königlichen Bruder noch bei weitem. So erzählt Lord Holland vom Prinzen Heinrich, derselbe habe seine Muttersprache so schlecht gesprochen, daß, wenn er nach Potsdam gefahren sei und den Kutschern einen Befehl gegeben habe, diese wegen der kauderwelschen Art, mit der er sich ausgedrückt, ihm gerade in's Gesicht gelacht hätten. Wenn demnach der Prinz Heinrich von Preußen und sein größerer Bruder in ihren Beziehungen zur deutschen Sprache und Literatur einen halb lächerlichen, halb betrübenden Anblick darbieten, so muß man sich an dem biderben Vater dieser sonst hervorragenden und ausgezeichneten Fürstensöhne zu erholen suchen. Friedrich Wilhelm I. war ein durch und durch deutscher Mann und verdient die günstige Beurtheilung des sonst etwas herben Schlosser, insoweit es die treue Vertretung deutschen Volksthums betrifft, in uneingeschränktem Maße. Schlosser sagt von dem urdeutschen Vater zweier der französischen Bildung so blind ergebenen Söhne: „Friedrich Wilhelm zeigte dem deutschen Bürgersmann, den er dadurch ehrte, daß er sich nach seiner Weise kleidete, daß er wie dieser lebte und speisete und redete, auf welche Art der Bürgerstand eigentlich seine Unabhängigkeit sichern kann und muß. Von Völlerei, von Virtuosität im Trinken, von Maitressen und genialer Liederlichkeit, von fremden Künsten und Künstlern, Sängern und Tänzern und Geigern war in Berlin keine Rede."

Soll der jeglicher Kunst und Wissenschaft abgewandte Sinn Friedrich Wilhelm's I. von uns keineswegs gelobt werden, so ist es doch höchst rühmlich, daß dieser sogenannte Soldatenkönig sich trotz der Eindrucksfähigkeit in früher Jugend gänzlich frei erhalten

hatte von den Gebräuchen, die am Hofe seines Vaters herrschten und die in wahrhaft lächerlicher Weise die Etikette und sonstige Gewohnheiten Ludwig's XIV. nachahmten. So hielt sich der König Friedrich I. von Preußen eine Maitresse, nicht weil er die geringste Neigung für die Person fühlte, sondern weil auch Ludwig XIV. in diesem Artikel geglänzt hatte. Friedrich I. ließ sich nach der Tafel eine Zeitlang mit seiner Maitresse im Gespräche von seinen Höflingen erblicken, damit diese doch sagen möchten, daß auch ihr König außer seiner ehelichen Gemahlin noch eine Dulcinea sein nenne. Es bleibt, wenn man berücksichtigt, wie viel Tand und Nichtigkeit Friedrich Wilhelm I. von Jugend auf mitansehen mußte, immer erstaunlich, daß von allen diesen Lächerlichkeiten nichts auf ihn überging.

Wäre in der gesunden Richtung Friedrich Wilhelm's I. fortgeschritten worden, und zwar so, daß man sie von ihren Einseitigkeiten und Geschmacklosigkeiten befreiet hätte; wäre von Friedrich dem Großen zu der Treue seines Vaters im ehelichen Leben, zu dessen Sparsamkeit, Einfachheit und Religiosität die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, sowie feinere gesellschaftliche Sitte gesellt worden: alsdann hätte das eigentliche Preußenthum, außer dem militairischen und büreaukratischen Gepräge, zugleich höhern Reiz und anmuthende Art bekommen; es wären die einzelnen Schattirungen gegenseitig mildernd und stärkend in einander übergeflossen und es hätte der Prüfungszeit von 1806—1812 kaum bedurft, um das aus dem Meere des Unglücks emportauchende Staatswesen in so anziehendem und versöhnendem Lichte erscheinen zu lassen.

Die Ausprägung des deutschen Charakters, wie er sich heutzutage zeigt, ist demnach durchaus kein Verdienst der Fürsten, sondern des Volkes selber, dessen guter Genius, wenn er auch vorübergehend angesteckt ward, aus der welschen Nachahmungswuth und

ſonſtigen Lächerlichkeiten der vornehmen Stände ſich doch ſtets wieder zu retten wußte.

Da wir uns am Schluſſe unſerer Betrachtungen die Freude gönnen wollen, das theure und große Deutſchland der Jetztzeit zu betrachten, wie es von allen edlen und einſichtigen Mitgliedern fremder Völker geachtet und bewundert wird, ſo dürfte es heilſam ſein, um uns vor jeder eitlen Selbſtüberſchätzung zu bewahren, ſo dürfte es gutthun, auf unwürdige, troſtloſe Perioden zurückzublicken, wo unſer Vaterland durch den undeutſchen Sinn ſeiner Vornehmen und durch das knechtiſche Verhalten ſeiner mittleren und unteren Claſſen einen ſo erbarmenswürdigen Anblick darbot, daß er alle hochfliegenden deutſchen Geiſter mit Scham erfüllte. Ja, wir müſſen, mag auch zornige Gluth die Wangen färben, ohne irgend welche Bemäntelung uns eingeſtehen, in welchem Zuſtande von Zerriſſenheit, unwürdiger geiſtigen und politiſchen Knebelung, tiefſter Geringſchätzung von Seiten einheimiſcher Machthaber und fremder Völker wir ſo erſtaunlich lange verharrten, wie wir uns, ein geblendeter und der Locken beraubter Simſon, von den Philiſtern Alles gefallen ließen, während wir nur die nervigten Arme hätten zu rühren brauchen, um den ganzen Sündenbau des Despotismus in Aſche und Staub zu verwandeln.

Wie unſer Vaterland im Jahre 1829 als gar nicht beſtehend angeſehen ward, hebt Börne mit ſchmerzlichem Unwillen hervor, indem er berichtet, wie der Messager des Chambres, das franzöſiſche Regierungsblatt, in ſeiner Ueberſicht der europäiſchen Politik Deutſchlands nicht mit einem Worte erwähnt habe.

Daß die Deutſchen damals in tiefen politiſchen Schlaf verfallen waren, daß Heine, als er auf dem Sanct Gotthard ſtand, ſie in der Hut von ſechsunddreißig Monarchen ganz gewaltig ſchnarchen hörte, wer möchte dies beſtreiten, aber wer auch nicht gleichzeitig das deutſche Volk wegen ſolcher politiſchen Stumpfheit verdammen

und traurig mit dem Kopfe schütteln, daß solche, fast unzerstörbare Neigung zum Gegängeltwerden vorhanden war?

Wenn man diesen unwürdigen Hang, sich bevormunden zu lassen, erwägt, so wird es begreiflich, daß Napoleon I. die Deutschen „Schlafmützen“ nannte und behauptete, sie seien „zufrieden, wenn sie ihre Kohlernte im Keller hätten.“ Wie der Dichter aus dem glühenden Herzen heraus die Schande und den Ruhm seines Volkes am besten zu schildern weiß, weil er Beides, Schmach wie Größe, am tiefsten und höchsten empfindet, so gelten auch von dem Zustande unserer Nation bis zur Neuzeit herab die Strophen Rückert's aus einem seiner geharnischten Sonette:

„Ihr Deutschen von dem Fluthenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe sich in's Nordmeer gießet,
Die ihr vordem ein Volk, ein großes, hießet,
Was habt ihr denn, um noch zu heißen eines?
Was habt ihr denn noch großes, allgemeines?
Welch Band, das euch als Volk zusammenschließet?
Seit ihr den Kaiserscepter brechen ließet,
Und euer Reich zerspalten, habt ihr keines.“

Wenn Deutschland im Jahre 1829 von einem französischen Regierungsblatte behandelt ward, als ob es überhaupt gar nicht vorhanden sei, so brachte eine englische Zeitung und zwar der Standard, das Organ der Tories, seine verachtungsvolle Abneigung gegen unser Vaterland in folgenden dumm-hochmüthigen Worten zum Ausdruck:

„Dieses Deutschland, dessen verschiedene Staaten nichts miteinander gemein haben, als eine barbarische Sprache und eine phantastische und oberflächliche Literatur, die kaum hundert Jahre alt ist, dieses zusammengeflickte Staatengemisch sollte den Schiedsrichter über Europa spielen, über all' ihren stolzen und glorreichen Ueberlieferungen in Künsten und Wissenschaften, wie über die andern Länder dieses Welttheils!“

Als der Standard dieſes Gekläff eines Bulldoggen gegen Deutſchland losließ — es war im Jahre 1854 — da lag unſer Vaterland allerdings ſchwerathmend unter dem Doppeldrucke der öſterreichiſchen und preußiſchen Reaction, der ſich die Quälereien des Herrn von Beuſt in Sachſen, die Haſſenpflug-Vilmar'ſche ägyptiſche Finſterniß in Kurheſſen, die lächerlichen Beamten- und Kleider-Ordnungen in Darmſtadt, ein mittelalterlicher Landtag in Mecklenburg, kurzum ſo viel Widerwärtiges und Lächerliches hinzugeſellte, daß bei unvoreingenommenem Sinne man nicht umhin kann einzuräumen, die engliſche Zeitung habe zu ihren verachtungsvollen Ausdrücken einigermaßen Veranlaſſung gehabt.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der niederdrückenden, aber durch Selbſterkenntniß auch wieder befreienden Aufgabe, nämlich bei der Betrachtung Deutſchlands in ſeiner politiſchen Ohnmacht und ſeinem gänzlichen Mangel an Manneswürde und ſtaatsbürgerlichem Selbſtbewußtſein!

Daß Deutſchland mehrfach den Eindruck hervorbrachte, als ob dort der Gedanke an das Ganze und Große bei einem kleindenkenden Geſchlechte gar nicht aufkommen könne, tritt bei Johannes von Müller in häufigen Aeußerungen zu Tage. So ſagt er einmal: „Herzuſtimmende Empfindungen für Nationalität und Land ſcheinen bei uns nicht weiter heimiſch zu ſein.“ Was Johannes von Müller mit der kühlen Objectivität des Geſchichtsſchreibers als ſich ihm aufdrängende Thatſache berichtet, dieſelbe Wahrnehmung reizt Heine zum bitterſten Spotte. So erzählt er vom deutſchen Michel, den er gar zu gern einmal aufwecken gewollt, damit derſelbe nicht länger mehr von ſeinen Machthabern ſich mit Füßen treten laſſe. Aber Michel habe unverdroſſen weiter geſchnarcht, und alles Rütteln und Schütteln ſei vergeblich geweſen. Da habe Heine endlich zu einem heroiſchen Mittel greifen und ihm die Nachtmütze in Brand ſtecken wollen. Er ſei auch richtig mit einem Fidibus und ſpäter mit einer

Fackel zum Werke geschritten, aber merkwürdiger Weise habe die Nachtmütze durchaus nicht brennen wollen. Und wie er dieses anscheinende Wunder untersucht, da habe sich herausgestellt, daß die Nachtmütze des deutschen Michels wegen des vielen Gedankenschweißes, mit dem sie durch und durch getränkt war, nicht in Brand zu setzen gewesen sei. Eben dieses zu viele Denken und Grübeln hat ein anderer deutscher Dichter in dem Satze gekennzeichnet: „Deutschland ist Hamlet.“ Gott sei Dank, daß Deutschland nunmehr endlich verlernt hat, lange und langweilige Monologe zu halten und daß es dafür gelernt hat, Dialoge zu sprechen mit dem Weltgeiste und der Weltgeschichte, wobei die Völker des Erdkreises die bewundernden Zuhörer spielen.

Doch, wenn wir auch für Augenblicke, um in dem Sumpfe einer schlammigen Vergangenheit nicht das Athmungsvermögen zu verlieren, wenn wir auch für einen Moment uns auf die freie Höhe der Gegenwart retten, so müssen wir doch wieder zurück in jene ungesunde Periode, um bei dem Anblicke so unsäglicher Befangenheit und Kleinlichkeit den Schwur zu thun: Deutschland darf sich eine solche Zeit der Schande nicht wieder gefallen lassen! Ward doch das Jahrzehnt nach den Freiheitskriegen mit der abscheulichen Demagogenriecherei ausgefüllt! Wagte sich doch noch nach der Julirevolution das übermüthige Wort eines preußischen Ministers heraus; wir meinen das vom beschränkten Unterthanenverstande. Zeigte sich doch während der vierziger Jahre die polizeiliche Willkür in der Ausweisung Hecker's und von Itzstein's auf ihrem Gipfel! Sie ward zwar im Jahre 1848 mit gewaltigem Schlage zu Boden gestürzt, aber um schon nach wenigen Monaten so zu erstarken, daß sie in dem v. Hinckeldey'schen Regimente einen Nachsommer feierte, der das Grün der aufgesprossenen Freiheit überall mit dem Spinngewebe der Reaction überzog. So sah es denn in den funfziger Jahren so traurig bei uns aus, daß ein

witziger Schriftsteller den Zustand sehr passend folgendermaßen charakterisiren konnte: „Man hört in Deutschland eine Stecknadel fallen; ein Chinese verläßt Deutschland, um in sein freieres Vaterland zurückzukehren.“ — Wenn wir nun in den funfziger Jahren überall bemerkten, wie das deutsche Volk, das mit den tüchtigsten Eigenschaften zum Selfgovernment ausgerüstet ist, von den Regierungen in seiner freien Bewegung auf jede Weise gehemmt ward, wie diese, um gegen eine etwaige Revolution stets einen autokratischen Helfer zur Hand zu haben, sich erst vor Sanct Nicolaus gen Osten und dann vor Sanct Napoleon gen Westen mit den Weihrauchfässern bis zur Erde verneigten: da reißt uns wahrlich die Geduld, daß einem solchen Gebahren gegenüber die Nation sich so schlaff und langmüthig zeigte; da fragen wir uns, warum läßt das deutsche Volk sich immer wieder in den Winkel drängen und steht nicht, wie der Chor in der alten Tragödie, mächtig und unbeirrt auf der Hauptscene, wenn auch gerade nicht im Vordergrunde, um in würdiger, gehobener, warnender oder ermunternder, preisender oder verdammender Rede die Thaten der Solospieler zu begleiten? — da fallen uns die zürnenden Worte eines Dichters ein, der auch wahrlich nicht liebte, die Sturmglocken zu ziehen, aber der, gleichfalls empört über die zu zähe Geduld des deutschen Volkes, demselben zurief:

„Des Steins Geduld bricht endlich doch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen —
Volk, mehr als Stein, wie lang' darf man dich drücken?“

Daß Deutschland sich dies Alles ruhig gefallen ließ, obgleich seine großen Männer, vorzüglich seine Dichter, sich bemühten, es emporzureißen aus seiner unerhörten Geduld und Schlaffheit, das kam aus der andächtigen Verehrung der Macht, aus dem Trachten nach Titeln und Orden, aus dem kleinlichen Ausschmücken der eigenen Persönlichkeit, statt sich selbst zu vergessen und in dem

Volksganzen aufzugehen, aus dem verblendeten Beſtreben, lieber eine armſelige Monade zu bilden, als pantheiſtiſch zu verſchwimmen in die Herrlichkeit einer großartigen Nationalität. Dieſe lächerliche Ehrfurcht vor Titel und Würden, die bei den Deutſchen erſt jetzt zu weichen beginnt, während ſie früher, von den Regierungen und Beamten klüglich genährt, das ganze Volk gefeſſelt hielt, dieſe Ehrfurcht vor Titel und Würden tritt nirgends deutlicher hervor, als bei einem Vorgange, der uns aus dem Leben Jung-Stilling's berichtet wird. Vergegenwärtigen wir uns denſelben, da er lehrreich iſt!

Kurze Zeit nach dem Tode ſeiner Gattin ward Jung-Stilling Prorector der Univerſität Marburg. Er bekam in jenen Tagen den Beſuch einiger, entfernt von ihm wohnenden Freunde, die, theils um ihn wiederzuſehen, theils um ihn in ſeinem Schmerze zu tröſten, den Weg über Marburg genommen hatten. Jung-Stilling führte nun ſeine Freunde auch nach dem Kirchhofe, wo ſeine heißbeweinte Gattin beſtattet lag. Da er jedoch fürchtete, daß er durch einen zu lauten Ausbruch ſeines Schmerzes den ihn begleitenden Freunden läſtig werden könne, ſo beauftragte er den Todtengräber, den fremden Herren den Weg zu zeigen zu dem Grabhügel der Entſchlafenen. Als nun der alte Todtengräber mit den ihm folgenden Herren an Ort und Stelle angelangt war, da ſprach er, ſein Käppchen ziehend, mit feierlicher Stimme: „Hier ruht die ſelige Frau Hofräthin und nunmehrige Frau Prorectorin Jung.“

Daß dieſe übertriebene Ehrfurcht vor Titeln bei dem deutſchen Volke nicht blos in den ununterrichteten Claſſen zu Hauſe war, ſondern auch ſehr gelehrte Kreiſe ergriffen hatte, davon konnte ſich Frau von Staël überzeugen, als ſie in Leipzig der Vorleſung eines Profeſſors beiwohnte. Dieſer hielt ſeinen Zuhörern einen Vortrag über die Verdienſte des großen Leibnitz, was in Leipzig beſonders am Platze war, da der unſterbliche Gelehrte ja hier das Licht der

Welt erblickte. Wie erstaunte Frau von Staël über die Geschmacklosigkeit des vortragenden Professors, der niemals den Namen eines Mannes von Weltruf allein nannte, sondern ihm stets den Titel „Baron“ voranstellte. Mit richtigem Takte bemerkt Frau von Staël:

„Ce titre de baron n'allait guère avec le nom d'un grand homme mort depuis près d'un siècle.“

Bei einem so gänzlichen Mangel an richtiger Schätzung dessen, was die Würde und den Adel des einzelnen Menschen und der Menschheit im Allgemeinen bedingt, bei diesem Streben nach nichtigem Kleinkram und gänzlichem Außerachtlassen des Großen und Bedeutenden kann es nicht verwundern, wenn die Meisten im deutschen Volke vollkommen vergessen, daß sie, um uns der Worte zu bedienen, die Klopstock einst voller Unwillen einem sich lieber französisch, als deutsch ausdrückenden Landsmann zurief, daß sie die „Ehre hatten, Deutsche zu sein.“

Wir müssen uns alle Unwürdigkeiten und Erbärmlichkeiten eines niedergehenden Zeitalters vergegenwärtigen, um das Schreiben des „National-Convents des rheinisch-deutschen Volks an den National-Convent der Frankenrepublik“ begreifen zu können. Ja, es ist sogar unsere Pflicht, vor den widerwärtigsten Erscheinungen einer vaterlandslosen Zeit nicht eilend vorüberzugehen, weil wir sonst leicht ungerecht werden könnten gegen Georg Forster, der immer eine Zierde der deutschen Nation bleiben wird, trotz seiner politischen Verirrungen. Denn wir finden den Namen Georg Forster's, den Alexander von Humboldt in dankbarer Rückerinnerung „seinen berühmten Lehrer und Freund“ nannte, unter jener Adresse, in der die Rheinprovinzen den Wunsch aussprachen, in die große französische Republik aufgenommen zu werden. Wie würde ein Patriot der Jetztzeit bei folgenden zwei, unten nachzulesenden Stellen*) jener Adresse,

*) „Sie (die Vertreter der rheinischen Lande) thun in diesem Augenblicke

die offenbaren Landesverrath enthalten, vor Zorn und Unwillen erbeben, wenn er sich nicht gegenwärtig hielte, was unter den geistlichen Kurfürsten am Rhein für lächerliche und nach unsern jetzigen Begriffen für unerhörte Dinge sich zutrugen, so daß man ein solch verzerrtes und entstelltes Vaterland unmöglich lieb haben konnte! Das Heer des Kurfürsten von Mainz zählte nur 3000 Mann, aber nicht weniger als zwölf Generäle. Bei großen Festlichkeiten, mit denen der Kurfürst wahrlich nicht kargte, und bei denen ein Theil der Truppen zur Erhöhung des Eindrucks in den Prachtsälen aufgestellt war, bei großen Festlichkeiten mußte der Hauptmann von bürgerlicher Geburt in Reih' und Glied stehen bleiben, während der adelige Lieutenant die Berechtigung hatte, hervorzutreten und an der kurfürstlichen Tafel sich zu reichlichem Schmause niederzulassen. Der Oberhofmeister von Erthal, ein naher Verwandter des Kurfürsten, war so von Stolz aufgeblasen, daß er Bürgerlichen gegenüber keine Bewegung der Höflichkeit zu Stande bringen konnte. So oft er von Nichtadeligen gegrüßt ward, veränderte sich nichts in seinem Gesichte, außer daß er die Augenbranen auf und nieder zog. Als nun bei dem Anrücken der Neufranken, obgleich der größere Theil des Custine'schen Heeres aus Nationalgarden bestand, die militärisch wenig geübt waren und sich kriegerisch zu bewähren noch keine Gelegenheit gehabt hatten, als nun die kurfürstliche Armee bei ihrer lächerlichen Zusammensetzung trotz eines so wenig gefährlichen Feindes an keinen Widerstand denken konnte, da flüchteten sämmtliche Adelige mit Sack und Pack, den Bürgerlichen wurde aber regierungsseitig geboten, zu bleiben und die Dinge abzuwarten. Wo in aller Welt sollte nun für eine so schwache Regierung, die ihre Pflichten auf's Schlechteste erfüllten und par-

weiter nichts, als das Gefühl ausdrücken, welches alle Herzen erfüllt, indem sie auch die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepubik verlangen." Ferner: „Die Natur selbst hat gewollt, daß der Rhein die Grenze Frankreichs sein sollte."

teiisch für einen privilegirten Stand eintrat, wie sollte da Liebe und Verehrung in den Herzen der Unterthanen wurzeln können? Wenn man, wie gesagt, einen Blick wirft auf die politische und moralische Beschaffenheit der geistlichen Kurfürstenthümer, als Georg Forster und eine große Anzahl andrer, bei ehrenwerthem Freiheitsgefühle überspannter rheinländischer Patrioten einen Anschluß an die Republik der Neufranken beantragten, sieht man sich um jene Zeit etwas in Süddeutschland um, so wird man diesen Schritt, muß man ihn immerhin beklagen, doch sehr erklärlich finden. Je herrlicher das Bild eines großen Vaterlandes vor den Blicken jener Männer stand, von denen doch Mancher mit hervorragenden geistigen Gaben ausgerüstet war, desto unwilliger mußten sie sich abwenden von den heimischen Zuständen, wo riesiger Hochmuth mit zwerghaftem Unvermögen in lächerlicher Ehe lebte.

Ja, nicht blos vollständige Unfähigkeit neben widerwärtigstem Dünkel, nein, Verrath an Vaterland und Fürstenehre kennzeichnete jene elenden Potentaten. Wie sollte demnach gegenüber solcher Schändlichkeit, verbunden mit Lächerlichkeit und kleinlichsten Verhältnissen, dem großen Sinne Georg Forster's eine, an die römische Republik erinnernde, neue freiheitliche Schöpfung nicht für kurze Zeit begeistern und um seine volle Urtheilskraft bringen können!

Daß dem Deutschen im achtzehnten Jahrhundert, sowie in dem ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, ein eigentliches Nationalgefühl durch die zerstückelten Zustände seines Vaterlandes unmöglich gemacht war, setzt die Baronin von Staël mit einer für eine Frau erstaunlichen Klarheit in jenem berühmten Buche auseinander, in dem sie sich so gerecht über Deutschland aussprach, und dessen sämmtliche Exemplare deshalb auf Befehl des französischen Polizeiministers eingestampft wurden. Wenn sie Klopstock einerseits lobt, weil er bemüht gewesen sei, das vaterländische Gefühl der Deutschen dadurch zu wecken, daß er sie an die Großthaten

der alten Germanen erinnert habe, so verhehlte sie sich doch andrerseits nicht, daß eigentlich jede geistige und gemüthliche Beziehung fehle zwischen den Enkeln und ihren Vorfahren. Sie kann nicht die geringste Aehnlichkeit finden zwischen den ruhmreichen Germanen, welche die bis dahin fast unbesiegten römischen Legionen in der Teutoburger Schlacht vernichteten, und jenem in die elendesten Bruchtheile versprengten Volke, das sich von den verächtlichsten Vierfürsten Menschenhandel und andere Schändlichkeiten gefallen ließ. Frau von Staël sagt demnach mit Recht dort, wo sie von der Wirkungslosigkeit der Klopstock'schen patriotischen Dichtungen spricht: „On sent, dans ces poésies, un enthousiasme vague, un désir qui ne peut atteindre son but; et la moindre chanson nationale d'un peuple libre cause une émotion plus vraie. Il ne reste guère de traces de l'histoire ancienne des Germains; l'histoire moderne est trop divisée et trop confuse, pour qu'elle puisse produire des sentimens populaires: c'est dans leur coeur seul que les Allemands peuvent trouver la source des chants vraiment patriotiques."

Diesen, für die Zeit, wo sie schrieb, sehr richtigen Gedanken bringt Frau von Staël noch an einer andern Stelle zum Ausdruck, nämlich dort, wo sie Schiller's Wallenstein bespricht und sich in Betreff desselben folgendermaßen äußert: „La nation allemande est tellement divisée, qu'on ne sait jamais si les exploits d'une moitié de cette nation sont un malheur ou une gloire pour l'autre; néanmoins le Walstein de Schiller a fait éprouver à tous un égal enthousiasme."

Die volle und ganze Begeisterung war den armen Deutschen in früheren Jahrhunderten eben rein unmöglich gemacht. Hatten doch die meisten süddeutschen Potentaten seit dem westphälischen Frieden im Solde Frankreichs gestanden. War doch dem von Napoleon I. im Jahre 1806 geschlossenen Rheinbund eine von Sud-

wig XIV. im Jahre 1658 geſtiftete rheiniſche Allianz voraufgegangen, die, weil heimlich betrieben und von Fürſten eingegangen, welche dadurch ihre dem deutſchen Reiche geſchuldeten Pflichten freventlich verletzten, dadurch noch haſſenswerther erſcheint, als ihre frechere, aber das Sonnenlicht nicht ſcheuende, ſpätere Schweſter. Unter den von Ludwig XIV. in Sold genommenen deutſchen Potentaten glänzen vor allem die drei geiſtlichen Kurfürſten, für deren Fortbeſtehen Oeſterreich, wie für alles, was Deutſchland ſchädigen konnte, eine ſo zärtliche Beſorgniß zeigte. Dann ſind als Vaterlandsverräther noch zu brandmarken: der Biſchof von Münſter, der Pfalzgraf von Neuburg, die Herzöge von Braunſchweig-Lüneburg, der Landgraf von Heſſen-Caſſel und andere ehrloſe Schurken. Iſt den meiſten dieſer fürſtlichen Herren ihr Judaslohn dem äußern Anſcheine nach ganz gut bekommen, und fühlten ſie, gleich jenem verrätheriſchen Juden, nicht ſo peinliche Gewiſſensbiſſe, daß ſie ſich aufhingen, wobei die Welt unbedingt viel gewonnen hätte, ſo entzog ſich doch die Geſchichte nicht dem ihr gebührenden Richter- und Rächeramte. So ſtehen dieſe fürſtlichen Söldlinge an jenem hiſtoriſchen Schandpfahle, wo ſie ſich neben Ephialtes und Conſorten in guter Geſellſchaft befinden.

Wenn Georg Forſter — wir heben dieſen Umſtand noch einmal nachdrücklich hervor — wenn Georg Forſter all das Schmachvolle in Betracht zog, deſſen die rheiniſchen Potentaten ſich ſeit Jahrhunderten ſchuldig gemacht hatten, ſo kann man es ſeinem, nach Freiheit und Gerechtigkeit lechzenden Gemüthe verzeihen, wenn er die Heilung aller Schäden davon erwartete, daß die Republik der Neufranken ſo vielen fürſtlichen Unrath hinwegfegte.

Doch jetzt, da wir von dem Anblicke ſo vieler Unwürdigkeiten und Schändlichkeiten ganz unwohl geworden, müſſen wir uns retten in eine wohlthuende Atmoſphäre. Und, Gott ſei Dank, wir brauchen nicht weit zu ſuchen, ſondern, eine ſchmachvolle Vergangenheit

zurückstoßend in ein ungeschmücktes Grab, erlaben wir uns an dem frischen Gottesodem, der jetzt durch Deutschland weht, und erfreuen wir uns an dem herrlichen Anblicke, den das theure Vaterland darbietet!

Wissenschaftlich und literarisch groß stand Deutschland allerdings schon früher da. Daß Deutschland das Land der Wissenschaft und Bildung par excellence sei, erkannte ein so geistreicher und belesener Mann, wie Victor Hugo, sehr deutlich, und er sprach seine Achtung und Verehrung vor den edlen Leistungen unsers Volkes so lange bereitwillig aus, bis die verdienten Niederlagen der Franzosen ihn in jenen halben Wahnsinn versetzten, zu dem er in seiner überschwänglichen, oft sibyllinischen Ausdrucksweise schon früher häufig hinneigte. So sagte Victor Hugo in seinem „Shakespeare" — ein Buch, in dem er, gleich Guizot, die engherzige Auffassung Voltaire's und der meisten, auf den Corneille'schen Ton gestimmten Franzosen berichtete — so sagte Victor Hugo in seiner volltönenden, von Bildern und Hyperbeln strotzenden, aber immer geistreichen, wenn auch oft überschwänglichen Weise, die freilich Allen, die einzig die nackte, obgleich herrlich klare, stets scharfe und treffende Darstellung Lessing's gelten lassen wollen, allzu pathetisch und aufgebauscht vorkommt, so sagte Victor Hugo in dithyrambischer Weise über unser Vaterland folgendes:

„Deutschland ist das Indien des Abendlandes. Alles hat Raum darin und ist darin enthalten und vorhanden. Karl den Großen theilt es mit Frankreich, Shakespeare mit England. Es hat einen Olymp, die Walhalla. Es wollte eine eigene Schrift haben, Ulfilas schuf sie und die gothische (deutsche) Schrift steht nun ebenbürtig neben der arabischen. Deutschland erfand, wie China, den Buchdruck. Nach dem Tempel von Tanfana, den Germanicus zerstörte, erbaute es den Kölner Dom. Deutschland ist die Großmutter unserer französischen Geschichte und die Urmutter unserer Legenden.

Gleichzeitig rinnen und strömen die Sprachen von ihm, im
ren die dänische und schwedische, im Westen die holländische und
ische. Die deutsche Sprache schreitet über den Canal und wird
englische. Nach den Geistesthaten hat der deutsche Genius
re Grenzen, als das deutsche Land. Manches Volk, das der
hen Kraft widersteht, unterwirft sich dem deutschen Geiste. Die
che Natur, die verschieden von der europäischen ist, mit ihr
übereinstimmt, verflüchtigt sich gleichsam und schwebt über den
onen. Der deutsche Geist ist wie eine unermeßliche Heerwolke,
welche Sterne glänzen.

Nicht mit so überschwänglicher Bewunderung und nicht so
asisch, aber in der verhaltenen Weise seines Landes desto inni-
erkennend und weil aus tiefster Ueberzeugung geflossen, nim-
mehr geneigt, im Augenblicke des Zorns vom gespendeten Lobe
zurückzunehmen, ebenso günstig urtheilt Emerson über Deutsch-
Der geistvolle Nordamerikaner, ein würdiger Sohn Boston's,
r gebildetsten Stadt der großen transatlantischen Republik,
von, der, gleich dem Engländer Carlyle, sich tief in den
is des deutschen Volkes versenkte, erklärte, wie wir schon als
in auf dem Titelblatte anführten, daß er die Deutschen für
„tiefsten und gebildetste Volk der Welt" halte. Wer unterrichtet
z ist, um die so schwierige Vergleichung der verschiedenen Na-
n in Bezug auf die von ihnen geleistete Culturarbeit anstellen
können, wird diesem Ausspruche beipflichten. Fragen wir
ich zuerst, da der Ruf deutscher Tapferkeit und Waffentüchtigkeit
sämmtliche Welttheile erfüllt, fragen wir zuerst, wie es denn
Deutschlands geistigen Waffenschmuck stehe, so dürfen wir ant-
worten, daß es seinen alten wissenschaftlichen Ruf nicht allein nicht
eingebüßt, sondern denselben noch erweitert und vergrößert hat.
Denn nicht allein, daß die Forschungen deutscher Gelehrten den ge-
bildeten Völkern des Erdballs zu Gute kommen, sondern auch die

deutſchen Gelehrten ſelbſt verſammeln auf den Univerſitäten der Schweiz, Italiens, Frankreichs, Englands und Rußlands zahlreiche Zuhörer um ſich, die ſie nähren mit dem edlen Marke echter Wiſſenſchaftlichkeit. Wenn Johannes Sleidanus, der als Geſandter der Stadt Straßburg den Reichstag zu Speier beſuchte, damals in einer feierlichen Anrede, die er ſpäter dem Drucke übergab, die Behauptung aufſtellte: „Deutſchland iſt dermaßen mit gelehrten Leuten geziert, daß es alle anderen Nationen übertrifft," ſo würde dieſer Satz, ſollte er heute von einem Deutſchen, dem die große Zeit die zu beſcheidene Zunge gelöſt hätte, vorgebracht werden, ſich durch zahlreiche Beiſpiele leicht erhärten laſſen.

In Bezug auf gelehrte Deutſche, die in fremden Ländern aushelfen, brauchen wir nur an Max Müller in England, an Moleſchott in Italien, an Oppert in Frankreich zu erinnern, während man in der Schweiz einigermaßen in Verlegenheit geräth, wer unter den vielen tüchtigen deutſchen Männern, die dort an Univerſitäten und polytechniſchen Schulen auf's Nützlichſte wirken, beſonders hervorzuheben wäre.

Wenn nun Deutſchland von ſeinen reichen wiſſenſchaftlichen Kräften ſo häufig andern europäiſchen Völkern das nicht daheim zu Verwendende freundlich abtrat, ſo geſchah es aus ſeiner überquellenden geiſtigen Kraft heraus. Frau von Staël, die wir wiederholt wegen ihres richtigen Blickes in Bezug auf deutſches Weſen zu nennen haben, behauptete ſchon im zweiten Jahrzehnte unſers Jahrhunderts, daß in keinem Lande der Welt der Unterricht ſich ſo weit und ſo breit erſtrecke, als in Sachſen und überhaupt im Norden Deutſchlands. Den Ruhm, ein vortrefflich unterrichtetes Land zu ſein, bewahrt das Königreich Sachſen noch heute; nur überragt es jetzt nicht mehr in ſo ſichtbarer Weiſe den Bildungsſtandpunkt anderer deutſcher Provinzen, weil ſeit den Jahren, wo Frau von Staël ihr berühmtes Buch veröffentlichte,

in allen Theilen des weiten Vaterlandes für das Schulweſen mit großem Eifer geſorgt wurde. Indeß bleibt es, trotz der ſechszig Jahre, die ſeit dem Erſcheinen des Buches der Frau von Staël verfloſſen ſind, noch völlig wahr, was ſie in Bezug auf den verſchiedenen Bildungsſtandpunkt Deutſchlands und Frankreichs bemerkte, welche Unbefangenheit, oder vielmehr welche geregelte Beurtheilung des fremden Volkes der geborenen Franzöſin gewiß hoch anzurechnen iſt. Frau von Staël ſagte, daß man in Frankreich gar keinen Begriff davon habe, wie weit die Kenntniſſe in Deutſchland verbreitet ſeien. Sie habe ſich mit Gaſtwirthen und Grenzbeamten unterhalten, die in der franzöſiſchen Literatur bewandert geweſen. Selbſt in der kleinſten deutſchen Stadt finde man eine Bibliothek und überall ſtoße man auf unterrichtete, ſich über das Durchſchnittsmaaß weit erhebende Männer. Wenn man in dieſer Beziehung Deutſchland mit einigen, ganz in Unwiſſenheit verſenkten Provinzen Frankreichs vergleiche, ſo müſſe man glauben, daß mehrere Jahrhunderte beide Länder von einander ſchieden. Gegenüber dieſer Behauptung der Frau von Staël, die ihrer ſchnellen und glänzenden Auffaſſung alle Ehre macht, denn damals konnte ſie über ſtatiſtiſche Nachrichten nicht ſo glücklich gebieten, wie die Culturhiſtoriker der Jetztzeit — übrigens laſſen die heutigen ſtatiſtiſchen Nachweiſe die damalige Behauptung der Frau von Staël noch zur Stunde im vollſten Lichte der Wahrheit erſcheinen — gegenüber der Aeußerung der Frau von Staël, daß die deutſche Durchſchnittsbildung die franzöſiſche unendlich überrage, nimmt es ſich einigermaßen ſeltſam aus, wenn Eduard Devrient mit einer ganz entgegengeſetzten Anſicht auftritt und den Satz aufſtellt, Frankreich lebe tauſend Jahre länger in der Civiliſation, als Deutſchland. Eduard Devrient nämlich, der ſich vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren mehrere Monate in Paris aufhielt und der von den reichen Kunſt- und Wiſſensſchätzen, die ihm in der franzöſiſchen Hauptſtadt

voll seltener Fülle entgegentraten, ganz geblendet war, so daß er die Mittel zur Bildung mit dem Gebildetsein verwechselte und überdies wahrscheinlich nicht mit einem hinlänglich geschärften Auge ausgerüstet war, um den Culturstandpunkt der verschiedenen Völker in den verschiedenen Jahrhunderten mit einander vergleichen zu können, ruft, die französische Ueberlegenheit von vornherein annehmend, mit dem blöden Staunen des Thebaners aus: „Alles hat hier ausgeprägten Charakter, Physiognomie; man fühlt, das französische Volk lebt tausend Jahre länger in der Civilisation, als das unsere."

Wir wollen hier die Bemerkung einfließen lassen, die wir später, wo wir Frankreich in gesonderter Darstellung betrachten werden, noch zu ergänzen Gelegenheit haben, wir fühlen uns hier zu der Bemerkung gedrungen, daß man sich über die, an Wahnsinn grenzende Eitelkeit der Franzosen nicht wundern darf, wenn man liest, wie ihnen überall Weihrauch auf einheimischen und fremdländischen Altären entgegendampfte.

Wenden wir uns jetzt zu den Deutschen zurück, die vor der Gefahr der Selbstüberhebung durch sehr drastische Mittel bewahrt blieben! Ihre Regierungen hielten sie wie Unmündige und selbst ihre besseren und geschiedteren Söhne bewunderten blind das Ausland, vor dem einheimischen Verdienste blöde das Auge verschließend. Nur die deutschen Dichter, die sich stets mit Liebesgluth an das Herz ihres großen und guten Volkes warfen, waren gerecht gegen die herrliche Nation, in deren Schooße sie zur Welt gelangten. Von Walther von der Vogelweide an bis zum Grafen von Strachwitz, diesem leider so früh verstorbenen Sänger des liederreichen Schlesiens, haben sie mehr oder minder dem edlen Stamme, dem sie entsprossen, ihre huldigenden Lieder

dargebracht. Wenn wir uns die Verse des schon seit mehreren Lustren entschlummerten Grafen Strachwitz vergegenwärtigen:

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien und Getreuen,
Land der Adler und der Leuen,"

lauten sie nicht, als ob sie die Großthaten der Jetztzeit besängen und hat nicht Strachwitz mit dem Seherblicke des Dichters in dieser volltönenden Strophe die vereinte Tapferkeit des preußischen Aars und des baierschen Leuen vorbedeutend gefeiert?

Und neben den deutschen Dichtern, die vor allen ihrem Volke gerecht wurden, sind besonders die freisinnigen deutschen Männer zu nennen, die, wenn sie auch die polizeiliche Atmosphäre ihrer kleinen Vaterländer flohen, doch das große deutsche Vaterland stets im Herzen bewahrten. Ist es nicht rührend zu hören, wie Börne in Paris des Nachts keinen Schlaf finden konnte, wenn er lesen mußte, was das gute deutsche Volk von Fürsten, Beamten und Pfaffen zu leiden hatte? Und wenn wir dann den schon durch körperliches Leid und stete Sehnsucht nach der fernen Heimath gebrochenen Mann zum Lager Heinrich Heine's schleichen sehen, um gegen diesen, mit ihm auf gleicher Höhe des Geistes, aber nicht gleicher Höhe des Charakters und reinster Vaterlandsliebe stehenden Schriftsteller seinen zornigen Schmerz auszuströmen; wenn wir dann vernehmen, wie er die Pfeile seines scharfen Verstandes in Bereitschaft setzt, um sie auf die Geßler der deutschen Freiheit abzuschießen; da wird uns ein solcher Patriotismus verehrenswerth und wir gewinnen den sonst nicht liebenswürdigen Mann lieb, während uns der gemüthlose Witz Heine's, mit dem er Börne von seinem Bette vertreibt, um weiter schlafen zu können, ihn jeder hohen und heiligen Empfindung bar zeigt und uns daran erinnert, daß sein glänzendes Talent der Weihe einer erhabenen Denkungsart

ſo gänzlich entbehrt. Wie Ludwig Börne ſein deutſches Vaterland treu im Herzen trug, obgleich er oft weinte und zürnte, daß ſein zu geduldiges Volk ſich ſo Unerträgliches gefallen ließ, ſo hat auch Friedrich Hecker in der neugewonnenen transatlantiſchen Heimath ſeine begeiſterte Liebe zu der jetzt hohen und hehren Germania bewahrt — eine Liebe, die in ſeiner herrlichen Feſtrede*) mit Perikleiſchem Schwunge und Schiller'ſchem Pathos zu Tage trat.

Was Ludwig Börne nicht mehr ſchauen ſollte, ja, was er in ſeiner vollen Größe und Herrlichkeit kaum ahnte: das neuerſtandene, weltmächtige Deutſchland, der wackere Friedrich Hecker ward noch am Abende ſeines Lebens dieſes Anblicks gewürdigt, und er bricht über dies erhabene Schauſpiel in hellen Jubelton aus, der über die Atlantis zu uns herüberſchallt.

Gewiß wird Deutſchland von den herrlichen Waffenthaten nicht blos das Anſehen einer Weltſtellung davontragen, ſondern es wird auch die Lorbeeren innerer Freiheit einzuheimſen wiſſen, die vielleicht noch ſchwerer errungen werden, als die Erfolge über äußere Feinde. Wenn jene Deutſchen, denen es in früheren Jahrzehnten zu enge ward in dem Mutterlande, und die jenſeits des atlantiſchen Meeres reinere Luft zu athmen ſuchten; wenn jene deutſchen Republikaner der Beſürchtung Ausdruck gaben, ihre monarchiſchen Brüder möchten ſich wieder um die Früchte ihrer Anſtrengungen bringen laſſen, ſo hat dieſe Beſorgniß im Hinblick auf das, was nach den Freiheitskriegen einem tapfern und treuen Volke geboten ward, anſcheinend nur zu gute Begründung. Dieſer Beſorgniß wurde in einem Transparente Ausdruck gegeben, als New-York ſo großartig die deutſche Friedensfeier beging. Man las nämlich hinter einer hellerleuchteten Spiegelſcheibe:

---

*) Er hielt ſie am 12. März 1871 zu St. Louis im Staate Miſſouri zur deutſchen Friedens-Feier.

„O Vaterland, wie biſt Du ſo groß,
Nun mache auch, daß der Frieden
Nicht bringe den Fürſten das große Loos
Und dem deutſchen Volke die Nieten!“

Doch iſt dieſe Furcht, wenngleich durch frühere Vorgänge reichlich gerechtfertigt, doch für Denjenigen, der mit pſychologiſchem Scharfblicke in das Innere einer ganzen Volksſeele zu bringen vermag, in Bezug auf die deutſche Nation der Jetztzeit nicht vorhanden. Das wunderbare Jahr 1870 hat dem deutſchen Volke zum Bewußtſein gebracht, was bis dahin nur ſeine Dichter und Denker in gehobenen Augenblicken ahnten und verkündeten: ſeine weltgebietende Größe. Wo wäre ein Fürſt ſo hochgefürſtet, um ihm für dieſe Größe irgend etwas zum Erſatze bieten zu können? Nein, die deutſche Größe, Einheit und Freiheit, ſind die Grundlage, von welcher nicht mehr abgegangen werden darf. Will ein deutſcher Fürſt noch jetzt, wie in den Tagen patriarchaliſcher Befangenheit, ſeinem Volke zumuthen, daß es, wie in Deſſau, ſtolz ſein ſoll auf ſchöne Gartenanlagen, oder, wie in Schwerin, auf prächtige Pferde des Marſtalls, oder, wie in München, auf mittelalterliche Hatſchiere, ſo hat er einen Trugſchluß gemacht, der ihm ſchädlich werden kann, aber nicht dem großen deutſchen Vaterlande. Dieſes fühlt und begreift ſich in ſeiner ganzen Herrlichkeit; dieſes ahnt, welche Fülle ſtets neuer und ſchöner Kräfte ſich aus einem ſo friſchen und geſunden Volksthum herausgebären werden; dieſes hat abgethan jede einfältige Ehrfurcht vor dem Scheinverdienſte und verlangt, daß Jeder, von dem Erſten bis zum Letzten — wenn in unſerer ſtändeloſen Zeit überhaupt noch von Erſten und Letzten die Rede ſein kann — daß Alle gemeinſam bauen ſollen an dem hehren Dome deutſcher Einheit und Freiheit, der ſich golden wölbt über der zwar nicht einförmigen, ſondern mannigfaltigen, aber doch in einem großen Grundgedanken treu und traulich vereinten Nation der Germanen.

Betrachten wir jetzt, nachdem wir Deutschland einer besondern Prüfung unterwarfen, das mit ihm im Kampfe gestandene Frankreich ebenfalls scharfen Auges, aber unvoreingenommenen Geistes, um dann die beiderseitigen Leistungen in Parallele stellen und das Urtheil fällen zu können, welche Nation zum Primate in Europa die größere Berechtigung habe!

II. Frankreich.

Français, la révolution qui vous régénère a développé en vous de grandes vertus; mais craignez qu'elle n'ait affaibli dans vos âmes le sentiment de l'humanité, sans lequel il ne peut y en avoir que de fausses.

(Desèze.)

Il ne faut donc point se rassurer en pensant que les barbares sont encore loin de nous; car, s'il y a des peuples qui se laissent arracher des mains la lumière, il y en a d'autres qui l'étouffent eux-mêmes sous leurs pieds.

(De la Démocratie en Amérique. Par Alexis de Tocqueville.)

Es hätte nicht der Grauſamkeit bedurft, womit das Heer von Verſailles gegen gefangene Pariſer Nationalgarden verfuhr; es hätte ſchon die unerhörte Härte, mit der die Franzoſen nach den erſten Niederlagen, die ſie erlitten, ſämmtliche Deutſche von ihrem Boden vertrieben — der haarſträubenden Berichte, wie Schwerkranke und Sterbende auf die Eiſenbahn geſchleppt wurden, giebt es zahlreiche — die mitleidsloſe Vertreibung der Deutſchen aus Frankreich hätte hingereicht, ohne daß das Hinzukommen franzöſiſchen Wüthens gegen eigenes Fleiſch und Blut nöthig geweſen wäre, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß, ſobald die Leidenſchaften bei dem erregbaren Volke der Gallier erhitzt ſind, dort die Tugenden der Gerechtigkeit, Milde und Barmherzigkeit keine Stätte mehr finden. In der blinden Raſerei, von der dort alle Stände ſo leicht erfaßt werden, verhallen dann die ſeltenen Rufe edler Männer, die zur Prüfung, Beſonnenheit und Schonung mahnen. Wenn demnach der Fürſt Bismarck in einer ſeiner Reden im deutſchen Reichstage von der den Franzoſen eigenthümlichen Grauſamkeit ſprach, ſo hat er gar nichts Neues und Tiefſinniges geſagt, ſondern einfach einen Satz aufgeſtellt, der durch die Geſchichte vieler Jahrhunderte erhärtet wird. Das Journal des Débats hatte alſo unrecht, in dieſer wahren Behauptung Bismarck's eine Beleidigung des franzöſiſchen Volkes zu erblicken. Eine Zeitung, wie das alte

Bertin'ſche Organ, das ſtets von unterrichteten Männer geleitet ward, ſollte doch die heimiſche Geſchichte kennen. Freilich, die Nationaleitelkeit macht ſelbſt die einſichtigſten Franzoſen blind und taub.

Uebergehen wir die franzöſiſchen Grauſamkeiten, die im Angeſichte des neunzehnten Jahrhunderts, dieſes ſo ſehr zur Milde mahnenden Zeitalters, begangen wurden! Sie ſind meiſt im Gedächtniſſe der Zeitgenoſſen. Was während des von Louis Napoleon in's Werk geſetzten Staatsſtreiches für Grauſamkeiten mitunterliefen, hat ja ein Franzoſe — und zwar der berühmteſten einer, nämlich Victor Hugo — der ſchaudernden Mitwelt erzählt. Wir können uns deshalb dies Nachtgemälde erſparen. Wenden wir uns alſo zu dem vorigen Jahrhundert zurück, wo wir ja während der franzöſiſchen Revolution entweder Rottenfeuer vernehmen, wo ganze Reihen Empörer auf einmal hingeſtreckt werden — bei den wechſelnden und ohne allen vermittelnden Uebergang ſich urſchnell ablöſenden franzöſiſchen Regierungen iſt es wahrlich nicht leicht, die Empörer von den berechtigten Gewalthabern zu unterſcheiden — oder wo die Guillotine mit ihrem kalten, unbarmherzigen Schlage einen Kopf nach dem andern abmäht.

Daß ein Volk, wenn es den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand über den Haufen wirft, ſich nicht immer ſtreng innerhalb der Grenzen der Gerechtigkeit halten kann, wer wäre ſo thöricht, es zu verkennen? Auch darf man ſein Auge nicht davor verſchließen, daß Ludwig XVI. trotz ſeiner großen Gutmüthigkeit durch ſeine Schwäche auf Abwege geführt ward, die eines Königs unwürdig waren. Denn, daß er freiwillig in der geſetzgebenden Verſammlung erſchien, um dort mit den ſchönſten und heiligſten Worten ſeine Anhänglichkeit an die Sache des Volkes, an die neue Ordnung der Dinge zu betheuern, während er im Geheimen auf nichts ſann, als der beſchworenen Verfaſſung den Hals zu brechen und den früheren

Zuſtand der Dinge zurückzuführen, dieſer Zwieſpalt zwiſchen Wort und Geſinnung entkleidet einen König ſeiner Würde und ſo war er moraliſch ſchon vor dem 10. Auguſt 1792 vom Throne geſtürzt.

Wenn das franzöſiſche Volk inmitten ſeines vulcaniſchen Zuſtandes einer ruhigen Ueberlegung fähig geweſen wäre, ſo hätte es den König und die Seinigen — nach den Grundſätzen, in denen ſie erzogen worden, konnten ſie ſich niemals mit der neuen Ordnung der Dinge aufrichtig befreunden — ſo hätten ſie die geſammte Familie der Bourbons mit den Töchtern Ludwig's XV., die in der Jugend ihre Zunge zu boshaften Redensarten und im Alter zum Herplappern von langen Gebeten mißbrauchten, ſo hätte es ſämmtliche Bourbon's, dieſe geſchworenen Feinde jeder nationalen Freiheit, fortſchaffen ſollen nach Rom, oder Neapel, oder Wien, wo noch das Unkraut der Camarilla und des Clerus hoch im Samen ſtand. Aber es war einfältig von ihm — die Grauſamkeit des franzöſiſchen Volksnatürells machte die ſonſt nicht geringe Schlauheit der Gallier zu Schanden — aber es war höchſt einfältig von den Franzoſen, daß ſie ihrer Herrſcherfamilie, die, wäre ſie in der Verbannung eines natürlichen Todes geſtorben, es nicht über ein mattes Bedauern gebracht hätte, durch die unerhörten Qualen, die ſie derſelben bereiteten, in den Augen der Welt zu Märtyrern umſchuf. Durch die Würde und edle Gefaßtheit, mit der die königliche Familie das Peinlichſte und Abſcheulichſte ertrug, erweckte ſie ja bei jedem nicht rohen Gemüthe die ehrfurchtsvollſte und innigſte Theilnahme.

Wie Alles bei dem franzöſiſchen Volke voller Widerſprüche iſt, ſo auch die Behandlung der gefangenen Königsfamilie. Nach der Flucht Ludwig's XVI. und der Seinigen aus den Tuilerien am 10. Auguſt 1792 beſaß die königliche Familie an Weißzeug nichts, als was ſie auf dem Leibe trug. Als die engliſche Geſandtin ver-

nahm, daß es der gefangenen Königin an Hemden und dem Nothwendigſten gebrach, da erlaubte ſie ſich, einen Koffer mit dem feinſten und ſauberſten Unterzeug der hohen Frau zu überſenden. Doch Marie-Antoinette, die, obgleich leider im Unterrichte etwas vernachläſſigt, doch von dem feinſten Gefühle für das Schickliche und von echt fürſtlichem Sinne war, Marie-Antoinette vergaß keinen Augenblick, was ſie der Würde einer Königin von Frankreich auch im Kerker ſchuldig ſei, mochten die dermaligen Machthaber ihr gegenüber auch dieſen Umſtand gänzlich außer Acht laſſen. Sie ſandte deshalb der engliſchen Geſandtin mit herzlichem Danke für ihre freundliche Abſicht den Koffer mit dem feinen Unterzeuge zurück, das ihr ſo ſehr zu Statten gekommen wäre. Denn da man für ihre Bedürfniſſe gar nicht ſorgte, ſo kam es bald dahin, daß ſie, die mit der Nähnadel umzugehen in der Jugend nicht gelernt hatte, für ſich und ihre Kinder Ober- und Unterkleider ausbeſſern mußte. Während alſo die republikaniſchen Machthaber der Königin und ihren Kindern die nothwendigſten Kleidungsſtücke vorenthielten, mietheten ſie die wegen ihrer feinen Zubereitung berühmteſten Kochkünſtler und ließen für den, im Tempel gefangen gehaltenen Ludwig XVI. gar herrlich anrichten, ſo daß am Mittage oft vierzehn bis ſechszehn Gänge nach einander auf der Tafel erſchienen. Es zeigte ſich in dieſer überaus reichen Bewirthung von Seiten der republikaniſchen Machthaber noch ein Ueberbleibſel von Ehrfurcht vor dem früher mit heiligem Schauer betrachteten Königthume. Allerdings war in den ungefähr anderthalb Jahrhunderten, die ſeit der Enthauptung Karl's I. verfloſſen waren, die Ehrfurcht vor dem Königthume im Ganzen ſehr geſchwunden. Denn, als Karl I., nachdem die Schotten ſchmachvoller Weiſe ihren König für eine gute Summe Geldes an das engliſche Parlament verkauft hatten, gefangen von Schottland nach England gebracht ward, da ſtrömte alles Volk auf den Landſtraßen

zuſammen und man trug ihm die Kranken und Breſthaften entgegen, damit ſie durch ſeine Berührung geſundeten. Beſonders ſchleppten ſich die mit einem Kropfe Behafteten zu ihm, damit er durch das Auflegen ſeiner Hand auf den häßlichen Auswuchs ſie von dieſem unſchönen Anhängſel befreie. Als aber Ludwig XVI. mit ſeiner Familie in das Gefängniß des Tempels gebracht ward, da umtobte den Zug das Pariſer Volk, das laut den Tod des Tyrannen forderte. Aber wann hätte das Pariſer Volk, dieſes grauſamſte und blutgierigſte der Welt, nicht nach Blut geſchrieen, ſobald eine gefallene Größe ſeine Vampyrgelüſte erregte?! Wäre Ludwig XVI. im Schooße des franzöſiſchen Landvolkes erſchienen, ihn würde dort eine noch an Aberglauben grenzende Ehrfurcht empfangen haben. Auch die Meinung, daß die Berührung des Königs vom Kropfe heile, beſtand noch zu Zeiten Ludwig's XVI. in Frankreich und er ſelber hat noch im Anfange ſeiner Regierung durch Handauflegen, ſei es im guten Glauben, ſei es, um einem allgemein verbreiteten Wahne, der dem Königthume jedenfalls eher nützte, als ſchadete, nicht unnöthig entgegenzutreten, ſich dieſem Heilverſuche unterzogen. Doch ſtrömte in Frankreich unter Ludwig XVI. das Volk nicht mehr ſo zahlreich und mit dem brünſtigen Glauben zum heilenden Könige, wie in England ſelbſt noch unter Karl II. Denn, ſo oft der liederliche Stuart um die Oſterzeit, wo ihm dieſe königlichen Betaſtungen beſonders zugemuthet wurden, nach Greenwich oder ſonſtwohin eine Reiſe antrat, ſo ward durch die Zeitung bekannt gemacht, Seine Majeſtät könnten während einer beſtimmten Periode die mit einem Kropfe und ſonſtigen Gebreſten Behafteten nicht empfangen, in welcher Anzeige der Allen geläufige Gedanke enthalten war, „um ſie durch Berührung von ihren Uebeln zu befreien.“

In den vielen Gerichten alſo, welche die republikaniſchen Gewalthaber dem gefangenen Ludwig XVI. bereiten ließen, war noch,

wenn auch unbewußt und widerwillig, ein Ueberbleibſel jener an Aberglauben grenzenden Ehrfurcht enthalten, die man ſonſt in Frankreich vor dem Könige gehegt hatte. Doch nicht blos, daß die Zahl der Gerichte allmälig eingeſchränkt ward, ſondern auch die ganze Behandlung des Königs und ſeiner Familie zeigte hinlänglich, daß es cyniſche und grauſame Perſonen waren, die über ſein Schickſal zu beſtimmen hatten. Als er in das Gefängniß des Tempels gebracht ward, fehlte den Zimmern, in denen die königliche Familie wohnen ſollte, jeglicher Schmuck, ja, jegliche Bequemlichkeit. Ludwig XVI., der den Seinigen voraufſchritt und mit ſtiller Sorge die ungaſtlichen Räume betrachtete, bemerkte mit Entſetzen, daß an den Wänden Bilder hingen, die, mochten ſie auch wegen ihres gänzlichen Mangels an Kunſtwerth keine Beachtung verdienen, doch durch die Darſtellung ſchlüpfriger Gegenſtände das Auge beleidigten. Sogleich hing Ludwig XVI. die Bilder um, indem er erklärte, daß die unſchuldigen Augen ſeiner Kinder durch einen derartigen Anblick nicht beleidigt werden ſollten. Hätte er ſeine Gemahlin oder ſeine Schweſter Eliſabeth in dieſer Beziehung erwähnt, ſo wäre ihm von ſeiner rohen Umgebung ſicherlich eine verletzende Antwort zu Theil geworden. Und wie die Pariſer Machthaber die königliche Familie in Räumlichkeiten brachten, die, jeglichen Schmuckes beraubt, durch Bilder ſchlüpfrigen Inhalts die Keuſchheit beleidigten, ſo tränkten ſie die vom Throne Geſtoßenen während der Zeit ihrer Einkerkerung mit allem Bittern, Herben und Seelenverwundenden, was nur Bosheit und Grauſamkeit zu erſinnen und zu bereiten im Stande ſind. Trennte man doch die Königin, als ſie durch die Hinrichtung Ludwig's XVI. zur Wittwe geworden, grauſam und unnöthig auch von ihren Kindern! Ja, man wählte die Mitte der Nacht dazu — iſt doch ſonſt der Schlaf unglücklicher Gefangenen ſelbſt dem Kerkermeiſter heilig! — um den kleinen fünfjährigen Dauphin aus den Armen ſeiner Mutter

zu reißen! Und dann brachte man das arme Kind zu dem Schuſter Simon, damit ihm dort zeitgemäße Geſinnungen eingeflößt würden. Wahrlich, in der Grauſamkeit der damaligen Pariſer Machthaber zuckte es oft wie Wahnſinn auf, wie denn ja Menſchen, die gegen ihre Mitmenſchen wüthen, ſtets der göttlichen Vernunft beraubt ſind. Daß Schuhmacher ſehr achtbare und brave Männer ſein können, wird Niemandem einfallen zu beſtreiten. Ja, daß ſie zuweilen ſogar ſehr begabte Männer ſind, davon haben wir Deutſchen an Hans Sachs und Jacob Böhme die glänzendſten Beiſpiele. Aber im Allgemeinen pflegen wir doch anzunehmen, daß die Zubereitung des Leders für den Fuß nicht nothwendig mit hohen und liberalen Ideen im Kopfe verbunden ſei. Alſo die Wahl des Schuſters Simon zum Erzieher des kleinen Dauphins war entweder halbe Tollheit oder berechnete Bosheit. Man kannte vielleicht den bos-haften Charakter Simon's und wußte, daß, wie einſt der Ahnherr der Schuſter dem müden Heilande verwehrt hatte, an ſeiner Schwelle auszuruhen, ſo der Schuhmacher Simon dem armen Dauphin den Schlaf nicht gönnen und durch den Ruf: „Dors-tu, Capet?“ fortwährend aufſcheuchen werde. Zuletzt nahm man den armen, kleinen Prinzen ja aus den Händen des grauſamen Schuhmachers, aber nicht, um ihm ein beſſeres Loos zu bereiten, ſondern um ihn in einen dunklen Kerker zu ſtoßen, wo er dann nach monatelangem Siechthum endlich von ſeinen Leiden befreiet wurde. Was dieſes unſchuldige Kind leiden mußte, hat Victor Hugo während ſeiner legitimiſtiſchen Periode in einem ſehr ſchönen Gedichte zum Aus-drucke gebracht. Das Gedicht iſt „Louis XVII.“ betitelt und Victor Hugo läßt den ſo eben im Himmel angelangten Königsſohn, der ſchon in zarteſter Jugend ein Märtyrer werden ſollte, den unter innigſter Theilnahme zuhörenden Engelſchaaren die Qualen erzählen die er auf Erden auszuſtehen hatte. Er ſagt unter anderm:

„Car vous ne savez point quelle était ma misère!
Chaque jour dans ma vie amenait des malheurs.“

Und das unſchuldige und doch ſo grauſam behandelte Kind ſchließt die Strophe mit den unendlich rührenden Verſen:

„D'un châtiment sans fin languissante victime,
De ma tige arrachè comme un tendre arbrisseau,
J'étais proscrit bien jeune, et j'ignorais quel crime
J'avais commis dans mon berceau.“

Wie die Machthaber in Paris — die Strafen des Himmels ſind ſeitdem reichlich über die ſündige Stadt herabgefallen — wie die grauſamen und tollen Demagogen ein unglückliches Königskind durch einen Schuſter langſam hinmorden ließen, ſo ſetzten ſie gegenüber der durch jegliche Qual heimgeſuchten Marie-Antoinette alle Rückſichten des Anſtandes bei Seite, indem ſie dieſelbe zwangen, in der Conciergerie ſtets die Thür ihres elenden Gefängniſſes aufzuhalten und unter den Augen eines ſie bewachenden Gendarmen allen ihren Lebensverrichtungen obzuliegen. Und als man der Königin den Prozeß machte — wer kennt nicht das Gemälde von Delaroche, auf dem die hoheitsvolle, ungebeugte Tochter der Cäſaren nach vielſtündigem Verhör von Nationalgarden in ihren Kerker zurückgebracht wird! — als man gegen die Königin einen Prozeß anſtrengte, in dem ihr Todesurtheil von vornherein beſchloſſen war, da wagte der ſchändliche Fouquier-Tinville, dieſe Quinteſſenz franzöſiſcher Bosheit und Grauſamkeit, der namenlos unglücklichen Frau, der man ihren Gatten enthauptet und der man ihre Kinder geraubt hatte, da wagte Fouquier-Tinville der Vielgeprüften vorzuwerfen, ſie habe ihren Sohn durch ſchändliche Mittel zu entmannen geſucht, damit ſie ſpäter, nach dem Ableben ihres Gemahls, an Stelle ſeines blödſinnigen Nachfolgers die Herrſchaft ausübe. Die Königin in edler Entrüſtung antwortete nicht auf ſo ſchändliche Anklage und appellirte an die anweſenden Frauen und an ihr Muttergefühl. Und obgleich im Zuhörerraum meiſt rohe Fiſchweiber verſammelt

waren, so regte sich doch ihr Herz und ihr Wuthgeheul machte den schändlichen Fouquier-Tinville verstummen.

Liefert das achtzehnte Jahrhundert für unsere Behauptung von der dem französischen Nationalcharakter eingeborenen Grausamkeit in dem letzten Jahrzehnt eine Ueberfülle von Beispielen, so bemerken wir seit der Reformation in Frankreich ein fortwährendes Bedrängen und Quälen der Protestanten. Diese waren ja nie sicher, daß sie nicht durch einen Richterspruch — die jedesmaligen Machthaber in Frankreich fanden an den Richtern meist gefügige Werkzeuge für ihre Ordonnanzen — daß sie nicht durch einen Richterspruch auf die Galeeren geschickt wurden. Der schändliche, an Jean Calas verübte Justizmord, der durch Voltaire eine Weltberühmtheit erlangte und durch dessen Aufdeckung der Philosoph von Ferney das crime de lèse-nation, das er durch seine Pucelle begangen, wieder gutmachte, der schändliche Justizmord an Jean Calas erinnert für ewige Zeiten daran, was die Protestanten bis zur französischen Revolution zu dulden hatten. Das feierliche Gelöbniß der französischen Könige bei der Krönung von Rheims, die Ketzer auszurotten, ward von einigen ganz wörtlich genommen. Wie die Intoleranz der französischen Katholiken jede Gelegenheit ergriff, den verhaßten Protestanten nicht blos das Leben zu verbittern, sondern ihnen sogar das Leben zu nehmen, zeigten die abscheulichen Verfolgungen, die noch im neunzehnten Jahrhundert, nach der Schlacht bei Waterloo und bei der Rückkehr der Bourbons, die evangelischen Glaubensgenossen im Süden Frankreichs zu bestehen hatten. Unter dem Vorwande, daß die Protestanten sämmtlich Bonapartisten seien, bedrohten die Ultra-Royalisten, diese so unverbesserlichen Fanatiker und Schwachköpfe, die Habe und das Leben braver und verdienstvoller Mitbürger.

Mit Recht hat man es getadelt, daß die protestantischen Großmächte, England und Preußen, deren gemeinsam gewonnene Schlacht

bei Belle-Alliance es dem nichts weniger als heldenmüthigen Ludwig XVIII. doch allein ermöglichte, auf den Thron Frankreichs zurückzukehren, daß diese beiden proteſtantiſchen Vormächte ſich nicht kräftiger ihrer verfolgten Glaubensbrüder im Süden Frankreichs annahmen. Erklärt ſich dieſe tadelnswerthe Zurückhaltung Englands und Preußens wohl aus dem ſonſt löblichen Beſtreben, ſich in die innern Angelegenheiten Frankreichs nur da einzumiſchen, wo es durchaus nöthig war — hier freilich war es durchaus nöthig — ſo kennzeichnet dieſe Bedrückung und Verfolgung der Proteſtanten, während Ludwig XVIII. einzig durch die Hülfe ihrer Glaubensgenoſſen ſeine Krone wiedererlangt hatte, ſo kennzeichnet dies Geſchehenlaſſen von Seiten des Königs ſeine Undankbarkeit, von Seiten der franzöſiſchen Behörden ihre anmaßende Rückſichtsloſigkeit. Zu derſelben Zeit, wo Engländer und Preußen den Norden Frankreichs beſetzt hielten, quälten im Süden die Präfekten, Unterpräfekten und Maires die Proteſtanten auf jede Weiſe, als ob eine Ahndung von Seiten der fremden Gebietiger gar nicht eintreten könnte.

Die Geſchichte der Proteſtanten in Frankreich iſt, um es kurz zu ſagen, eine Märtyrerlegende. Die Aufhebung des Edicts von Nantes und der Verſuch, die Proteſtanten durch äußerſte Maßnahmen in die katholiſche Kirche hineinzuzwingen, darf man übrigens nicht als den vereinzelten Act eines bigotten Königs, ſondern muß ihn als den Ausfluß des ſteten franzöſiſchen Staatsgedankens auffaſſen, der keine Rückſicht auf Tauſende, ja, Millionen, nimmt, wenn nur die Stärke und die Herrlichkeit des Ganzen dadurch geſteigert wird. Es erinnern die franzöſiſchen Maßnahmen an die äußerſten Mittel, vor welchen die römiſche Republik nie zurückſchreckte, wenn ſie dieſelben für den Staat unerläßlich, ja, nur nützlich erachtete. Dieſelbe Kälte und Härte, die uns in der römiſchen Staatsraiſon und im römiſchen Volkscharakter ſo häufig verletzend entgegentritt, treffen wir auch bei den Franzoſen. In dieſer

Hinsicht sind sie echte Romanen, während die zähe Ausdauer der Römer freilich nicht ihr Erbtheil geworden. Wenn wir die Aufhebung des Edicts von Nantes einer kalten Staatsraison ebenso gut zuschreiben, wie dem katholischen Eifer des mit zunehmendem Alter immer mehr und mehr seinem Beichtvater und der frömmelnden Frau von Maintenon verfallenden Ludwig's XIV., so haben wir hierzu vollgültigen Grund, und die Geschichte steht auf unserer Seite. Denn dem auf Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung berechneten Staatswesen, das Ludwig XIV. zu einer Maschine herabzuwürdigen trachtete, deren einzig bewegende Kraft er sei, diesem centralistischen Hange mußte es natürlich äußerst mißbehagen, daß in Frankreich mehrere Millionen von meist wohlhabenden Bürgern lebten (man pflegte damals zu sagen: „riche comme un protestant"), die sich über Gott und Religion andere Begriffe gestatteten, als der König und die große Mehrzahl seiner Unterthanen. Da nun beschloß Ludwig XIV. mit jener gänzlichen Nichtberücksichtigung von Recht und Sitte, die von jeher das Erbtheil französischer Regierungen war, die Protestanten entweder in Katholiken zu verwandeln, oder in ein Nichts d. h. sie mochten umkommen. Wir wissen, wie nach der Aufhebung des Edicts von Nantes Hunderttausende von gewerbfleißigen und unbescholtenen Bürgern — man darf sagen: die besten Bürger Frankreichs — den Boden der Heimath meiden mußten, der jedem Franzosen so an's Herz gewachsen ist, und daß bei dem heldenmüthigen Widerstande, den die Protestanten gegen die Dragonaden leisteten, in dem grausigen Drama der Cevennen sich Gräuel katholischer Verfolgungssucht zutrugen, wie sie eben nur in Frankreich vorkommen. Denn dort schlachtete ja der Fanatismus in Religion und Politik Hekatomben, wie sonst in keinem anderen Lande. Der Süden Frankreichs hatte ja schon vor dem siebzehnten Jahrhundert das mitleidslose Abschlachten im Namen der christlichen Religion,

deren Panier doch die Liebe ist, voll Grausen und Entsetzen kennen lernen; wir meinen den vom Papste Innocenz III. gepredigten Feldzug gegen die Albigenser. Wie eilten da die nordfranzösischen Ritter mit ihren Lehnsleuten in großen Schaaren herbei, um unter einem heiligen Vorwande zu plündern, zu morden und den wilden Trieben ihres wüsten Innern einen erwünschten Ausbruch zu gestatten! Welche Gräuel sie begingen, wie sie in Carcassonne an einem einzigen Tage dreißigtausend Männer, Weiber und Kinder abschlachteten; wie sie sich beeiferten, dem zu unermüdetem Morden auffordernden Legaten des Papstes seine blutigsten Wünsche zu übertreffen: von allen diesem Schrecklichen und Haarsträubenden haben wir die genaueste Kunde.

Wenn die an den Albigensern im dreizehnten Jahrhundert begangenen Frevel in das große Schuldbuch der Päpste einzutragen sind; wenn die Vertreibung der Reformirten aus Frankreich im siebzehnten Jahrhundert auf das Sündenconto Ludwig's XIV. zu schreiben ist, wo überdies die eingeäscherte Pfalz und eine Reihe der ungerechtesten Kriege verzeichnet stehen, so muß man die ewig fluchwürdige Bartholomäusnacht wohl zumeist jener arglistigen Catharina von Medicis Schuld geben, die den Machiavellismus in seiner hassenswerthesten Gestalt zum Dasein brachte. Denn Machiavelli, als Florentiner bekanntlich ein engerer Landsmann Catharinens, ist für die boshafte Auslegung seiner ursprünglich groß gedachten Vorschläge ebenso wenig verantwortlich, wie Jesus Christus für die blutige und mordbrennerische Interpretation, die seiner von Liebe und Humanität überfließenden Lehre durch den Papst und dessen schwarze Cohorten gegeben ward. So hat Frankreichs blutige Geschichte an Gräueln, die gegen Bekenner einer gereinigten christlichen Lehre verübt wurden, vorzüglich den Kreuzzug gegen die Albigenser, die Bartholomäusnacht und die Aufhebung des Edicts von Nantes zu verzeichnen. Daß die Päpste und der Clerus bei diesen Gräueln

immer die Hauptanstifter waren, bedarf nicht der Versicherung. Wenn Innocenz III. den Kreuzzug gegen die Albigenser predigte, so feierte Gregor XIII. die Bartholomäusnacht durch ein feierliches Hochamt und ließ diese fluchwürdige That durch ein Gemälde verherrlichen, das noch heute die Wände des Vaticans verunziert. Bei der Bartholomäusnacht ist der Umstand besonders verletzend, daß der junge König Karl IX. handelnd mit eingriff und eigenhändig aus den Fenstern des Louvre auf seine fliehenden protestantischen Unterthanen schoß, als ob er, der leidenschaftliche Jäger, sich im Walde von Fontainebleau befinde und Hirsche und Rehe vor sich habe. Zu dieser Grausamkeit des jungen französischen Königs gesellte sich die hassenswertheste Hinterlist. Umgarnte er doch den ehrwürdigen Admiral von Coligny, als dieser, der ja durch einen Schuß, den ein fanatischer, bis zur festgesetzten Mordnacht nicht mehr zurückzuhaltender Katholik aus einem Versteck auf ihn abgefeuert hatte, trotz seines blinden Vertrauens doch ein wenig argwöhnisch geworden war. Der König ehrte den verwundeten Admiral durch einen persönlichen Besuch und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen, indem er den tapfern und frommen Greis seinen Vater nannte. So gelang es ihm, den bei eigenem Edelmuthe so leicht vertrauenden Admiral in vollste Sicherheit wieder einzuwiegen und die Beruhigung mit sich fortzunehmen, daß das protestantische Hochwild der katholischen Meute nicht entgehen werde. Und auf daß die französische Geschichte — die französischen Romantiker brauchten eigentlich keine neuen Gräuel zu erfinden, sie könnten sich einfach damit begnügen, die heimischen Annalen abzuschreiben — auf daß die französische Geschichte für jegliches Verruchte und Abscheuliche ein Beispiel liefere, so zog ja Karl IX., nachdem die blutige Bartholomäusnacht zu seiner ewigen Schande ihren glücklichen Verlauf genommen hatte, mit einem zahlreichen Gefolge von Hofherren und Hofdamen nach Montfaucon,

wo der geschändete Leichnam des ehrwürdigen Admirals, den er noch vor wenigen Tagen geherzt und geküßt hatte, an den Galgen gehängt worden. Da nun die Leiche des greisen Kriegers bei dem heißen Wetter schon in Verwesung übergegangen war und ein Hofherr, dessen Nase durch den Todtengeruch beleidigt ward, eine dahin bezügliche Bemerkung gegen den König machte, da besann dieser sich auf eine Parallelstelle im Alterthume und antwortete mit lachendem Munde: „Die Leiche eines Feindes riecht immer gut." — Nun ja, aber die französische Grausamkeit und Herzlosigkeit stinkt zum Himmel.

Eine Bartholomäusnacht und la Sainte-Barthélémy du peuple, die Septembermorde — wo Könige und Priester mit derartigen Beispielen vorangehen, bleibt das Volk natürlich nicht zurück — solche, mit kältester Ueberlegung in Scene gesetzten Massenmorde finden wir zu unserm Troste in der Geschichte keines andern Volkes. Man begegnet einzelnen, ja, oft leider vielen Bösewichtern unter jedem Volke, und wenn das letztere religiös oder politisch erregt ist, so hängt, tödtet und zerstört es, mit einem Worte, wird in seiner Wuth zur Bestie. Aber die erregten Leidenschaften entschuldigen doch in etwas; es ist meist ein hitziger Todtschlag, und kein kaltblütiger Mord. Die Bartholomäusnacht und die Septembertage aber wurden, wenigstens von ihren Urhebern, mit schlauestem und schärfestem Nachdenken geplant und zur Ausführung gebracht. In der Bartholomäusnacht wollte eine arglistige und tyrannische Königin sich und ihren Söhnen die protestantische Partei, die allerdings einen Staat im Staate bildete, vom Halse schaffen, und um zu diesem Zweck zu gelangen, scheute sie vor dem Schändlichsten und Verwerflichsten nicht zurück. Zuerst erniedrigte Catharina von Medicis sich und ihre königlichen Söhne zur Lüge. Sie heuchelte den mächtigen Häuptern des protestantischen Adels Liebe und Versöhnung und um diese vollkommen sicher zu machen, verband sie

ihre ſchöne Tochter, Margaretha von Valois, mit Heinrich von Navarra. Und die ſtille, feierliche Nacht, die dieſem Ehebunde folgte, ward zur Ermordung der Proteſtanten benutzt, die als Gäſte ihres Lehnsherrn ſich in Paris befanden. So ward Ehre, Religion, Treue, Alles, was dem Menſchen am heiligſten iſt, mit Füßen getreten und wenn die Tuilerien im Mai 1871 in Aſche ſanken, ſo muß man ſagen, daß dieſer Bau der ſündvollen Catharina von Medicis, gleich dem Elend, zu hohen Jahren gelangte. Denn nicht blos, daß Catharina von Medicis und auf ihr Anſtiften Karl IX., dem es an Blutgier übrigens nicht gefehlt zu haben ſcheint, Alles, was bis dahin für ehrwürdig und heilig galt, mit Füßen traten, nein, ſie belogen die Opfer ihrer Grauſamkeit und ihrer Heimtücke noch im Grabe. So verfügte ſich Karl IX. am 26. Auguſt in's Pariſer Parlament und gab dort die feierliche Erklärung ab, daß der Admiral Coligny und die übrigen ermordeten Proteſtanten ſich verſchworen gehabt hätten, ihn und die ganze königliche Familie zu ermorden. Deshalb ſei ihm, als dem Hüter des Staates und dem Beſchirmer des Lebens der Seinigen, nichts übrig geblieben, als zu den äußerſten Mitteln zu greifen. Und nun erklärte der König im Angeſichte des Erdballs und zu ſeiner ewigen Schande, daß Alles, was zur Beſtrafung der Proteſtanten in's Werk geſetzt worden, d. h. ihr Abſchlachten in der Nacht, auf ſeinen Befehl geſchehen ſei. Letztere Verſicherung war nur allzu wahr. Denn der König hatte in der Bartholomäusnacht nicht blos höchſteigenhändig auf ſeine Unterthanen geſchoſſen, ſondern mit den Mienen eines Raſenden — wie er denn leicht außer ſich gerathen konnte — zum Hinſchlachten der unbewaffnet dahinfliehenden Proteſtanten aufgefordert. Drang er doch mit wüthenden Geberden auf ſeinen Schwager, Heinrich von Navarra, ein, ihm erklärend, daß er ihn ebenfalls werde tödten laſſen, falls nicht derſelbe ſofort angelobe, zum Katholicismus überzutreten. Zwei reformirte Edelleute aber,

La Rochefoucauld und Teligny, die Heinrich von Navarra auf den argliſtigen Rath ſeines königlichen Schwagers um ſeine Perſon berufen hatte, damit er ſich gegen die Nachſtellungen der Guiſen beſſer zu ſchützen vermöge, dieſe beiden tapfern und vortrefflichen Männer wurden im Louvre ſchonungslos umgebracht. Wir wiſſen nicht genau, ob es die Leichname dieſer beiden Edelleute, oder die anderer ermordeten Proteſtanten waren, die, als ſie nackt dalagen, von den Hoffräuleins der Catharina von Medicis ſo ohne alle Scheu und Scham betrachtet wurden, daß die Megären der Revolution dagegen wie Veſtalinnen erſcheinen.

Natürlich beeiferte ſich das franzöſiſche Volk, das damals noch ſo royaliſtiſch war, dem von ſeinem Könige gegebenen blutigen Beiſpiele auf's Blutigſte zu entſprechen. In Lyon riß es die Reformirten aus den Gefängniſſen, in die man ſie, trotz ihrer Unſchuld, geworfen hatte und ermordete ſie unter wahnſinnigem Frohlocken. Wahrlich, wenn man ſich die verſchiedenen Scenen aus der franzöſiſchen Geſchichte vergegenwärtigt, wo das Volk die Bühne beſchreitet und zwar ſtets mit wüthenden Mienen, zorniger Stimme und bis an die Knöchel im Blute watend, ſo kann man dem ſcharf beobachtenden und meiſt richtig bezeichnenden Voltaire nur zuſtimmen, wenn er ſeine Landsleute mit Tigern vergleicht. Außer in Lyon mordete man in Orleans, Bordeaux, Toulouſe, Rouen und in anderen Städten. Die Zahl der gemordeten Reformirten wird verſchieden zwiſchen 100,000 und 40,000 angegeben. Es kommt hier nicht ſo ſehr darauf an, die Zahl der Opfer feſtzuſtellen, als das Verdammungsurtheil einer gerechten Mit- und Nachwelt zu beſtätigen, jenes Urtheil, daß niemals mit mehr Hinterliſt, Lüge und tigerhafter Wuth gemordet worden, als in jener fluchwürdigen Bartholomäusnacht und in der darauf folgenden Woche, wo das Werk der Finſterniß im Angeſichte des reinen Tages fortgeſetzt wurde. Und damit in dieſem Schauerdrama Grauſamkeit und Fanatismus

ſich unter jeder Geſtalt zeigten, ſo entblödete Karl IX. ſich nicht, am 26. Auguſt in feierlichem Gottesdienſte, von den Großen ſeines Reiches begleitet, dem Allmächtigen zu danken, daß er ihm ſein blutiges Werk habe gelingen laſſen. Zwei Tage ſpäter beging ganz Paris ein Dankfeſt für die glückliche Ermordung vieler Tauſende von Franzoſen, von denen die Meiſten fromme und brave Männer geweſen.

Und wie im Auguſt 1572 ein katholiſcher König ein allgemeines Niedermetzeln der Proteſtanten in's Werk ſetzte, weil dieſe die Einheit des Staats und des Glaubens gefährdeten, ſo ließen im September 1792 die damaligen republikaniſchen Machthaber alle Perſonen hinſchlachten, die irgendwie royaliſtiſcher Neigungen verdächtig waren und ſich innerhalb ihrer Mordſphäre befanden.

Welche Gräuel, die theils von königlichen, theils von republikaniſchen Verbrechern in Scene geſetzt wurden, mußten die Straßen von Paris mitanſehen, ſo daß ihnen ein Läuterungsbrand, wie im Mai 1871, ſchon zu gönnen war. In der Auguſtnacht des Jahres 1572 katholiſche Mordbanden umherziehend, denen nichts heilig war, ſelbſt nicht die Silberlocken des ehrwürdigen Coligny! Und am 2. September 1792 bei hellem Tage republikaniſche Mordbanden ſich durch die Straßen von Paris ergießend, denen wiederum nichts heilig war und die das blonde Haupt der ſchönen Prinzeſſin von Lamballe auf eine Pike ſteckten! Wie die franzöſiſche Wuth nicht Alter, noch Geſchlecht verſchonte, ſo trug ſie außerdem dieſen beſondern galliſchen Charakter, der inmitten allen Mordens noch Kaltblütigkeit übrig behält, um auf eine Pointe hinzuarbeiten. Ließ man nicht die ſchönen, blonden Locken der Prinzeſſin von Lamballe auf ihrem abgeſchlagenen Haupte von einem Haarkräusler erſt zierlich ordnen, bevor man dieſe Trophäe des republikaniſchen Kannibalismus durch die Straßen von Paris trug und ſie an die Fenſterſcheiben des Gemaches preßte, das Marie-Antoinette, die

Freundin der Ermordeten, als Gefangene bewohnte? Zog man nicht königstreue Jünglinge und Jungfrauen nackt aus, band sie aneinander und versenkte sie dann in das Strombett der Loire? Richtete man nicht Ludwig XVI. und Marie-Antoinette im Angesichte der Tuilerien hin, damit der Anblick des alten Königsschlosses ihnen den fürchterlichen Fall noch schrecklicher mache? Auch das war ja auf eine Pointe hingearbeitet, daß sie den Dauphin dem Schuster Simon zur Erziehung übergaben. Als ob Reinheit des Herzens nur neben Pfriemen und Pechdraht gedeihen könnte! Mit einem Worte, es ist so viel Blutgier und Ueberspanntheit im französischen Beginnen, daß man bei längerem Anblicke so unerhörter Gräuel und so gehäuften Unsinns Gefahr läuft, toll zu werden, indem es einem vorkömmt, als sei man in ein Narrenhaus gerathen, oder zwischen eine Mörderbande.

Wie Frankreich reich ist an Hekatomben, die dem religiösen und politischen Fanatismus geschlachtet wurden, so glänzt auch seine Geschichte blutigroth von der Ermordung einzelner Persönlichkeiten. Entweder erweckten sie bei überragender Stellung im Staate dem jedesmaligen Herrscher Bedenken, oder die Könige selbst waren den religiösen und politischen Parteien so verhaßt, daß sie dolchreif befunden wurden. Man braucht nur an Heinrich von Valois, Heinrich von Navarra und Heinrich von Guise zu denken, die wahrlich, wenn sie in den Sälen des Louvre in heitrer Lebenslust neben einander standen, dem Wahrsager, der ihnen allen dreien einen gewaltsamen Tod prophezeiet hätte, nimmer geglaubt haben würden. Und doch fiel ja Heinrich von Valois, als König Heinrich III., unter dem Dolche Jacques Clement's; Heinrich von Navarra, als König Heinrich IV., unter dem Dolche Ravaillac's; Heinrich von Guise (Balafré) endlich unter den Stößen eines ganzen Mörderhaufens, der von einem Könige gedungen worden. Hier tritt uns wieder, wie so oft in der französischen Geschichte,

die gänzliche Nichtberückſichtigung von Recht und Moral entgegen. Heinrich von Guiſe wird nicht eines beſtimmten Verbrechens angeklagt und vor ſeine Richter geſtellt, nein, weil er dem Könige als Haupt der Ligue zu gefährlich erſcheint, ſo läßt ihn dieſer in ſein Schloß entbieten und dort ermorden. „Sans phrase,“ wie Sieyes ſagte, als er für die Hinrichtung Ludwig's XVI. ſtimmte. Die Franzoſen lieben ſehr die Phraſen, aber im Morden verfahren ſie sans phrase.

Daß franzöſiſche Könige und Königsſöhne ſich gefährliche Gegner durch Mord vom Halſe ſchafften, war ein altes Herkommen und ward von den Meiſten als ganz natürlich angeſehen. Man erinnere ſich nur an die blutige Scene auf der Brücke von Montereau! Dort kamen bekanntlich der Dauphin, ſpäterer Karl VII. und der Herzog von Burgund zuſammen, mit dem äußerlich eingeſtandenen Zwecke, ſich zu verſöhnen und durch gegenſeitige Handreichung den unglücklichen Zuſtänden des Landes ein Ende zu machen. Da man ſich von beiden Seiten nicht allzu ſehr traute, ſo waren die größten Vorſichtsmaßregeln getroffen worden. Der Dauphin, wie der Herzog von Burgund, ſollten beide eine gleiche Anzahl von Rittern mitbringen, dieſe dann hinter ſich zurücklaſſen und auf der Brücke von Montereau ſich ohne alle Begleitung entgegenſchreiten. Doch zur Begrüßung und Annäherung zwiſchen den beiden franzöſiſchen Prinzen kam es gar nicht, denn bevor der Herzog von Burgund in das Angeſicht des Dauphins treten konnte, ward er durch den Kehlenſchlag eines ſchnell hervorſpringenden Mörders zu Boden geſtreckt. Der Dauphin ſoll bei dem ſchrecklichen Anblicke, als der ihm vertrauensvoll entgegenſchreitende Herzog ſo jählings niedergeſchmettert ward, in Ohnmacht gefallen ſein; auch nahm er Gott und alle Heiligen zu Zeugen, daß das ſchändliche Verbrechen ohne ſein Vorwiſſen begangen worden. Man hat nun allerdings nichts darauf zu geben, daß die Mutter des

Dauphins, Isabella von Baiern, ihn des Mordes beschuldigte. Dieses schändliche Weib, das sich mit den Engländern gegen ihr eigenes Fleisch und Blut verbunden und ihrem Gemahle die eheliche Treue gebrochen hatte, diese nichtswürdige Person verdiente keinen Glauben. Aber, da der Dauphin gegen den Herzog von Burgund (Jean sans peur) wegen seines Bündnisses mit England und seines gewaltsamen Schaltens in Paris wahrscheinlich tiefen Haß hegte und da ihm durch die Ermordung des unbotmäßigen Vasallen Vortheil in Aussicht stand, so entbehrte die allgemeine Annahme, er habe um die Frevelthat gewußt, wenigstens nicht vollwichtiger Gründe. — Sind die Menschen bei Dingen, die nicht ganz offen vorliegen, stets auf Wahrscheinlichkeitsgründe verwiesen, so behält der Satz seine Richtigkeit, daß man bei einer Frevelthat, deren Urheber nicht ganz genau angegeben werden kann, auf den zu schließen habe, dem durch dieselbe Nutzen erwachse.

Wenn wir den auf der Brücke von Montereau verrätherisch hingestreckten Herzog von Burgund betrachten, so müssen wir über die an ihm begangene Treulosigkeit erschaudern, aber wir haben einzuräumen, daß ein gewaltsamer, blutiger Fürst einer gewaltsamen, blutigen Nemesis zum Opfer fiel. Denn, wie er verrätherisch hingemordet ward, so hatte er seinerseits den Oheim des Dauphins, den Herzog von Orleans, in einer dunklen Novembernacht auf den damals stockfinstern Straßen von Paris niedermetzeln lassen. Im Anfange gestand der Herzog von Burgund allerdings nicht ein, daß er den an dem Bruder des Königs begangenen Mord veranlaßt habe. Er gab sogar Zeichen von großer Betrübniß kund und erschien in tiefer Trauerkleidung bei dem Leichenbegängnisse des Herzogs von Orleans, der durch seine große körperliche Schönheit und seinen frühen Tod an einen andern Herzog von Orleans, nämlich den Sohn Ludwig Philipp's, erinnert. Nur war von den beiden schönen Herzögen von Orleans der Gemahl der mecklen-

burgiſchen Helene ungleich tugendhafter, als der Gatte der mailändiſchen Valentine, da letzterer mit ſeiner Schwägerin, der in ihren blonden Haaren und dunklen Augen ſehr verführeriſchen, aber auch ſehr bösartigen Iſabella von Baiern, verbotenen Umgang pflog. Jedenfalls aber war dies nicht der Grund, weshalb ihn Jean sans peur, der aber wahrlich nicht sans reproche war, ermorden ließ, ſondern Privatfeindſchaft. Und doch hatte der Herzog von Burgund ſich mit dem Herzoge von Orleans nicht lange vorher im Angeſichte der ganzen Hofgeſellſchaft ausgeſöhnt, ihn herzlich umarmt und dann, als Zeichen ewiger Freundſchaft, das Abendmahl gemeinſam mit ihm genommen. Doch alle dieſe feierlichen und heiligen Gelöbniſſe hinderten den grauſamen Herzog von Burgund nicht, den jugendſchönen Bruder ſeines Lehnsherrn durch gedungene Mörder anfallen und niederſtrecken zu laſſen. Denn daß er der Urheber jenes nächtlichen, mit der Ermordung des Herzogs von Orleans endenden Ueberfalles geweſen, geſtand Jean sans peur ſpäter trotzig ein, als er ſich nach Burgund zurückgezogen hatte und in vollkommener Sicherheit es nicht mehr für nöthig hielt, eine Maske vorzunehmen. Wenn man bedenkt, daß der Friede zwiſchen dem Herzoge von Orleans und dem Herzoge von Burgund vorzüglich auf Veranſtaltung der Iſabella von Baiern geſchloſſen ward, ſo drängen ſich einem unwillkürlich die Worte auf, die Schiller in ſeiner Jungfrau von Orleans den Talbot ſprechen läßt: „Glück zu dem Frieden, den die Furie ſtiftet!“

Wir könnten noch Bogen anfüllen mit Beiſpielen franzöſiſcher Grauſamkeit; doch genügen die gegebenen, wie uns dünkt, um den Spruch zu rechtfertigen: „Les Français sont au fond le peuple le plus cruel de l'Europe.“

Zur Grauſamkeit geſellt ſich im Nationalcharakter der Franzoſen als zweite böſe Eigenſchaft eine unbegrenzte Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung. Für dieſe zweite, glücklicher Weiſe mehr lächer-

liche, als fürchterliche Eigenſchaft, giebt es ebenfalls der Beiſpiele in Hülle und Fülle. Da die Eitelkeit im Allgemeinen mehr bei Frauen, als bei Männern, gefunden wird, ſo hat man — auch die Geſchwätzigkeit der Franzoſen und die nicht zu beſtreitende, bei ihnen heimiſche, Grazie fordern dazu auf — in dem Nationalcharakter der Franzoſen eine weibliche Seite finden wollen, ohne damit im Mindeſten ihre oft glänzend hervortretende Tapferkeit zu beſtreiten. Aber auch mit ihrer Tapferkeit iſt es ein eigenes Ding. Sie ziehen nicht ſo ſehr in die Schlacht, um ihr Vaterland gegen den ungerechten Angriff eines Feindes zu vertheidigen, als um zu erobern und ſich einen Namen zu machen. Seitdem Napoleon I. ſie mit dem Titel der „grande nation“ kirre gemacht, konnte er mit ihnen anfangen, was er wollte. Er nahm ihnen zu Hauſe Preßfreiheit und jede Bürgſchaft gegen willkürliche Verhaftung; er entvölkerte die Hütte des Bauern und das Haus des Bürgers durch die Conſcription: Alles dies ſchadete ihm nicht, ſo lange die Franzoſen nur glauben durften, ſie ſeien die erſte Nation der Welt. Wie ſie ſich ſelten zu ernſtem Nachdenken entſchließen, und zu einem gewiſſenhaften Vergleiche mit andern Völkern ihnen die erſte Vorbedingung fehlt, nämlich eine genaue Kenntniß des in Parallele zu ſtellenden Gegenſtandes, ſo kommt es ihnen auch nur darauf an, dem Weltall die Augen zu blenden. Deshalb erfanden ſie für ihr eigenes Thun und ihr Verhalten zu andern Nationen das Wort „prestige“, das, wenn man der Sache auf den Grund geht, am beſten mit „Augenverblendung“ zu überſetzen wäre.

Die Redensart, jeder franzöſiſche Soldat trage den Marſchallsſtab im Torniſter*), kennzeichnet ebenfalls die Eitelkeit des franzöſiſchen Nationalcharakters. Denn nicht die heilige Sache des Vaterlandes iſt es, die den franzöſiſchen Soldaten alle Entbehrungen

*) Chacun tressaillait à cette pensée, qu'il portait son bâton de maréchal dans sa giberue. Barère.

eines Feldzuges, Wunden und Tod ertragen läßt, sondern der Gedanke, daß er die höchste Staffel auf der militärischen Stufenleiter zu ersteigen vermöge. Und dann denkt er vor allem daran, in den Zeitungen gerühmt und gepriesen zu werden. Barère erzählt in seinen Memoiren, daß die französischen Soldaten, als sie sich im Winter des Jahres 1794 auf die Piemontesen gestürzt und diese vor sich her getrieben hätten, in den Ruf ausgebrochen seien: „Barère à la tribune“. Diesem blutigen Volksvertreter fehlte es nämlich nicht an hochtrabenden Redensarten, womit er im Convente die Thaten der französischen Soldaten feierte, und um auch ihrerseits rühmend erwähnt zu werden, trotzten sie muthig den Kugeln der Feinde. Barère hebt diesen Umstand wohlgefällig hervor, indem er bemerkt: „Voilà le soldat français avec son amour de gloire et de renommée.“

Wie Napoleon die französische Nation an dem Halfter ihrer Ruhmessucht hielt und sie hiermit hinlenken konnte, wohin es ihm beliebte, so hatte auch Ludwig XIV., der bei geringem Wissen doch hinlängliche Lebensklugheit besaß, das von ihm während zweier Menschenalter beherrschte Volk durch geschickte Benutzung der ihm anhaftenden Eigenschaften zu den unaufhörlichen Kriegen, die er führte, stets bereitwillig zu machen gewußt. Denn jeder, auch der unbedeutendste, Franzose vermeint, nach siegreichen Erfolgen des jedesmaligen Gewalthabers, jedes Mitglied eines andern Volkes um Haupteslänge zu überragen. Dies erkannte sehr richtig einer der wenigen einsichtigen Franzosen, die vor den Schwächen ihrer Nation das Auge nicht verschließen. In seinen, „Soupirs“ betitelten, Wahrnehmungen äußert er sich über die eitle Seite des französischen Nationalcharakters, wie folgt:

„Quand le roi gagne une bataille, prend une ville, subjugue une province, nous faisons des feux de joie, et il n'y a pas un petit particulier qui ne s'imagine pas être monté

d'un pied, et qui n'attache la grandeur du roi à sa propre idée. Cela le récompense de toutes ses pertes et le console de toutes les misères. Et il ne considère pas qu'il perd à mesure que le roi gagne."

Wie die Franzoſen gegen die unaufhörlichen Kriege Ludwig's XIV. kein Wort des Tadels hatten, weil jeder dadurch zu wachſen glaubte an eigener Größe, ſo fügten ſie ſich auch den entſetzlichen Zuſtänden, die während der Herrſchaft des Nationalconvents, wo alle Plagen Aegyptens ſich über das unglückliche Land ergoſſen hatten — der Geſchichtſchreiber von Sybel hat von der traurigen Beſchaffenheit des damaligen Frankreichs ein ſehr anſchauliches Bild entworfen — ſo fügten ſie ſich auch dem drakoniſchen Verfahren des Nationalconvents, da ſie nach außen hin glänzende Erfolge davontrugen. Wenn ſie nur fremden Völkern den Fuß auf den Nacken ſetzen konnten, ſo mochte man ihnen zu Hauſe getroſt den Kopf abſchlagen. Immer nur über andere Völker ſich erheben und ihnen etwas an's Zeug flicken, das war von jeher ein Hauptbeſtreben der Franzoſen. Wo ſie nun längere Zeit herrſchend unter einem Volke verweilten, da wuchs der Haß gegen ſie wegen ihres übermüthigen Verhaltens zu ſo gewaltiger Größe, daß zu den äußerſten Mitteln gegriffen ward, um ſie ſich vom Halſe zu ſchaffen. Als Beiſpiel haben wir ja die ſicilianiſche Vesper. Auch in Algier ſind die Araber täglich zu einer allgemeinen Ermordung der Franzoſen bereit und bedauern aufrichtig, daß dieſe ſich ſo gut vorſehen.

Immer wollten die Franzoſen vor den übrigen Völkern etwas voraushaben, entweder daß ſie dieſelben durch Glanz überſtrahlten, oder daß ſie verächtlich auf ihre nationalen Gewohnheiten herabſahen und nur das für recht und ſchicklich hielten, was ſie bei ſich zu Hauſe eingeführt hatten. Als der franzöſiſche Geſandte Rohan mit unerhörter Pracht ſeinen Einzug in Wien hielt, da waren

unter andern die Pferde der ihn begleitenden Cavaliere mit ſilbernen Hufeiſen beſchlagen. Und als umgekehrt zur Zeit der Republik es galt, den Königen, die damals ja alle als Tyrannen verſchrieen waren, die Geringſchätzung eines freien Volkes gegen Flitter und Putz kundzuthun, da zwang der franzöſiſche Geſandte zu Turin das zitternde Königspaar, ſeine Frau in einem Anzuge zu empfangen, der allen Hofgebräuchen Hohn ſprach*).

Doch ſind ſolche republikaniſche Aufwallungen etwas Vorübergehendes im franzöſiſchen Volkscharakter. Im Allgemeinen liebt die Nation viel zu ſehr Pracht und Prunk, als daß ſie auf lange Zeit glänzende Gewandung, ſchöneingerichtete Häuſer, feinzubereitete Speiſen, kurzum, das Epikureiſche im Leben entbehren könnte. Zu Spartanern iſt kein Volk weniger geeignet, als die Franzoſen. Sie haben unendlich mehr Aehnlichkeit mit den Athenienſern, ſowohl in deren guten, als auch böſen Eigenſchaften, wie ſie uns ſo anſchaulich von Ariſtophanes vorgeführt werden. Vor allen theilten die Athenienſer mit den Franzoſen die Unbeſtändigkeit in ihren Anſichten und Neigungen. Das Verhalten der Athenienſer zu Alcibiades und das Benehmen der Franzoſen gegenüber Napoleon I. drängt ja zur Parallele. Waren Alcibiades und Napoleon I. glücklich in ihren kriegeriſchen Unternehmungen, ſo wurden ſie vom Volke mit Inbrunſt geliebt, und man erwies ihnen Huldigungen, wie einem Gotte. Erklärte ſich aber das Schlachtenglück gegen ſie, ſo verfluchte man ſie und hatte für den früheren Liebling nur Haß und die herabziehendſten Redensarten. Auf ſeiner Reiſe nach Elba mußte Napoleon ja zur Verkleidung ſeine Zuflucht nehmen, weil ihn ſonſt die Weiber des ſüdlichen Frankreichs zerriſſen hätten.

*) On jugea Guinguené assez béat de philosophie pour une ambassade auprès d'un de ces rois qu'on découronnait. Il écrivait de Turin à M. de Talleyrand qu'il avait vaincu un préjugé: il avait fait recevoir sa femme en pet-en-l'air à la cour. Mémoires D'Outre-Tombe par Châteaubriand.

Mordſüchtige Megären findet man in allen Theilen des ſo ſchönen, aber auch ſo blutgierigen Frankreichs.

Dieſes ſpöttiſche, ja feindliche Verhalten der Franzoſen gegen die Männer ihrer früheren Anbetung, ſobald denſelben das treuloſe Glück den Rücken kehrt, dies ihr durch Erfolg und Nichterfolg bedingte Benehmen beweiſt ihre Gemüthloſigkeit. Sie liebten dieſe Männer nicht vermöge ihres Herzens, ſondern vermöge ihres Verſtandes. Nur weil die Ruhmesthaten dieſer Männer auch ſie mit etwas Glanz überſtrahlten, zeigten ſie ſich zärtlich gegen dieſelben; mit dem Augenblicke, wo der Erfolg aufhörte, war es auch aus mit ihrer Zuneigung, die eigentlich nur Zuneigung zu ihnen ſelber geweſen war. Man kann ſich demnach nicht wundern, wenn Larochefoucauld, der ja ſeine Lebenserfahrungen unter Franzoſen ſammelte, die Handlungen der Menſchen ausnahmslos auf eine Quelle zurückführte, nämlich auf Selbſtſucht. Uebrigens gab ſich Napoleon I. während der Jahre ſeines Glückes in Betreff der feſten Zuneigung der Franzoſen keiner Täuſchung hin. Als man ihm bemerkte, wie ſehr er von dem Volke geliebt werde und wie viele, ihm ganz ergebene Seelen er zähle, da antwortete er mit kaltem Lächeln: „Sie ſind Anhänger meines Glückes, nicht meiner Perſon.“ Indeß wollen wir gerecht ſein und die freilich ſehr alltägliche Erfahrung zu Gunſten der Franzoſen anzuführen nicht unterlaſſen, daß es mit der Treue im Unglücke überall auf Erden eine eigene Sache iſt. Man behandelt die Unglücklichen wie die Ausſätzigen. Schnitt doch zwiſchen dem in der Schlacht beſiegten Sohne und ſich Graf Eberhard von Würtemberg das Tiſchtuch entzwei. Uebrigens zeigte ſich nicht blos Napoleon hellſichtig in Bezug auf den wankenden Grund der Treue bei dem Menſchengeſchlechte, ſondern alle großen Männer, inſofern ſie Feldherren und Staatslenker waren und nicht Dichter und Künſtler, die aus dem reichen Schatze ihres Gemüthes die ſie umgebenden eiſernen Geſtalten zu vergolden pflegen. Sämmtliche

Männer der That dachten sehr gering von der Anhänglichkeit der Menschen dem Unglücke gegenüber. Als Cromwell bei einem feierlichen Einzuge in London vom Volke umjubelt ward und ein Lord in der Umgebung des Protectors äußerte, wie wohlthuend für ihn diese Zeichen der allgemeinen Beliebtheit sein müßten, da antwortete der große Mann, zu dessen vollständiger Anerkennung eine bei den Engländern unausrottbare philisterhafte Gesinnung sich bisher noch nicht bequemen wollte: „Wenn ich morgen zum Galgen geschleppt würde, so könnten Sie das Volk noch lauter jubeln hören.“

Weil also alle großen Männer tiefe Menschenkenner sind und sich auf die Anhänglichkeit der ihre Gebote ausführenden Personen nur insoweit verlassen, als sie dieselben durch Belohnungen und Ehrenzeichen an sich zu fesseln vermögen, so bestand auch Napoleon oder vielmehr damals Bonaparte, als während des Consulats über die Stiftung eines Ordens im Staatsrathe für und wider gesprochen ward und einige Mitglieder meinten, diese monarchische Einrichtung passe sich nicht für Republiken, so bestand Bonaparte darauf, daß ein Ding geschaffen werde, womit man die namenlose Eitelkeit des französischen Volkes in etwas befriedigen könne. Denn ganz vermag man dieser unersättlichen Eitelkeit nie Genüge zu thun. Frau von Staël bemerkt ganz richtig, daß die Titel: „Marquis“ und andere adelige Benennungen nur deshalb in Frankreich so verhaßt seien, weil man nicht das ganze Land marquisiren könne. Da man aber sehr Vielen das Band der Ehrenlegion um den Hals werfen oder in das Knopfloch hängen und sie damit ganz nach dem Willen der Regierung lenken konnte, so bestand Napoleon auf der Stiftung eines Ordens und sagte: C'est par des hochets, que l'on mène les hommes.“ Er hatte seinen Montesquieu gelesen und in dessen „Lettres persanes“ die Stelle beherzigt:

„Der König von Frankreich hat keine Goldminen, wie sein Nachbar, der König von Spanien; aber er hat mehr Reichthümer,

als dieſer, weil er ſie aus der Eitelkeit ſeiner Unterthanen zieht, die unerſchöpflicher iſt, als die Goldminen.“

Mit dem von ihm geſtifteten Orden der Ehrenlegion war bekanntlich Napoleon nicht gerade ſparſam; doch jede ihm folgende Regierung vertheilte denſelben in noch viel reicherem Maße, weil ſie ſämmtlich, weniger groß, als er, der goldenen Feſſel noch mehr bedurften. Sie mußten ſich den gewiſſen Dienſt ihrer Beamten durch Belohnungen ſichern, da ſie ſämmtlich wußten, daß dieſe durch die Nabelſchnur der Treue nicht mit ihnen zuſammenhingen. Seitdem Napoleon das Ohr der Franzoſen mit dem Lockrufe der „großen Nation“ umgaukelt hatte, war die Eitelkeit derſelben bis zu einer Höhe geſtiegen, die ſchwindeln machte und die nahe an dem Abgrunde der Tollheit vorüberführte, in den ſich ja zeitweiſe die Nation auch kopfüber hinunterſtürzte. Denn ſelbſt die geiſtreichſten Männer der im Allgemeinen unbeſtreitbar geiſtreichen franzöſiſchen Nation ſind ſo von Eitelkeit befangen, daß ſie deren lächerlichſte Aeußerungen höchſt naiv zur Schau ſtellen. So erzählte man von einigen Franzoſen, die zu den Rittern vom Geiſte gehörten, mithin gegen die Aufſchmückung des vergänglichen Leibes ſehr gleichgültig hätten ſein müſſen, daß ſie das Band der Ehrenlegion ſogar im Knopfloche ihres Schlafrocks trugen. Gewiß iſt jedenfalls vom Marſchall Grafen Caſtellane, der ſeiner Zeit in Lyon ein Satrapen-Regiment führte, daß dieſer greiſe Krieger in die Zeichen ſeiner Würde äußerſt verliebt war. Er brachte den Marſchallsſtab ſelbſt mit zu Tiſche und legte ihn neben ſeinen Teller. Man konnte es demnach den Spöttern nicht übelnehmen, wenn ſie behaupteten, der Marſchallsſtab begleite den Grafen Caſtellane, ſelbſt wenn er ein Bad nehme. Bei dieſen ſo unzweideutigen Zeichen, welchen Werth die Franzoſen auf Ehrenzeichen legen, kann man nur ſagen, daß die auf einander folgenden Regierungen Frankreichs mit richtiger Kenntniß von der Beſchaffenheit der durch ſie zu

Beherrſchenden handelten, wenn ſie den Orden der Ehrenlegion ſchockweiſe vertheilten.

Bei dieſem krankhaften Verlangen der Franzoſen nach Auszeichnung hätte es den Capellmeiſter Reichardt, der doch ſcharf zu beobachten wußte, während ſeines Aufenthaltes in Paris nicht verwundern ſollen, daß der erſte Conſul faſt während jeder Truppenmuſterung Ehrenzeichen an die Soldaten vertheilte und einmal ſogar einem Tambour Ehren-Trommelſchlägel (Baguettes d'honneur) überreichte. Wären die Franzoſen, gleich den Römern, zu Gänſen in ein Dankbarkeitsverhältniß getreten, ſie hätten ihnen ſicher ein Ehren-Halsband umgehängt, oder ſonſt die dummen Thiere, denen es an Eitelkeit ebenſo wenig fehlen wird, wie den dummen Menſchen, durch irgend eine Decoration vor ihren ſchnatternden Geſchwiſtern ausgezeichnet. Daß die Eitelkeit die Franzoſen ſogar bis an die Schwelle des Todes begleitet, bewies der Miniſter des Regenten, Cardinal Dubois, der, wenn wir nicht irren, der Sohn eines Apothekers war und in den Briefen der Herzogin von Orleans in nicht gerade anziehenden Farben geſchildert wird. Ueberhaupt hat die wackere pfälziſche Prinzeſſin von der höhern Geſellſchaft ihrer Zeit ein Bild entworfen, daß man ſich wundert, weshalb Gott über das damalige Paris ſeinen Schwefelregen nicht ebenſo ergoß, wie über weiland Sodom und Gomorrha. Um bei dieſer Gelegenheit daran zu erinnern, wie Treu und Glauben in Frankreich zu den unbekannten Dingen gehören, wollen wir doch erwähnen, daß die Herzogin von Orleans in einem ihrer ſo originellen Briefe an eine ihr befreundete Dame ſchrieb, ſie möge ſich über die umlaufenden Gerüchte, als ob Dubois bald zum erſten Miniſter werde erhoben werden, nicht beunruhigen. Ihr Sohn habe ihr auf ſein Ehrenwort verſichert, ſo lange er an der Spitze der Regierung ſtehe, werde er dieſen Schurken niemals zum Miniſter machen. Bald darauf erhob der Regent den Schurken Dubois auf dieſen hohen

Posten. Und als nun Dubois in seiner nicht zu sättigenden Eitelkeit von dem Regenten endlich erlangt hatte, daß ihm von den Soldaten auch Ehrenbezeugungen zu Theil werden sollten, da stieg er, obgleich schon halb todt und keineswegs ein glänzender Reiter, dennoch auf's Pferd, weil er die süße Erinnerung an die ihm erwiesenen, militairischen Honneurs noch mit in den Orcus hinabnehmen wollte.

Wenn die Eitelkeit den Franzosen bis zum Tode treu bleibt, so muß sie natürlich, um derartige Wirkungen hervorbringen zu können, schon von Jugend auf bei ihnen gewuchert haben. Und dies ist in der That der Fall. Als man der Tochter Karl's VI., jenes unglücklichen französischen Königs, der von dem Dämon des Wahnsinns und von dem Teufel eines bösen Eheweibes gleichzeitig heimgesucht ward, die erst sieben Jahr alt war, mittheilte, daß man sie später mit dem Könige Richard II. von England zu verheirathen gedenke, da antwortete sie: „S'il plaît à Dieu et à monseigneur mon père, que je sois reine d'Angleterre, je le verrai volontiers, car je serais une grande dame.“ Man muß gestehen, daß diese Aeußerung eines siebenjährigen Mädchens schon stark von Eitelkeit getränkt ist. Die große Dame schwebt bereits dem Kinde vor, das noch mit der Puppe spielt. Und wie hier ein blutjunges Mädchen von dem, bei dem französischen Volke schon früh entwickelten Hange zur Eitelkeit Zeugniß ablegt, so geschah es im Jahre 1867, während der Pariser Ausstellung von Seiten eines Knaben, der nicht viel älter war, als die, mit Gedanken an die große Dame sich beschäftigende, kleine Prinzessin. Es stand nämlich im Jahre 1867 stets eine zahlreiche Menschenmenge um die riesige Kanone herum, die von Krupp zur Ausstellung gesandt worden. Der ganze Kreis der Anwesenden sprach sich mit Bewunderung über ihre erstaunliche Größe aus. Das ärgerte einen kleinen Pariser, der gerade vorüberging. Sich auf den Füßen reckend und sämmt-

liche Anweſende mit kindiſchem Zorne anblickend, daß ſie etwas Ausländiſches ſo zu loben wagten, ſprach er: „Wir werden eine Kanone bauen, die zweimal ſo groß iſt und damit iſt Alles geſagt.“

Hierauf verließ er mit ſtolzem Schritte die Stätte ſeines Aergers.

Durften wir, unſer Beiſpiel von dem Premierminiſter Dubois hernehmend, der ſich, ſchon halb todt, auf's Roß ſchwang, weil die dem Civiliſten zu erweiſenden militairiſchen Ehrenbezeugungen für ihn von unwiderſtehlichem Reize waren; durften wir hiernach behaupten, daß die Eitelkeit die Franzoſen bis an den Rand des Grabes begleite, ſo können wir noch weiter gehen und den Satz aufſtellen, daß die nichtigſte Eitelkeit ſie ſogar in's Grab treibe. Denn wie ſoll man es bezeichnen — Reichardt erzählt es in ſeinen Briefen aus Paris — daß der dreizehnjährige Sohn eines franzöſiſchen Buchdruckers, der bei einem Goldſchmiede in der Lehre war, ſich erſchoß, weil er es nicht länger ertragen konnte, ſchlechter gekleidet zu ſein, als die mit ihm in gleicher Stellung Befindlichen, deren Eltern mehr an ihre Kinder zu wenden vermochten, als die ſeinigen? Dieſe Sucht, ſich zu putzen, iſt jedem Franzoſen und jeder Franzöſin eigenthümlich, mögen ſie zu Hauſe geblieben, oder über das Weltmeer gezogen ſein. So ſind auch die Canadier echte Franzoſen geblieben. Wagner und Scherzer erzählen uns in ihren gediegenen Berichten über Nordamerika, daß ſie einen alten Canadier, Jean Baptiſte mit Namen, für längere Zeit als Bootsmann gedungen hätten, um mit ihm auf kleineren Nebenflüſſen tief in's Innere des Landes vorzudringen. Wenn nun, nach zehn- oder zwölftägiger Kahnfahrt durch die Wildniſſe Jowa's und Wiseonſin's, in weiter Ferne irgend ein unbedeutender Weiler am Horizonte auftauchte, ſo ward Jean Baptiſte, obgleich er ſchon ziemlich bejahrt war, ſofort vom Paroxismus der Eitelkeit ergriffen. Schnell be-

reitete er das Nachtlager und rief dann den übrigen im Boote Beſchäftigten mit freudiger Stimme zu: „Il faut nous préparer pour demain!“ Sein Frohſinn ſtammte nämlich daher, daß er ſich wieder einmal putzen konnte. Und nun wurden Knöpfe angenäht, das Zeug ausgeklopft, Hemden ausgewaſchen, das borſtige Geſicht von einem mehrtägigen Haarwuchſe befreit, kurz, Alles gethan, um den äußern Menſchen auf's Sauberſte erſcheinen zu laſſen. Deshalb thut die ſonſt durch großes Wohlwollen im Urtheilen ſich auszeichnende Friederike Bremer keinen Fehlſchluß, wenn ſie, bei dem Gewahrwerden, daß die meiſten Damen in Südcarolina ſich weiß ſchminkten, die Vermuthung ausſprach, dies möchte wohl eine Erbſchaft aus dem alten Frankreich ſein. Daß man den Franzoſen, ſo oft man ihnen auch Eitelkeit Schuld geben mag, niemals zu viel thut, beweiſen die Ausſprüche ſämmtlicher Schriftſteller, die jemals dieſem Volke ſo nahe kamen, um es unter die Lupe nehmen zu können. So bemerkt auch Otto von Mirbach in ſeinen „Briefen aus und nach Kurland“ über den von uns gerügten galliſchen Nationalfehler:

„Die Hand eines Herrn von Adel, oder gar einen Duc et Pair ausſchlagen, wäre bei einer ſo durchaus eitlen Nation, wie die Franzoſen es ſind, ein ganz unerhörter Fall. Wie bei dem Engländer die Freiheit, iſt bei dem Franzoſen die Eitelkeit das eigentliche Lebensprincip.“

Wenn die Franzoſen nun in ihrer Eitelkeit immer nach Schimmer und Pracht ſtreben und des Fehlers, ihr Licht unter den Scheffel zu ſtellen, ſich niemals ſchuldig machen, ſo nehmen ſie in Folge dieſer Eigenſchaft nicht den geringſten Anſtand, ihr Land, ihr Volk und ihre eigene Perſon auf eine Weiſe herauszuſtreichen, daß die Beſcheidenheit voll Scham ihr Haupt verhüllt. Aeußert demnach Profeſſor Käſtner, der Buffon's Naturgeſchichte überſetzte, die Vermuthung, der berühmte Franzoſe habe, als er von einem Lande

ſprach, das die gelindeſten Kräuter, die geſundeſten Küchengewächſe, die lieblichſten Früchte, die ſanftmüthigſten Thiere, die geſittetſten Menſchen erzeuge, Buffon habe mit dieſem ſo vortheilhaft geſchilderten Lande wahrſcheinlich Frankreich gemeint, ſo trifft er bei dieſer Annahme ſicher in's Schwarze und man darf nur erſtaunt ſein, daß es hier blos bei Andeutungen geblieben. Wie Buffon ſicher unter dem mit allem Beſten und Schönſten ausgeſtatteten Lande Frankreich meinte, ſo ſchilderte der Constitutionnel am 6. Auguſt 1857 die Umgebung von Paris als das Herrlichſte, was das Menſchenauge zu ſehen vermöge*). Je mehr man ſich mit franzöſiſchem Weſen vertraut macht, deſto weniger wird man über dieſes Selbſtlob erſtaunt ſein. Denn kein Volk lebt ſo nach dem Goethe'ſchen Satze: „Nur der Lump iſt beſcheiden," als die Franzoſen. Nicht blos ihr Land nennen ſie das ſchönſte der Welt, worin ſie übrigens nicht ſo ganz Unrecht haben, ſondern ſie bewerfen ſich ſelber mit ſo ſüßduftenden Blumen, daß, wenn ſie nicht ſtärkere Nerven hätten, als die Senatoren des Heliogabal, ſie davon umkommen müßten. Die Gattin Emil Girardin's — wir meinen die allerdings ſehr anmuthige Delphine Gay, die zu dem gefälligſten Aeußern ein liebliches Innere geſellte — beſang ihre eigene Schönheit, was eigentlich ganz überflüſſig war, da ſie ja Eigenſchaften genug beſaß, um einer Dichterharfe Töne der Begeiſterung zu entlocken. Auch Lamartine, der im Grunde eine unendlich edle und zarte Perſönlichkeit war, nimmt keinen Anſtand, uns in ſeinen „Confidences" mitzutheilen, daß er ein wunderſchönes Kind geweſen.

---

*) Et cependant où trouver une ville (natürlich iſt das unvergleichliche Paris gemeint) — une seule — dont les environs sont plus dignes d'intérêt et offrent plus de charmes? où rencontrer de plus fraiches vallées, de plus rians coteaux, des villas plus ravissantes? dans quelles plaines, des moissons plus dorées? dans quels parcs de plus beaux arbres? quelles forêts plus magnifiques? et que ces palais et ces châteaux se marient harmonieusement au paysage!

Bei Goethe, dem es weder in der Jugend, noch im Alter an Schönheit fehlte, finden wir keine derartige Aeußerung. Lamartine aber erzählt uns ganz unbedenklich: „J'étais alors un des plus beaux enfants qui aient jamais foulé de leurs pieds nus les pierres de nos montagnes où la race humaine est cependant si saine et si belle.“

Welche Gefahren die französische Eitelkeit über Deutschland heraufbeschwöre, erkannte General von Radowitz sehr deutlich, der, mochte ihm zuweilen die Wolke der Romantik den hellen Geist einhüllen, gleich seinem Herrn und Meister, Friedrich Wilhelm IV., doch bei alledem ein sehr kluger Mann war. Radowitz sagte nun:

„Welche Regierungsform auch in Frankreich walte, deren Inhaber werden immer danach trachten müssen, die bis zum Wahnsinn gesteigerte Nationaleitelkeit durch neue Eroberungskriege zu versöhnen. Das linke Rheinufer und die italienische Suprematie sind die geringsten Opfer, welche dieser gefährlichste aller Götzen verlangt.“

„Dieser gefährlichste aller Götzen“ machte die Kriegserklärung der französischen Regierung im Juli 1870 beim ganzen Volke höchst populär, da dieses in seiner wahnsinnigen Vermessenheit es für eine Beleidigung Frankreichs hielt, daß Deutschland sich durch die Schlacht von Sadowa — wir rechnen hier die kluge, ewig preiswerthe That Preußens gern dem ganzen Deutschland zum Ruhme, das freilich, im Beginn der damaligen großen Ereignisse, sich nichts weniger als scharfsichtig zeigte — daß Deutschland sich durch eine siegreiche Schlacht von seinem Mühlstein am Halse, nämlich Oesterreich, befreit hatte. Napoleon III. war also mit dem französischen Volke in vollkommenem Einklange, als er die Kriegserklärung erließ und wäre das Glück seinen Waffen hold gewesen, die eitlen Gallier hätten noch mehr im Staube vor ihm gekrochen, als bis dahin, obgleich sie in byzantinischer Unterwürfigkeit schon Erkleckliches geleistet. Als sie nun aber vor der größeren Kriegstüchtigkeit der Deutschen das Feld

räumen mußten und Niederlagen erlitten, wie sie und die Weltgeschichte ähnliche selten gesehen, da brachen sie in eine unbeschreibliche Wuth aus und sich von aller Schuld freisprechend, wälzten sie die volle Verantwortlichkeit auf die Schultern des Kaisers. Letzterer, mochte er im Großen und Ganzen ein Geschöpf ohne Treu und Glauben sein, war doch in diesem besondern Falle der treueste Ausdruck des französischen Nationalwillens und glaubte seinerseits fest an den Sieg von Soldaten, denen „nichts unmöglich" sei.

Obgleich nun die Franzosen in dem letzten Kriege von Niederlagen heimgesucht wurden, wie nie ein Volk, so geben sie bei ihrer namenlosen Eitelkeit doch nimmer zu, daß sie besiegt worden, nein, die Regierung, ihre Führer trugen alle Schuld; sie selbst wurden verrathen, verkauft, genug, durch Heimtücke um alle Erfolge gebracht. Daß sie mit solchen Anschuldigungen dem Charakter ihrer Nation die größte Schmach zufügen, beachten sie in ihrer Selbstverblendung nicht. Für ihre Eitelkeit ist es die Hauptsache, keine Niederlage eingestehen zu müssen. Von dieser Selbstbethörung erlebte die Gattin Shelley's, des bekannten englischen Dichters, ein drolliges Beispiel. Denn „drollig" wird eine Eitelkeit, wenn sie, wie bei den Franzosen, große Menschen zu Kindern macht, die plappern, aber kein Urtheil haben. Dies fand nun auch Frau Shelley bei einem französischen Kutscher bestätigt, der sie und ihren Gatten über das Schlachtfeld bei Troyes fuhr, wo bekanntlich die Russen im Vortheile geblieben waren. Frau Shelley, sich die kriegerischen Scenen vergegenwärtigend, die vor nicht langem in den englischen Zeitungen so genau beschrieben worden, sagte zu dem französischen Kutscher, der sie selbst an jene Kämpfe erinnerte, indem er auf einzelne besonders merkwürdige Stellen des Schlachtfeldes aufmerksam machte: „Hier siegten also die Russen." Der französische Kutscher antwortete mit sehr bestimmten Tone und sehr finsterm Gesichtsausdrucke: „O nein, die Franzosen werden niemals

geschlagen." Frau Shelley, die, bei der Hartnäckigkeit im englischen Nationalcharakter, keineswegs geneigt war, der französischen Eitelkeit nachzugeben, fragte mit etwas spöttischer Betonung: „Aber, wie kam es denn, daß die Russen bald darauf in Troyes einzogen?" — Doch ein Franzose ist in Bezug auf Antwort nie verlegen. So entgegnete denn auch der Kutscher, wie aus der Pistole geschossen: „Ja, als die Russen geschlagen waren, machten sie einen Umweg und kamen so in die Stadt."

Auf ähnliche, für das Urtheil verständiger Leute abgeschmackte, für ihr durch Eitelkeit geblendetes Auge aber sehr befriedigende Weise haben die Franzosen sich auch sämmtliche Niederlagen des letzten Feldzuges auszureden gewußt. In dieser Selbstverblendung unterscheidet sich ein französischer General nicht von jenem Kutscher auf dem Schlachtfelde bei Troyes, dessen freches Leugnen geschichtlicher Wahrheiten die Geduld der Frau Shelley auf eine so harte Probe stellte. Hatte doch General Chanzy, der an der Loire so jämmerlich zusammengehauen wurde, die Stirn, sich in der Nationalversammlung zu Versailles einer Reihe von Siegen zu rühmen, von denen, außer ihm, die Welt nie etwas erfahren hatte. „Diese Armee" — er sprach von den durch Gambetta zusammengetriebenen und von Chanzy nicht ganz ungeschickt, aber freilich ohne allen Erfolg geführten Heerhaufen, die an Zahl den ihnen gegenüberstehenden Deutschen weit überlegen waren — „diese Armee wurde stark genug geschaffen, um den Feind bei Coulmiers, Vilpion, Josnes, Vendôme, Villersexel, Héricourt, Lacluse, Pont de Noyelles, Saint-Quentin, in zwanzig Kämpfen im Norden, im Osten und an der Loire zu schlagen." Die Nationalversammlung klatschte dem großsprecherischen General Beifall, denn, gleich ihm, an unheilbarer Selbstverblendung krankend, sah sie sämmtliche Niederlagen als Siege an. Sie lauschte einmal wieder mit kindischer Befriedigung den Worten des Herrn Thiers, der ihr versicherte,

die Welt bewundere den Heldenmuth des französischen Heeres, den dasselbe bei der Besiegung der Pariser Commune an den Tag gelegt.

Für die albernen Behauptungen des Generals Chanzy und des Herrn Thiers, die, obgleich sie nach den unerhörten Niederlagen Frankreichs sich in die bescheidenen und ernsten Farben, wie grau und schwarz, hätten kleiden sollen, schon wieder ganz roth wie Puterhähne einherschritten, für dieses knabenhafte Gebahren, bei dem man kaum ernsthaft bleiben kann, haben wir nur den lateinischen Satz: „Risum teneatis amici!“

Mit lächerlichem Hochmuthe sind die Franzosen in den Krieg gegen Deutschland hinein-, mit ungebrochenem Hochmuthe sind sie aus demselben herausgezogen. Es scheint, daß die Eitelkeit der Krebs ist, der allmälig das ganze französische Staatswesen zerfressen wird.

Als der Krieg gegen Deutschland erklärt worden war, aber für die fieberhafte Ungeduld der Franzosen zwei peinlich-lange Wochen hindurch keine kriegerische Begebenheit von irgend welchem Belange nach Paris gemeldet ward, da gestanden die Zeitungen, die sich in tollen Ausbrüchen überboten, es selber ein, daß sie vor Aufregung nahe daran seien, in Tollheit zu verfallen. Das „Paris-Journal“, das unter den kläffenden Zeitungen in erster Reihe stand, ließ sich so vernehmen:

„Wir hungern nach Siegen!“

Dann ruft es klagend aus:

„Am Ende sind wir bis zum fünfzehnten August nicht in Berlin!“

Aber sich schnell wieder beruhigend, fügt es hinzu:

„Freilich wissen wir, daß diese Verzögerung ihren Zweck haben wird.“

Und jetzt, in die herausfordernde Stellung zurückschnellend,

die dieſem treueſten Ausdrucke übermüthigen Pariſerthums ſo durchaus angemeſſen war, ruft es vermeſſen aus:

„Wir können ja nicht beſiegt werden!“

Natürlich fehlte es dem „Paris-Journal“ in der franzöſiſchen Preſſe nicht an Collegen, die es ihm an frecher Ueberhebung gleichthaten, ja, ſich beſtrebten, es in Rodomontaden zu überbieten, wenn dies irgend möglich ſein ſollte. Aber was iſt romaniſcher Großrednerei nicht möglich!

Der „Gaulois“ alſo, das „Paris-Journal“ wo möglich an Prahlerei und cyniſchem Frohlocken über Mord und Brand noch überbietend, berichtete in jubelndem Tone:

„Großer Sieg bei Saarbrücken! Augenblicklich iſt Saarbrücken nur noch ein Häufchen Aſche.“

Daß die Einäſcherung einer offenen Stadt von Seiten der Franzoſen gerade keine Heldenthat ſei, fiel dem Gaulois gar nicht ein. Die Franzoſen ſahen immer nur auf den die Welt blendenden Effect. Deshalb ſind die Mordbrennereien in der Pfalz zur Zeit Ludwig's XIV. von Seiten franzöſiſcher Schriftſteller niemals ſo gebrandmarkt worden, wie ſie es verdienten. Sobald der Zweck — der Ruhm — erreicht wird, finden die Mittel — echt jeſuitiſch — bei Franzoſen ſtets Entſchuldigung. C'est la guerre — mit dieſer Redensart kommen ſie über alles hinweg.

Wie der Gaulois die Einäſcherung Saarbrücken's mit Frohlocken verkündete, ſo berichtete das „Paris-Journal“ mit ſichtbarer Genugthuung:

„Schon ſind beim Miniſterium des Innern ſechs Bewerbungen um die Stelle eines Unterpräfekten in Saarbrücken eingelaufen.“

War die vom Gaulois berichtete Einäſcherung Saarbrücken's zum Glück nur ihrem kleinſten Theile nach wahr, ſo bezweifeln wir die Mittheilung des „Paris-Journal“ doch keinen Augenblick. Im Gegentheil, wenn man die Gier der Franzoſen nach einer Staats-

anſtellung kennt, die nur von der Aemterjagd der Nordamerikaner bei der Erneuerung der Präſidentenwürde übertroffen wird, ſo möchte man eher glauben, daß ſich ſechszig, als ſechs Bewerber für den Poſten eines Unterpräfekten in Saarbrücken gemeldet hätten. Schon die Ausſicht, eine Uniform tragen zu können, iſt für die galliſche Putzſucht von unwiderſtehlichem Reize.

Die Eitelkeit haftet jedem Franzoſen ohne Ausnahme an und wir ſind ſehr oft betrübt, aber nach der genauen Charakterkenntniß dieſes Volkes nicht mehr erſtaunt, wenn wir gewahren, wie ſelbſt die edelſten Männer einer in vieler Hinſicht ſo anziehenden Nation ſich nach jener Seite die bedenklichſten Blößen geben. So ward Chateaubriand, ein nicht blos glänzendes Talent, ſondern auch ein reiner und edler Charakter und eine höchſt zartſinnige Perſönlichkeit, durch den franzöſiſchen Nationalfehler verführt, für ein höchſt auffallendes, ja, wir dürfen ſagen ungeſchliffenes Benehmen Ludwig's XVIII. kein Wort des Tadels zu haben, weil er aus einem, allen Regeln der guten Sitte Hohn ſprechenden Benehmen berechtigtes Selbſtbewußtſein heraus las. Erzählen wir den Hergang und laſſen dann den Zuhörer ſelber urtheilen!

Während der Anweſenheit des ruſſiſchen Kaiſers und des preußiſchen Königs in Paris, nach der Niederwerfung Napoleon's I., wurden häufig Truppenmuſterungen abgehalten, denen Ludwig XVIII. wegen ſeines ſchwerfälligen Körpers und ſeiner Gicht nicht zu Pferde, ſondern nur vom Balcone ſeines Schloſſes beiwohnen konnte, weshalb man ſie im Tuilerienhofe ſtattfinden ließ. Die fremden Herrſcher hatten nun die Zartheit, daß ſie ebenfalls nicht zu Pferde ſtiegen, ſondern wie morſche Veteranen vom Stuhle aus dem Schauſpiele beiwohnten. Weit entfernt, dieſe Zartheit zu würdigen, wie ſie es verdiente, beging er ſogar die Unſchicklichkeit, zu ſeinem Gunſten einen Unterſchied zwiſchen ſich und ſeinen Gäſten hervortreten zu laſſen. Er befahl nämlich, daß ihm allein ein Armſeſſel gebracht

werden ſolle, während der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen nur gewöhnliche Stühle erhielten. Hierdurch wollte er kindiſcher Weiſe andeuten, daß er, der Enkel des heiligen Ludwig's und der Nachkomme einer ſo langen Reihe von Königen, unendlich vornehmer ſei, als die Herrſcher von Preußen und Rußland. Kaiſer Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III. waren ihrerſeits zu vornehm, um eine ſolche Kleinigkeit zu beachten, wenigſtens äußerlich davon Notiz zu nehmen. Innerlich aber werden die Bourbons dem Kaiſer Alexander durch dies thörichte und unſchickliche Benehmen noch verhaßter geworden ſein, als ſie es ohnehin ſchon waren. Mit ähnlichem Mangel an Takt verfuhr Ludwig XVIII., wenn er den Kaiſer von Rußland und den König von Preußen zur Tafel geladen hatte. Sobald gemeldet ward: „Le roi est servi!“ watſchelte die unförmliche Fleiſchmaſſe, die ſich Ludwig XVIII. nannte und die auf den Füßen ſehr ſchwach war, mit ängſtlicher Schnelligkeit zu den Thüren des Speiſeſaales, um, als der Vornehmere, nur ja vor ſeinen Gäſten zuerſt hineinzuſchreiten. Wie ſchon oben bemerkt, hat der ſonſt ſo feine und zarte Chateaubriand für dies unerhörte Benehmen kein Wort des Tadels, ſondern ſcheint es als ein Bravourſtückchen zu betrachten.

Man erſieht hieraus, wie bei der franzöſiſchen Eitelkeit Recht, Billigkeit, Anſtand, Dankbarkeit, kurz, alle moraliſchen und geſellſchaftlichen Tugenden Schiffbruch leiden.

Die Prahlerei iſt nun mit der Eitelkeit Geſchwiſterkind und auch in ihr wird von dem franzöſiſchen Volke Erſtaunliches geleiſtet.

Wie die Gascogner wegen ihrer Prahlereien und Aufſchneidereien in ganz Frankreich bekannt ſind und es nicht viel daran fehlt, daß „Gascogner“ und „Lügner“ ein Synonym bilden, ſo ſind die Franzoſen die Gascogner Europas. Man iſt ſtets bei ihnen darauf gefaßt, daß ſie, gleich dem Kukuk, in beängſtigender Einförmigkeit

ihren eigenen Namen rufen. Auch ist der Menschen- und Nationalkenner durchaus nicht erstaunt, sie sich selbst so loben und preisen zu hören, daß ein Fremder dagegen gar nicht aukommen kann.

Von der Prahlerei der Franzosen hatten die Russen während der denkwürdigen Belagerung von Sebastopol mannigfache Beispiele. So fragten russische Officiere einen gefangenen französischen Soldaten, ob er glaube, daß von den Belagerern in nächster Zeit wieder ein Bombardement werde eröffnet werden. Der französische Soldat antwortete mit stolzem Gesichtsausdrucke: „Ich glaube wohl, daß noch eins stattfinden wird, so eine Art Erdbeben! Und gut besorgt wird es sein, das da, paßt auf! Es wird sein wie das jüngste Gericht.“ Da ihm das jüngste Gericht noch nicht bedrohlich genug schien, so fügte er schnell hinzu: „aber im Großen!“

Bekanntlich werden die Franzosen, so weit es auf sie ankommt, niemals besiegt. So suchte auch General Pelissier, sehr charakteristisch für seine eitele Nation, den unangenehmen Umstand, daß die Russen einen auf ihre Wälle unternommenen Angriff mit großer Kraft zurückgeschlagen hatten, auf ziemlich lächerliche Weise umzudeuten. Pelissier berichtete nämlich nach Paris: „Die Belagerten hatten, trotz unsers gestrigen Unglücks, daß sie ohne Zweifel bedeutend übertreiben werden, diese Nacht Furcht bekommen und eine ziemlich lange Zeit mit allen ihren Kanonen in's Leere geschossen.“

Wenn je mit Kanonen in's Leere gefeuert ward, so geschah es von Seiten der Franzosen während der Belagerung von Paris. Sie müssen demnach, wenn die Pelissier'sche Vermuthung zutrifft, sehr an Furcht vor den Deutschen gelitten haben.

Der Krimkrieg ist überhaupt besonders reich an Rodomontaden von Seiten der europäischen Gascogner, mit andern Worten, der Franzosen.

An prahlerischen Redensarten hat es auch der Prinz Napoleon nicht fehlen lassen, der bekanntlich besser zu reden, als zu fechten

verſteht. So ſprach er bei einem Feſtmahle im Wintergarten, als Frankreich trotz des Krimkrieges die Weltausſtellung nicht verſchoben hatte:

„Unſere Regierung hat einen Beweis des Vertrauens auf ihre Kraft gegeben, indem ſie Frankreich zeigt in den ernſten Umſtänden, worin Europa ſich befindet; es geſchieht, meine Herren, weil ſie Frankreich geeignet glaubt, von Allen geſehen zu werden.“

Ferner ſprach der Prinz Napoleon von dem „Berufe Frankreichs zur Initiative.“

Wir wollen uns jetzt aus dem prahlenden Paris wieder nach der Krim zurückbegeben, wo die Rodomontaden hageldicht herniederſchauern.

General Forey wäre kein echter Franzoſe geweſen, wenn er ſeine Landsleute nicht zum Nachtheile der Ruſſen herausgeſtrichen hätte. So berichtete er am 7. November 1854 an den Oberbefehlshaber: „Sie werden aus der Zahl der kampfunfähig gemachten Officiere erſehen, mein General, daß ſie das ſpecielle Ziel der feindlichen Schüſſe ſind. Die franzöſiſchen Officiere ſind darauf um ſo ſtolzer, als ſie nicht, wie die feindlichen, ihren Rang unter einer Soldaten-Capote verſtecken.“

Hatte der General Forey die größere Todesverachtung der franzöſiſchen Officiere gegenüber den ruſſiſchen hervorheben zu müſſen geglaubt, ſo wollte der franzöſiſche Militair-Intendant in ſeinem Verwaltungszweige ſich den ihm gebührenden Vorzug ebenfalls nicht entgehen laſſen. Da nun Andere in der Anerkennung ſäumig ſein konnten, ſo machte er ſich zur Sicherheit ſelber an's Werk und erließ an den Oberbefehlshaber einen mit ſeinem Namen (Blachot) unterzeichneten Bericht, der in ſeiner prahleriſchen Faſſung ſo lautet:

„Herr Marſchall! Die franzöſiſche Armee hat abermals ihre ungeheure Ueberlegenheit gegenüber der ruſſiſchen bewieſen. Es kommt mir nicht zu, von den Kämpfen vom 5ten zu ſprechen, aber

ich habe Ihnen über die bei dieſer Gelegenheit getroffenen adminiſtrativen Maßregeln Bericht zu erſtatten.“

Den drolligſten Eindruck macht es, wenn die Franzoſen ſich ihrer Beſcheidenheit rühmen, und wenn es dann zum Vorſchein kommt, was ſie unter Beſcheidenheit verſtehen. So rühmte der Moniteur die große Beſcheidenheit, mit welcher der Marſchall St. Arnaud über ſeinen Sieg an der Alma geſprochen habe. „Der Kaiſer,“ ſo hieß es im Moniteur (den 7. October 1854) „hat folgenden Bericht des Marſchalls St. Arnaud über den Sieg an der Alma erhalten. Niemand wird ohne Bewegung dieſe ſo einfache Darſtellung eines ſo großen Sieges leſen, in welcher der Feldherr von Jedermann, nur nicht von ſich ſelbſt ſpricht.“ Da es im Allgemeinen bei den Franzoſen faſt niemals zutrifft, daß ſie ihr Verdienſt, falls ſie ein ſolches unbeſtreitbar errungen haben, durch Vermeiden jedes Selbſtlobes zu erhöhen wiſſen, ſo wollen wir uns den Bericht des Marſchalls St. Arnaud einmal genauer anſehen, ob er das ihm geſpendete Lob der Beſcheidenheit denn wirklich verdient. Es heißt in dem bezüglichen Berichte unter anderm:

„Mein Zelt befindet ſich an derſelben Stelle, wo noch am Morgen das des Fürſten Menſchikow geſtanden hatte, welcher ſo feſt davon überzeugt war, daß es ihm gelingen werde, unſern Marſch aufzuhalten und uns zu ſchlagen, daß er ſeinen Wagen zurückgelaſſen. Ich nahm denſelben nebſt ſeinem Porteſeuille und ſeiner Correſpondenz und werde die darin enthaltenen werthvollen Angaben benutzen. Auf einen franzöſiſchen kommen ſieben ruſſiſche Todte. Ich werde es mein ganzes Leben bedauern, daß ich nicht wenigſtens meine beiden Regimenter afrikaniſcher Chaſſeurs bei mir hatte. Die Zuaven haben die Bewunderung beider Heere errungen; ſie ſind die erſten Soldaten der Welt.“

Iſt es nun allerdings zu unſerm höchſten Erſtaunen vollſtändig wahr, daß der Marſchall St. Arnaud ſich ſelbſt nicht gerühmt hat,

ſo ſehen wir doch, daß dem franzöſiſchen Heere das Lob reichlich geſpendet wird. Wir wollen hier gleich hinzufügen, daß das Lob ein berechtigtes war, da die franzöſiſchen Soldaten in der Krim ſich vortrefflich ſchlugen, wie denn, mit geringen Ausnahmen, ihnen eine glänzende Tapferkeit von jedem gerechten Beurtheiler zugeſtanden werden muß. Nur bleibt es ewig zu beklagen, daß die Franzoſen, wie die Kinder, nicht laſſen können, ſich ſelber zu loben. Die Eigenſchaft, die Salluſt an dem Jugurtha rühmte: „plurimum facere, minimum ipse de se loqui,“ fehlt gänzlich in dem franzöſiſchen Nationalcharakter. Als während des Krimkrieges 60,000 Rekruten ausgehoben wurden, da die Sterblichkeit des franzöſiſchen Heeres eine ausnehmend große war, zogen die jungen Leute vom Lande in die Städte hinein mit Fahnen, die alle ſehr prahleriſche Inſchriften trugen. Unter andern las man auf dem Banner, mit welchem die Rekruten in Perigueux einmarſchirten: „Die Perigourdiner auf dem Marſche nach St. Petersburg.“

Man ſieht, die Franzoſen bleiben immer dieſelben und das Wort Napoleons von den Bourbons, daß ſie nichts gelernt und nichts vergeſſen haben, paßt auf die Nation vom Haupte bis zu den Gliedern. Im Jahre 1854 wollten die franzöſiſchen Rekruten in Petersburg einziehen, im Jahre 1870 war Berlin die Reſidenz, die ſie mit ihrer Gegenwart zu beehren gedachten. Glücklicherweiſe ſah Berlin ſie nur als Gefangene.

Bei der großen Pariſer Ausſtellung im Jahre 1855 machte ein Ruſſenfreſſer*) den Beſuchern viel Vergnügen und erregte meiſt lautes Gelächter, ſo namentlich bei dem ſich damals noch im Knabenalter befindlichen Prinzen von Wales. Der Ruſſenfreſſer trug die

*) Dieſer Ruſſenfreſſer war eine Art von Gargantua, erinnerte mithin die Franzoſen an einen ihrer beſten Schriftſteller. Die Franzoſen ſollten Rabelais um ſo höher halten, da Humor im Allgemeinen ein Ingredienz iſt, das ihrer in vieler Hinſicht ſo verdienſtlichen Literatur nur ſpärlich beigemiſcht ward.

Uniform eines franzöſiſchen Garde-Grenadiers und hatte den Malakoff-Thurm zwiſchen ſeinen Knieen. Von Zeit zu Zeit öffnete er ſeinen ſehr umfangreichen Mund, der einen ſo ſtarken Athem entſandte, daß dadurch ein Koſak in ſein Bereich gezogen ward, den er dann unter gewaltigem Augenverdrehen die Kehle hinabbeförderte. Es gelang dem unerſättlichen Rieſen, während einer Minute fünfzehn Ruſſen zu verſpeiſen.

Heinrich von Maltzahn berichtet uns, wie im Anfange des Krieges von 1870 ein Zuave — alſo keine künſtliche hölzerne Figur — in Algier den lachenden Zuſchauern ein ſeltſames Schauſpiel zum Beſten gab, nämlich daß er einen als Preußen ausgekleideten Hampelmann hinunterwürgte. Wir können uns lebhaft vorſtellen, daß dies Schauſpiel die Franzoſen ſehr erheiterte, denn Alle ohne Ausnahme waren ja überzeugt, daß ihre Soldaten das ganze preußiſche Heer auf's Bequemſte verſpeiſen würden. Als franzöſiſche Reiſende, die bei der plötzlichen Kriegserklärung eilends aus einem deutſchen Badeorte in ihre Heimath zurückkehrten, auf einem Bahnhofe im Süden Deutſchlands einberufene Baiern mit großer Zärtlichkeit von ihren weinenden Verwandten Abſchied nehmen ſahen, flüſterte ein franzöſiſcher Herr ſeiner Gattin theilnehmend zu: „Ces pauvres garçons! Nos Africains les mangeront.“

Dank dem Himmel, daß die Franzoſen die Deutſchen nicht verſpeiſt haben, ſondern daß dieſe ſich fünf Milliarden und ein ſchönes, ihnen früher entriſſenes Grenzland zu Gemüthe führten.

Wie die Franzoſen den Mund voll zu nehmen wiſſen, bewies auch ein junger Soldat im 97ſten Linienregimente, der von ſeiner Braut, als er in den Krim-Krieg zog, ſich mit folgenden Worten verabſchiedete:

„Halte Dich bereit! Ich werde Dir von unſern Siegen bald zu berichten haben und zwar werde ich den Rücken des letzten fliehenden Ruſſen als Schreibpult benutzen. Vielleicht werde ich mich

einer Feder bedienen, die kurz zuvor Fürſt Gortſchakoff gebraucht hat. Wir werden vor dem Advent einander heirathen; Du kannſt darauf zählen und auf den Ruinen des Malakoff's das Carneval halten."

Als nun wirklich der Malakoff geſtürmt worden, empfing die Braut des kecken Linienſoldaten folgenden Brief:

„Sebaſtopol, den 9. September 1855.
Aus der im Palaſte Gortſchakoff's eingerichteten Wachtſtube.

Mein theures Herz!

Ich erwarte Dich.

Auf immer der Deinige.

Julian."

Man ſieht, wie Herr Julian, dem Julius Cäſar nacheifernd, ſich in ſeinem Stil nach großer That großer Kürze befleißigte.

Natürlich genügt es den Franzoſen nicht, ſich allein zu loben, ſondern von Zeit zu Zeit laſſen ſie auch ihre Freunde und Feinde auftreten, die ihnen ebenfalls Weihrauch ſtreuen müſſen. So berichteten die franzöſiſchen Blätter von 400 ruſſiſchen Gefangenen, die am 7. Juni 1855 in's franzöſiſche Lager gebracht worden, und unter denen ſich ein Oberſt und dreizehn Subaltern-Officiere befunden hätten. Der Oberſt nun, als die vornehmſte Perſon, ward von den franzöſiſchen Zeitungen redend eingeführt und zwar in folgender Weiſe: „Mit Euren Blauhoſen und Euren Rothhoſen werdet Ihr Sebaſtopol nehmen, obgleich mit vieler Mühe; Eure Soldaten ſind keine Menſchen, ſondern Löwen."

Doch die Franzoſen nahmen nicht blos in den Feldzügen, wo ſie ſiegreich waren, den Mund voll, nein, ſie prahlten auch in dem für ſie ſo unglücklichen Kriege von 1870 in der alten, gewohnten Weiſe.

Wenn bei Völkern, wie bei Einzelnen, das Unglück häufig als eine heilsame Arznei wirkt, die das der Constitution Schädliche wegschafft, so hatten die Niederlagen, welche die Franzosen vom August 1870 bis gegen Ende Januar 1871 erfuhren, leider nicht diese wohlthätige Folge, sondern sie steigerten nur ihre schon riesengroße Eitelkeit bis zur Tollheit. Während die französischen Heere von den Deutschen in blutigen Schlachten niedergeschmettert und zu Hunderttausenden in die Gefangenschaft abgeführt wurden, verglich der „Figaro" seine Landsleute mit den Helden Plutarch's. Es klingt unglaublich, aber die eigensten Worte des „Figaro" mögen für den unheilbaren Hochmuth und die unerschöpfliche Prahlerei der Franzosen Zeugniß ablegen. Der „Figaro" sagt nämlich:

„Die Helden Plutarch's ..... die französische Armee zählt sie in ihren Reihen. Ihr Muth hat den jener Griechen und Römer übertroffen, deren Namen die Mehrzahl unserer Braven wahrscheinlich niemals hat nennen hören."

Das „Paris-Journal", mit dem „Figaro" stets an Tollköpfigkeit wetteifernd und dasselbe an hochmüthiger Ueberschätzung des französischen Volkes noch überbietend, äußert sich über die französischen Niederlagen, die es wirklich eingesteht — freilich sie gleich wieder beschönigend — in folgenden Worten:

„Unsere Soldaten können sich ihre Niederlagen nicht erklären. „Wir sind verrathen," geben sie unveränderlich zur Antwort, wenn man sie nach den Ursachen ihres Mißgeschickes fragt.

Und in der That, wenn der französische Soldat nicht siegt, so muß er nothwendig verrathen sein!"

Man konnte aus den obigen Anführungen des „Figaro" und des „Paris-Journal" bereits ersehen, daß nicht blos die französischen Militairs den Mund ungewöhnlich voll nehmen. Nein, die französischen Civilisten sind ebenfalls Maulhelden und unter ihnen glänzte vor Allem Alexander Dumas, trotz seines Mulattenkopfes

die treueſte Ausprägung der galliſchen Großrednerei. Da Alexander Dumas ſeine Theaterſtücke für die beſten der Welt hielt, ſo konnte man ihn häufiger ſagen hören: „Wenn wir damals gelebt, wir hätten es vielleicht nicht beſſer gemacht, als dieſer Corneille.“ Auch hatte Alexander Dumas die Gewohnheit, wenn einzelne Stellen in ſeinen Stücken vom Publikum lebhaft beklatſcht wurden, lauter, als alle Uebrigen, zu applaudiren. Als Bekannte ihm bemerklich machten, daß ſie dies für nicht ganz ſchicklich hielten, ſo zog er mitleidig die Achſeln in die Höhe und antwortete: „Der Verfaſſer muß die ſchönen Stellen ſeiner Stücke doch beſſer kennen, als ein Fremder.“

Wenn es ſcheint, daß Alexander Dumas in Bezug auf Prahlerei nicht übertroffen werden dürfte, ſo muß er doch hin und wieder vor Victor Hugo die Segel ſtreichen, gegen deſſen Bombaſt Alles matt und farblos erſcheint. Bekanntlich hat Victor Hugo für Paris den Namen der „heiligen Stadt“ erfunden, obgleich er in ſeinen „Misérables“ doch ſelbſt erzählt, daß eine genaue chemiſche Analyſe es unwiderleglich dargethan, wie die Luft über einem Düngerhaufen nicht ſo viele verpeſtete Beſtandtheile in ſich ſchließe, wie die über Paris. Und von der moraliſchen Atmoſphäre der „heiligen Stadt“ hat ja Louis Veuillot in ſeinen „Odeurs de Paris“ gerade kein reineres Bild entworfen. Nichtsdeſtoweniger iſt es für Victor Hugo gar nicht peinlich, mit ſeiner eigenen Behauptung in den ſchreiendſten Widerſpruch zu gerathen und er nennt eine Stadt, die phyſiſch und moraliſch einem Düngerhaufen gleicht, „la cité sainte.“

Mit derſelben prahleriſchen Unwahrheit, mit welcher Victor Hugo Paris eine „heilige“ Stadt nennt, mit derſelben ſophiſtiſchen Aufſchneiderei nimmt er den Rhein für Frankreich in Anſpruch. Er ſagt nämlich:

„Die Geographie mit ihrem unmaßgeblichen Willen der Höhen, Bette und Waſſer, denn alle Congreſſe der Welt nicht für lange

Zeit widerſprechen können, die Geographie giebt das linke Rheinufer an Frankreich. Die göttliche Vorſehung hat ihm ſchon dreimal beide Ufer gegeben. Unter Pipin dem Kurzen, unter Karl dem Großen und unter Napoleon.“

Victor Hugo vergißt ganz und gar, daß ſowohl Pipin der Kurze, als Karl der Große dem fränkiſchen Stamme angehörten, der während der erſten fünf Jahrhunderte ſich mit den beſiegten Galliern durchaus nicht verſchmolz. Denn unter den Nachfolgern Karl's des Großen ſprachen noch die Meiſten blos fränkiſch. Es gehörte alſo damals der Rhein den Franken, mithin Germanen, die ſich ganz Gallien unterworfen hatten. Der Rhein war demnach kein Anhängſel von Gallien, ſondern ganz Gallien war ein Beſtandtheil des fränkiſchen, mithin des deutſchen Reiches.

Wie die Franzoſen ſich gern in der betäubenden Atmoſphäre des Selbſtlobes und der Prahlerei aufhalten, ſo tummeln ſie von dort leicht in das nebelvolle Gebiet der Lüge hinüber. Der berühmte Afrika-Reiſende Freiherr Heinrich von Maltzahn ſagt von der großen Nation, die ſich ſelbſt dieſen Ehrentitel beilegt, Folgendes:

„Die Franzoſen haben das Lügenſyſtem mit der Muttermilch eingeſogen. Sie können nicht anders, als lügen, blaguiren und renommiren.“

Geben wir jetzt einige Proben, wie die franzöſiſchen Lügen die franzöſiſchen Prahlereien noch weit hinter ſich laſſen!

Der „Gaulois“, ſich nicht damit begnügend, daß er in Bezug auf Saarbrücken eine falſche Siegesnachricht gebracht hatte, verſtieg ſich zu der zweiten Lüge, daß er die Preußen, die ſich ja durch eine muſterhafte Disciplin auszeichnen, als Mordbrenner darſtellte. Er berichtete nämlich:

„Von der Höhe über Saarbrücken beherrſchen wir das ganze Saarthal. Die Preußen fliehen dem Rheine zu, ſengend, plündernd

und Alles verheerend. Das ist ja die Taktik dieser ehrenwerthen Armee.“

Bei ihren boshaften Verleumdungen griffen sich die französischen Zeitungen freundschaftlich unter die Arme, so daß die eine den Lügenbau der andern unterstützte. Das „Paris-Journal“ charakterisirte die Preußen folgendermaßen:

„Die Preußen sind eine habsüchtige, egoistische, eroberungsgierige Race, die von jedem Deutschen ihr Pfund Fleisch verlangt; die Preußen sind die Shylocks Deutschlands. Vor der Kriegserklärung ergriffen sie die Franzosen, die vertrauensvoll auf ihrem schwefelhaltigen und chlorwasserstoffreichen Gebiete reisten; das Erste, was sie thun, ist, den Fremden ihre Effekten zu stehlen; sie brechen die Koffer auf und theilen sich in Alles, was sie darin finden. In ganz Preußen giebt es nicht einen einzigen Eisenbahnbeamten, der sich mit einem Fünf-Frankenstücke nicht bestechen ließe.“

Die französischen Zeitungen begannen bei den ihnen so unerwarteten Niederlagen ihrer Heere einen förmlichen Veitstanz aufzuführen. Bald priesen sie in bombastischer Weise vermeintliche Heldenthaten ihrer besiegten Landsleute, bald ergingen sie sich in den wüthendsten Schmähungen gegen die siegreichen deutschen Heere. Der Figaro, als echter Barbier ringsum Schaum ausspritzend, versuchte die Preußen tüchtig einzuseifen, was ihm seinen leichtgläubigen Landsleuten gegenüber nicht gerade schwer fiel. Er überspritzte nun die Preußen mit folgendem Lügenschaume:

„Nicht etwa der Ehrgeiz oder die Idee der deutschen Einheit hat die Preußen über unsere Grenzen getrieben, behüte Gott, nichts als der Hunger und das Elend.

Gleich ausgehungerten Wölfen, die einen Schafstall wittern, haben sie sich auf unser Hab' und Gut gestürzt. In einem von Gott verlassenen Lande lebend, auf einem wilden, leeren, kränklichen

Boden, unfähig, denſelben zu bearbeiten und zu wenig intelligent, um durch Geiſt, Arbeit, Induſtrie und Kunſt aus der Fremde Capitalien herbeizuziehen, haben ſie dieſe durch Raub und Diebſtahl ſich verſchaffen wollen. Sie haben ſich geſagt: Wir haben keine Stiefeln; die Franzoſen haben ſie. Wir haben kein Brod, kein Fleiſch, keine Cigarren, keine ſchönen Künſte, keine Induſtrie, keinen Handel. Wir ſind zu dumm, um uns das Alles ſelbſt zu erzeugen. Alſo ſtehlen wir es uns! — Und ſo haben ſie uns überfallen."

Nachdem der Figaro ſo die Preußen im Allgemeinen verarbeitet hat, wendet er ſich noch beſonders dem preußiſchen „Landſturme" zu, den er mit folgender ſchmeichelhaften Schilderung bedenkt:

„Seht ſie Euch einmal an, wie ſie kommen, die Männer des Landſturms! Beim Rufe des Vaterlandes haben ſie ihren Großvaterſtuhl und ihre kleinen Kinder verlaſſen und da ſind ſie nun, die letzten Soldaten, der letzte Troſt der preußiſchen Armee.

Welche edlen Greiſenköpfe! Der jüngſte darunter iſt fünfzig Jahre, er iſt das Kind des Regimentes. Die Andern marſchiren ſchwer und mühſam, mit gekrümmtem Rücken, wie es ihrem Alter zukommt. Man glaubt ein Heer von ergrauten Senatoren zu erblicken.

Seht ſie Euch an! Der Kopf wackelt ihnen unter dem Helme: anſtatt der Haare tragen ſie eine ſchwarzſeidene Schlafmütze darunter. In der Arrièregarde ſtecken lauter Gichtbrüchige; ihr Keuchen und Huſten vertritt die Regimentsmuſik."

Obgleich die Berichte der Revue des deux mondes ſich durch eine Objectivität auszeichnen, wie ſie bei der ſubjectivſten Nation der Welt überhaupt möglich iſt, ſo brachte doch der für die franzöſiſche Eitelkeit ſo tödtliche und ſie doch bald wieder zu friſcheſtem Leben erſtehen laſſende Krieg von 1870 ſämmtliche Mitarbeiter dieſes Blattes um die Klarheit ihres Urtheils und die ſonſt an

ihnen zu rühmende Besonnenheit. So entwirft ein Herr Mézières von der preußischen Landwehr und dem preußischen Landsturm *) in einem Aufsatze, betitelt: „L'Invasion en Lorraine", ein ähnliches Bild, wie es uns der Figaro zum Besten gegeben. In Bezug auf die unwahre Beurtheilung des deutschen Heeres bildet demnach die Revue des deux mondes mit dem Figaro ein par nobile fratrum. Herr Mézières schildert nun die preußische Landwehr mit folgenden Worten:

„Aujourd'hui encore, après ces passages successifs, on voit arriver des régiments de landwehr, peut-être même de landsturm, composés d'hommes à cheveux blancs, qui marchent le dos courbé et les jambes arquées par le travail de la terre."

Die Franzosen, durch ihren Haß und ihren Hang zum Lügen einfältig gemacht, bedenken nicht, welche Schande es für sie wäre, wenn die Landwehr unter General Kummer, die so heldenmüthig alle Durchbruchsversuche des Marschalls Bazaine zurückschlug, wenn diese in schönster Manneskraft prangenden Truppen wirklich aus Greisen mit gekrümmtem Rücken bestanden hätten.

Wir hörten erst den Figaro mit vollsten Lungen schimpfen und sahen ihn mit frechster Stirn lügen. Damit er einen Augenblick Athem holen könne zu neuem Geschimpfe — auch sein Lügengeist bedarf vielleicht eines momentanen Verschnaufens — löst ihn ein anderes französisches Journal ab, dem es ebenfalls nicht darauf ankommt, seinen Lesern die haarsträubendsten Unwahrheiten aufzutischen. So berichtet der „National":

„König Wilhelm ist verrückt geworden! Die heftige Gemüthsbewegung, in welche ihn die Schlachten vom 14., 16. und 18. versetzt, in denen die Blüthe des preußischen Adels niedergemäht worden

*) Letzterer wurde nie aufgeboten, konnte demnach auch nie in Frankreich gesehen werden; doch was kümmert dies die erfindungsreichen Franzosen!

iſt, hatte ſchon ſein Gehirn erſchüttert; die entſetzlichen Scenen bei den Steinbrüchen von Jaumont haben ihm vollends den Verſtand geraubt.

So lange wie möglich hat man den Zuſtand des Königs zu verheimlichen geſucht, und Graf Bismarck iſt in aller Eile nach Berlin zur Königin Auguſta abgereiſt, um ſie auf den über die Hohenzollern'ſche Dynaſtie verhängten Schlag vorzubereiten."

Unterdeſſen iſt Figaro wieder zu Athem gekommen und wirft ſich mit wahrem Heißhunger über die vom National aufgetiſchte Lüge. Er läßt ſich ein Schreiben aus Deutſchland zugehen, dem er folgendes entnimmt:

„Ein Brief aus Raſtadt giebt uns neue Einzelheiten über das ſchon gemeldete Ereigniß, den Wahnſinn des Königs von Preußen. Wie es ſcheint, iſt derſelbe ein Familienleiden, welches das Unglück von Jaumont nur zum Ausbruch gebracht hat.

Man verſichert uns, daß der König unter der Escorte von zwei höheren Officieren am 29. Auguſt Heidelberg paſſirt hat, um nach Berlin geführt zu werden."

Um die in dem angeblichen Briefe aus Raſtadt vorkommende Stelle: „das Unglück von Jaumont u. ſ. w." verſtehen zu können, müſſen wir zu den Lügen der franzöſiſchen Zeitungen die Lüge des franzöſiſchen Kriegsminiſters Grafen Palikao hinzugeſellen, dem es auf eine Unwahrheit in Frankreich ebenſo wenig ankam, wie auf einen Raub in China. Der Kriegsminiſter Graf Palikao hatte ſich nämlich nicht geſcheut, im geſetzgebenden Körper vor dem Angeſichte Europa's folgende Lüge auszuſprechen:

„Ich habe mehreren Abgeordneten die Depeſchen gezeigt, daß, anſtatt den 18. Auguſt einen Sieg gegen Bazaine davongetragen zu haben, drei preußiſche Armeecorps in die Steinbrüche von Jaumont geworfen worden ſind."

Ruhigen, beſonnenen und gewiſſenhaften Menſchen wird ordentlich ſchwindeln inmitten aller der franzöſiſchen Lügen und Prahlereien, wo die ganze Nation in Sack und Aſche hätte trauern ſollen.

Wenn der „National“ und der „Figaro“ dem Könige Wilhelm Verrücktheit angedichtet haben, ſo fügt das „Paris-Journal“, das ſich im Flunkern von Niemandem übertreffen laſſen will, noch die Krankheit des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Moltke hinzu. Es ſchreibt nämlich:

„König Wilhelm iſt krank; General Moltke ſoll ſchwer leidend ſein; der berühmte Friedrich Karl, der Sieger von Sadowa, iſt unwohl — und die Kaſſe iſt leer. Das Geld aber iſt der Nerv des Krieges; man kann freilich Frankfurt nicht alle Tage plündern“ u. ſ. w.

Nachdem das „Paris-Journal“ die Hauptanführer des deutſchen Heeres glücklich mit ſchwerer geiſtiger oder körperlicher Krankheit behaftet hat, reckt es ſich in ſeinem Vollgefühle wieder bis zu den Wolken empor und warnt vor Friedensgedanken. Auch wendet es ſich mit ſtolzer Geberde an Europa, als ob dieſes nach wie vor ſich franzöſiſchem Uebermuthe zu beugen habe. Die merkwürdige Auslaſſung des „Paris-Journal“ lautet:

„Um Gottes willen, keinen Frieden! Wer dies ſchändliche Wort ausſpricht, der ſei als Verräther feſtgenommen und wie ein Hund niedergeſchoſſen!

Friede! Ja wohl, in Preußen werden wir ihn ſchließen!

Und vor allen Dingen ſchweige Europa!

Es nehme ſich in Acht!“

Je weiter die deutſchen Heere in Frankreich einrücken, deſto löwenmuthiger geberdet ſich das „Paris-Journal“. Es ruft, als ob es einen Triumph zu verkünden hätte:

„Preußen iſt bei uns! Jetzt haben wir's! Jetzt ſteht es nicht mehr unſern löwenmuthigen Truppen allein gegenüber, ſondern zwei

Millionen Bürgern, die ſterben oder morden wollen. Preußen hat ſich alſo fangen laſſen von dieſer Kriegsliſt der Vorſehung! Gott allein iſt dabei der wahre Taktiker geweſen.

Preußen beſudelt den Boden einer Nation, die durch fünfzig lange Friedensjahre unerſchöpflich geworden iſt an Eiſen, an Gold und an Blut.

Denkt Ihr wohl daran? Ja, Ihr denkt daran. Und anſtatt zu fürchten, lacht Ihr, zuckt die Achſeln und rüſtet Euch zur Wolluſt der Metzelei.

Es ſoll das letzte Blut ſein, das vergoſſen wird? Gut. Aber es werde in Kataraften vergoſſen, vergoſſen mit der göttlichen Wolluſt der Sündfluth!“

Wir müſſen aufhören und wollen dieſen Ausbrüchen tollſter Vermeſſenheit und vermeſſenſter Tollheit nicht weiter unſer Ohr leihen. Es wird einem bei ſolchem wüſten Treiben zuletzt ganz wirr im Kopfe, und man fragt ſich ängſtlich, ob das nicht Wahngebilde des eigenen Gehirns ſeien, oder ob man wirklich mit dem tollhäusleriſchen Gebahren eines ganzen Volkes zu thun habe, das in ruhigem Zuſtande oft ſo liebenswürdig zu ſein vermag.

Gewiß hat jedes empfindende Gemüth Mitleid mit dem Unglücke eines Einzelnen oder eines ganzen Volkes, und dieſes ſympathetiſche Gefühl pflegt ſich durch die Betrachtung zu ſteigern, daß der jetzt im Staube Daliegende früher groß und von Allen bewundert daſtand. So würde auch Niemand dem tiefen Falle des franzöſiſchen Volkes ſein Mitgefühl verſagt haben, wäre Adel und Würde im Ertragen des Unvermeidlichen bemerkt worden. Aber inmitten der vernichtendſten Niederlagen von Helden des Plutarch zu ſprechen und den deutſchen Siegern, die ſo milde und ſchonend verfuhren, alle möglichen Gräuelthaten anzudichten, das erweckt naturgemäß Unwillen und erſtickt das aufkeimende Mitleid. Iſt wohl je die Nemeſis der Natter der Lüge ſichtbarer auf den ziſchenden Rachen

getreten, als in den Schandthaten, deren Stätte Paris war? All' das Abſcheuliche, was die Franzoſen den Deutſchen angedichtet hatten, mußten ſie gegen ſich ſelber begehen. In der durch Petroleum bewirkten Verbrennung der herrlichſten Gebäude von Paris, in der Niedermetzelung von Tauſenden, ward die Lüge und zugleich der Hochmuth des Franzoſenthums beſtraft. Denn Hochmuth war es ja, der die Herren Thiers und Favre mit Aufbietung aller Kräfte — ſie drohten mit ihrem Rücktritte von der Regierung, und dann hätten die deutſchen Staatsmänner Niemanden gehabt, mit dem ſie den Frieden abzuſchließen vermocht — der die damaligen franzöſiſchen Machthaber ſich mit Hand und Fuß dem Vorſchlage der deutſchen Unterhändler widerſetzen ließ, die, als wohlverdiente Belohnung für die deutſche Beharrlichkeit, bei der monatelangen Einſchließung von Paris, die Beſetzung der franzöſiſchen Hauptſtadt und die Entwaffnung der Pariſer Nationalgarden verlangt hatten. Graf Moltke wies namentlich mit ſeinem gewohnten Scharfblicke darauf hin, welche Gefahren daraus erwachſen würden, wenn man den Pariſer Nationalgarden ihre Waffen ließe. Dieſem Hochmuthe von Seiten der Herren Thiers und Conſorten, die aber nur getreue Vertreter der franzöſiſchen Ueberhebung waren, dieſem Hochmuthe und der Nemeſis, welche die den Deutſchen angedichteten Gräuelthaten durch verruchte franzöſiſche Hände begehen ließ, alſo ſich ſelber und dem rächenden Geſchicke hat Frankreich die Brand- und Mordſcenen in Paris zuzuſchreiben.

Nachdem wir an dem Nationalcharakter der Franzoſen Grauſamkeit, Eitelkeit, Prahlerei und Lügenhaftigkeit nachgewieſen haben, müſſen wir als eine fernere unlösliche Eigenſchaft unſrer Nachbaren von den Vogeſen — zum Glück brauchen wir ſie nicht mehr unſre rheiniſchen Nachbarn zu nennen — ihre Habſucht verzeichnen, wo ſie einzeln, und ihre Raubſucht, wo ſie als Geſammtheit auftreten. Von der franzöſiſchen Raubſucht zeugt ſchon die Erzählung des

Alterthums, daß ein Haufe Gallier bis zum Tempel von Delphi vorgedrungen sei und diesen habe plündern wollen. Ein rechtzeitig ausgebrochenes Unwetter habe glücklicherweise die Barbaren verscheucht und sie zur Strafe für die von ihnen beabsichtigte Tempelberaubung bis auf den letzten Mann vertilgt. Und dann ist ja die Erzählung von dem Brennus-Schwerte jedem Kinde, das nur irgendwie auf einer Schulbank saß, geläufig. Es tritt hier zu der Raubsucht die Verachtung jeglichen Rechtes hinzu. Uebrigens konnten von Brennus bis zu dem Marschalle Grafen Palikao *) herunter die Befehlshaber der Gallier, sobald sie siegreich waren und ihren Wünschen nachgegeben werden mußte, niemals genug bekommen. Was Ney in Magdeburg für unbescheidene Forderungen stellte, wissen wir aus den Memorabilien Immermann's. Weniger bekannt geworden ist es, wie der spätere Marschall Molitor die Einwohner der Stadt Stralsund fast bis auf's Hemde auszog. Johannes Scherr, der oft sehr starke Ausdrücke gebraucht, sagt demnach kaum zu viel, wenn er behauptet, die napoleonischen Marschälle und Generäle hätten geraubt, wie Wölfe, und gestohlen, wie Raben.

Wir müssen auf die an der Stadt Stralsund verübten Erpressungen hier etwas ausführlicher eingehen, da die Franzosen so viele Lügen in die Welt schickten in Betreff der Plünderungen und Vexationen von Seiten der Deutschen, die in einem ihnen so schändlich aufgedrungenen und von ihnen so siegreich geführten Kriege eine musterhafte Haltung bewahrten.

Wenden wir uns jetzt zu der Raubsucht des späteren Marschalls Molitor!

---

*) Die Pariser nannten den Marschall Grafen Palikao nie anders als „le premier coquin de la France.“ Besaßen die Franzosen früher an dem heldenmüthigen La Tour d'Auvergne „le premier grenadier de la France,“ so scheinen sie sich jetzt mit einem „premier coquin“ begnügen zu müssen.

Als der damalige Diviſionsgeneral Molitor von dem Marſchall Brune den Oberbefehl über die franzöſiſchen Truppen in Schwediſch-Pommern übernahm, da hinterließ ihm ſein Vorgänger ein ſehr lockendes Beiſpiel, was der Stadt Stralſund abgepreßt werden könne. Marſchall Brune hatte ſich nämlich für ſeine ſchonende Behandlung der Stadt Stralſund 100,000 Francs zahlen laſſen und gab überdies ein ſilbernes Schachbrett, das er aus der ſtädtiſchen Kunſtſammlung entliehen hatte, nicht zurück. Molitor, auf dies Beiſpiel fußend, kümmerte ſich wenig darum, daß die damals kaum zwölftauſend Einwohner zählende Stadt Stralſund immer mehr verarmte, da ſie ſeit längerer Zeit auf alle nur denkbare Weiſe von den Franzoſen ausgeſogen worden und er ließ durch den Camerarius von Stegemann dem Magiſtrate um Neujahr 1808 eröffnen, es ſei nach ſeiner Anſicht hohe Zeit, daß „Stralſund ihm ein angemeſſenes Geſchenk mache.“ Da in dem Stadtſäckel, wie es durch die unaufhörlichen Anforderungen der Franzoſen nur zu erklärlich war, damals die bedenklichſte Ebbe herrſchte, ſo ſtellte ſich der Magiſtrat zuerſt vollkommen taub. Doch das verfing gar wenig bei dem nichts weniger als blöden Franzoſen. Molitor ließ nach kurzen Zwiſchenräumen immer dringender und beſtimmter fordern, ſo daß am 20. Januar 1808, obgleich die Summe kaum aufzutreiben war, ihm tauſend Louisd'or eingehändigt werden mußten.

Da die Stadt Stralſund den ungemeſſenen franzöſiſchen Forderungen zu erliegen drohte, ſo benutzte ſie die Anweſenheit des Marſchalls Soult in ihrem Weichbilde — die in Schwediſch-Pommern befindlichen franzöſiſchen Truppen gehörten zu ſeinem Heerestheile, weshalb er ſie von Zeit zu Zeit beſichtigte — um über die unerſchwinglichen Forderungen, die franzöſiſcherſeits erhoben wurden, bei ihm vorſtellig zu werden. Obgleich Soult für ſeine Soldaten ſehr viel zu beanſpruchen pflegte, ſo mußten ihm doch die in Pommern geſtellten Forderungen allzu unbeſcheiden erſcheinen, denn er ließ ſich

wenigſtens herbei, der Willkür einen Riegel vorzuſchieben und das Maß des von den Bürgern zu Leiſtenden in runder Summe feſtzuſetzen. So ſollten unter andern von dem in Pommern commandirenden General monatlich 8000 Francs Tafelgelder erhoben werden dürfen, von dem auf Rügen commandirenden General 4000 Francs, von dem in Stralſund commandirenden General 3000 Francs, von jedem Brigadegeneral 1500 Francs u. ſ. w. Ward es den Bürgern auch ſehr ſchwer, dieſe Summe aufzubringen, ſo freuten ſie ſich anfänglich doch, daß ſie nun endlich beſtimmt wußten, wie viel ſie würden zu zahlen haben. Indeß, dieſe Freude ſollte nicht lange währen. Denn, als ſie am 20. Januar 1808 dem General Grafen Molitor aufwarteten, um ihm die ſo wiederholt geforderten 1000 Louisd'or zu überreichen, ſo nahm er ſie zwar ſehr freundlich auf, deutete ihnen aber mit liebenswürdiger Frechheit an, daß ſie von dem Erlaſſe des Marſchalls Soult ihm gegenüber eine Ausnahme machen möchten, d. h. ſie ſollten nach wie vor für ſeine Tafel ſorgen, aber nichtsdeſtoweniger die Tafelgelder allmonatlich an ihn auszahlen. Herr General Graf Molitor beendete ſeine Rede, indem er lächelnd bemerkte, ſie könnten überzeugt ſein, daß der Marſchall Soult gegen dies Uebereinkommen nichts werde einzuwenden haben. Die Mitglieder des Stralſunder Magiſtrats, die eben erſt dem Vampyr Molitor die aus dem Schweiß und dem Blut ihrer Mitbürger erpreßten 1000 Louisd'or eingehändigt hatten, ſtarrten den Unerſättlichen mit ſchreckensbleicher Miene an und als ſie allmälig ihre Sprache wiederfanden, ſo ſtammelten ſie, wie ſie nicht ermangeln würden, ihren Collegen von dem Wunſche Sr. Excellenz Kenntniß zu geben. Es bedarf keiner Erwähnung, daß die ſchutzloſen Bürger dem franzöſiſchen Machthaber auch dieſe neue Forderung zugeſtehen mußten, daß mithin General Graf Molitor ſich ſeine Tafel nach wie vor von der Stadt Stralſund beſtreiten ließ, und daß dieſelbe außerdem zu den ihm von der Provinz allmonatlich zu zahlenden 8000

Francs ihren Beitrag leiſten mußte. Noch eine dritte Ueberraſchung bereitete Molitor der Stadt Stralſund. Dieſe, die ſo verarmt war, daß ſie die Straßenlaternen nicht mehr konnte anzünden laſſen, mußte doch bei Ehrentagen Frankreichs und der kaiſerlichen Familie von der oberſten Dachkammer bis zum Keller herab ihre ſämmtlichen Häuſer erhellen. Am 19. März 1808 ſtrahlte das arme Stralſund — arm in zwiefacher Beziehung, weil der Stadt alles Geld von den Franzoſen ausgepreßt war, und weil ſie Freude heucheln mußte, wo ihr Herz nur Betrübniß kannte — am 19. März 1808 alſo, dem Namenstage der Kaiſerin, ſtrahlte Stralſund im Lichterglanze, und General Graf Molitor beging dieſen feſtlichen Tag durch einen Ball, zu dem auch viele angeſehene Bürger mit Frauen und Töchtern waren geladen worden. General Graf Molitor ließ es an guter Bewirthung und artigem Benehmen nicht fehlen, ſo daß ſeine Gäſte von dem bis zum hellen Morgen währenden Feſte ganz entzückt in ihre Behauſung zurückkehrten. Wie aber ward den Vätern der Stadt zu Muthe, als ihnen Ehren-Molitor fünf Tage ſpäter eine Rechnung über die Koſten des Feſtes vorlegen ließ, die mit ſiebenhundert und ſiebenzig Thalern aus der Stadtcaſſe bezahlt werden mußte. Am 3. November 1808 ward Stralſund endlich von dem geldausſaugenden Molitor befreit. Doch konnte er nicht Abſchied nehmen, ohne nach franzöſiſcher Sitte noch etwas annectirt zu haben. Wie der Marſchall Brune *) ſich mit

*) Die franzöſiſchen Marſchälle hätten, wären ſie in der alten Geſchichte nicht meiſt ſehr oberflächlich bewandert geweſen, vor der Uneigennützigkeit des Paulus Aemilius erröthen müſſen. Dieſer große Römer legte nämlich Millionen in die öffentliche Schatzkammer, ſtarb aber ſo arm, daß ſeine Wittwe keinen Erſatz ihrer Ausſteuer vorfand und für ſeine Tochter kein künftiges Heirathsgut vorhanden war. So lange die römiſche Republik derartige Helden erzeugte, war ihr Beſtand geſichert, aber, ſeitdem Lucullus unermeßliche Schätze aus Kleinaſien heranſchleppte, ſeit dieſer der Habſucht und dem vollſtändigen Genuſſe zueilenden Aera trieb der Wind das Staatsſchiff mit Macht in den Hafen der Monarchie, wo für Geiſter, die ſich nicht mehr auf den hohen Ton der Tugend geſtimmt zeigten, am Beſten geſorgt war.

dem Raube eines ſilbernen Schachbretts — das viele Geld nicht gerechnet — davon machte, ſo ließ Molitor ſich aus der ſtädtiſchen Kunſtſammlung zwei koſtbare Gewehre ſchenken, auf die er ſein Auge geworfen hatte.

Ueber die Raubſucht, die von den Franzoſen in fremden Ländern, über die ſie als Sieger geboten, ſchamlos ausgeübt ward, hat ſich Carnot, einer der reinſten und edelſten Charaktere des republikaniſchen Frankreichs, in Worten ausgeſprochen, die keine Vertuſchung zulaſſen. Carnot ſchreibt nämlich an General Moreau, den damaligen Oberbefehlshaber der Rheinarmee, am 15. Prairial, Jahr VIII., wie folgt: „Würde es nicht der Gipfel der Schmach ſein, daß, während die Nation ſich in den größten Opfern erſchöpft, um den Krieg zu beendigen; daß, während das Blut des Landes in Strömen fließt, die durch die glänzendſten Siege nur ſchwach vergütet wurden, wäre es nicht eine Schmach, ſage ich, daß unterdeſſen räuberiſche Kriegs-Commiſſaire und ſelbſt Generale, die Früchte ſo vieler Opfer verſchlängen? daß ſolche Menſchen glauben dürften, die Ehre, Frankreichs Krieger zu befehligen, ſei zugleich ein Freibrief, um zu rauben und die Früchte des Blutes und des Schweißes derſelben ſeien ihr Eigenthum?

Nein, mein lieber General, ſolche Abſcheulichkeiten dürfen nicht geduldet werden. Das Blut der Braven iſt zu koſtbar, um ſolchen Zwecken gewidmet zu werden. Bei der Rhein-Armee dürfen dergleichen Scheußlichkeiten nicht einreißen. Und was nützen dem Staate Talente und Dienſte, wenn die Früchte, die ſie erworben, ſo zum Nutzen des Einzelnen und nicht des Ganzen verwendet werden? Ja und wenn ſelbſt die Größe des Talentes den Fehler aufwiegt, ſo bleibt immer noch das Verbrechen, der Armee das Beiſpiel einer Nichtswürdigkeit gegeben zu haben.

Ich erſuche Sie daher, mein lieber General, im Namen des allgemeinen Beſten, unerbittlich gegen alle Unterſchleif Begehenden,

mögen ſie ſein wer ſie wollen, zu verfahren und hierin alle und jede partikulare Rückſicht bei Seite zu ſetzen."

Daß Carnot allen Grund hatte, über die in den verſchiedenen franzöſiſchen Heeren allgemein herrſchende Raubluſt, namentlich bei den höheren Officieren, empört zu ſein, geht aus dem Umſtande hervor, daß nicht blos das militairiſche Ehrgefühl dadurch den ſichtbarſten Schaden litt, ſondern der Staat ſelber und zwar ganz unmittelbar. So ward der Ehrenbreitenſtein auf Befehl des franzöſiſchen Kriegsminiſteriums geſprengt, aber dies geſchah von Seiten der damit beauftragten Officiere in ſo ungenügender Weiſe, daß die Grundmauern ganz wohlerhalten blieben. Und war hieran Nachläſſigkeit Schuld? Dies wäre, von militairiſchem Standpunkte betrachtet, ſchon äußerſt ſtrafbar geweſen. Aber der wirkliche Grund war nicht blos ſtrafbar, ſondern verächtlich. Die Officiere hatten nämlich die Hälfte des Geldes, das für Ankauf des Pulvers zum Zweck der Sprengung vom Miniſterium ausgeworfen worden, in ihre Privatſäckel abgeführt und demnach die Sache ſo ungenügend in's Werk geſetzt, daß der beabſichtigte Zweck bei weitem nicht erreicht ward. Da dergleichen Unterſchleiſe von Seiten deutſcher Officiere faſt undenkbar ſind, ſo liegt, falls ähnliche Veruntreuungen ſich in Frankreich unſterblich zeigen ſollten, ſchon hierin eine Gewähr für Deutſchland, daß es von einem Staatsweſen, deſſen moraliſche Grundlagen in dem Grade unterhöhlt ſind, nichts zu beſorgen habe. Es begräbt vielleicht ſich ſelber, aber nicht andere.

Uebrigens raubten nicht blos die franzöſiſchen Officiere, ſondern auch die franzöſiſchen Soldaten bis zur jüngſten Zeit herab in herzhafteſter und ſchamloſeſter Weiſe.

Wenn der Marſchall St. Arnaud im Anfange des Krim-Feldzuges die Zuaven die erſten Soldaten der Welt nannte, ſo ſcheinen ſie wenigſtens die erſten und gewandteſten im Wegnehmen fremder Gegenſtände geweſen zu ſein. Wir behaupten dies, nicht auf eine

deutsche Quelle gestützt, sondern können für unsere Ansicht einen Bericht ihrer damals sehr getreuen Bundesgenossen, der Engländer, anführen. Ein englischer Kriegscorrespondent berichtete nämlich während des Krim-Feldzuges an eine heimische Zeitung über die Gegenstände, die sich die Zuaven nach einer siegreichen Schlacht zu Gemüthe geführt hatten, in folgender zuverlässigen — weil nach englischer Gewohnheit statistisch vorgehenden — Weise:

„Ich habe mit meinen eigenen Augen eine ganz respektable Sammlung der verschiedenartigsten Werthgegenstände gesehen, welche ein Zuaven-Unterofficier in seinem Tornister mit sich trägt, die er natürlich ohne alle Mühe aus den Taschen der Todten zu sich gesteckt hat. Unter dieser Collection befanden sich 18 Stück theils goldene, theils silberne Sackuhren, 65 Stück goldene Ringe, zwei silberne Eßbestecke, zwölf Paar russische Officier-Epauletten, 21 Stück russische Imperialen, 416 Rubel in Papier, vier Paar silberne Sporen, ein Paar Dutzend goldener und silberner Muttergottesbilder, welche die Russen, Officiere wie Soldaten (erstere von Gold und Silber) auf der Brust zu tragen pflegen, Gold- und Silbertressen von Officier-Uniformen. Als man dem fleißigen Sammler bemerkte, daß sich durch eine russische Kugel das Sprichwort: „Wie gewonnen, so zerronnen!“ leicht wieder bewahrheiten könnte, gab er lachend zur Antwort: „Pah! So wird mein Erbe mit mir zufrieden sein.“

Auch die „Times“ erzählten in ihren Krim-Berichten, die Franzosen wären bei'm Plündern immer so flink gewesen, daß den Engländern nur wenig zu thun übrig geblieben. Wo die Franzosen nun ihrem Plünderungstriebe nicht hätten fröhnen können, da seien sie in die drolligste Verzweiflung gerathen. So habe ein Zuave, der in dem Dorfe Ambalaki vergebens einen Schrank nach dem andern erbrochen, ohne daß er etwas gefunden, was er in seinen Tornister hätte stecken können, in höchst komischer tugendhafter Auf-

wallung ausgerufen: „Ah, Messieurs, Messieurs! ces brigands, ils ont tout volé!“

Friedrich der Große, der eine so große Vorliebe für das Franzosenthum hatte, konnte doch nicht umhin, sich über das Rauben und Plündern seiner Günstlinge im siebenjährigen Kriege sehr scharf auszusprechen, wie aus folgender Stelle eines seiner Briefe hervorgeht:

„Quant aux Français, ils pourront expier à Berlin les brigandages, que leurs compatriotes ont commis dans mon pays.“

Plünderten die Franzosen gar eifrig während des siebenjährigen Krieges in Deutschland, so machten sie die Sache noch tausendmal ärger in Italien am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Als z. B. Verona den Franzosen bei ihrem siegreichen Vordringen in Italien übergeben ward, da entstanden natürlich in den ersten Tagen, bevor die Sieger sich mit den Behörden in ein bequemes Einvernehmen gesetzt, mannigfache Unruhen und Verwirrungen. Während des nun eingetretenen Zwischenzustandes zwischen Gesetzlichkeit und Auflösung aller staatlichen Ordnung ward das Leihhaus in Verona geplündert, in dem sich beträchtliche Werthgegenstände — man schätzte sie zwischen sieben bis acht Millionen Francs — befunden haben sollen. Als Anstifter dieser Plünderung wurden von der öffentlichen Stimme der Kriegscommissair Bouquer und der Husarenoberst Landrieux bezeichnet. Um ihr Verbrechen, woran, wie gesagt, Niemand zweifelte, vor wahrscheinlicher Entdeckung zu bewahren, beschlossen sie, Schandthat mit Schandthat zu krönen und in Verona neue Gräuel aufführen zu lassen, so daß das jüngere Uebel vor dem jüngsten in Vergessenheit gerathe. Doch die Sache erhielt zuletzt einen so gehässigen Charakter, daß die französische Oberbehörde nicht mehr das Auge verschließen durfte und eine Untersuchung anordnen mußte. Da ward dann natürlich in der

Wohnung der beiden besonders beargwöhnten Personen eine Untersuchung angestellt und wie man erwartet hatte, fanden sich viele der dem Leihhause geraubten Gegenstände. Diese wurden natürlich der rechtmäßigen Eigenthümerin zurückgegeben; doch die bereits verkauften oder sonst bei Seite gebrachten Sachen konnten nicht wieder herbeigeschafft werden und so erwuchs der Stadt Verona durch die Habgier der beiden französischen Beamten, die vor dem Aeußersten nicht zurückschreckten, ein namhafter Verlust, an dem sie lange zu leiden hatte.

Die Habsucht ist nicht blos den männlichen Mitgliedern der französischen Nation eigenthümlich, sondern auch die Frauen haben daran ihren starken Antheil, so daß es schwer zu bestimmen sein dürfte, wer nach dieser nächtigen Seite hin am dunkelsten erscheine. Man würde nun, glauben wir, nicht fehl gehen, wenn man, da die Frauen im Ganzen doch mehr zum Extrem hinneigen, den französischen Damen in der Habsucht den Preis zuerkennte.

Wir wollen uns mit drei Beispielen aus der französischen Frauensphäre begnügen und wenn wir eine Buhlerin und zwei Schauspielerinnen wählen, so geschieht es nicht, weil wir unter den Frauen von höherer und mehr geachteter Lebensstellung keine für unsern Zweck geeigneten fänden, sondern weil gerade die von uns zum Beweise herangezogenen uns besonders überzeugend erscheinen. Denn bekanntlich sagte ein großer Menschenkenner von den liederlichen Frauenzimmern: „Gutmüthig sind sie alle.“ Unter dem „gutmüthig“ verstand er, daß sie an Unglückliche und Bedürftige nicht blos ihren letzten Groschen geben, sondern, wenn sie kein Geld mehr besitzen, ihre liebsten Sachen verkaufen, um dem Darbenden doch in irgend einer Weise zu Hülfe kommen zu können. Und in dieser Art gutmüthig sind auch meist alle Schauspielerinnen. Sie machen häufig Schulden, aber sie berauben sich auch oft ihres Geschmeides, um nur Nothleidenden nicht die erbetene Unterstützung

verſagen zu müſſen. Wenn nun ſelbſt dieſe Frauenclaſſe in Frankreich geldgierig und im Geben ſehr zurückhaltend erſcheint, ſo iſt, unbeſchadet der größern weiblichen Sittſamkeit, von den übrigen franzöſiſchen Damen nicht allzu Günſtiges vorauszuſetzen.

Doch kommen wir jetzt zu unſern Beiſpielen!

Die Gräfin Dubarry war glücklich den Schrecken der Revolution entronnen und befand ſich vollkommen ſicher in England. Sie hatte an Gold und Diamanten hinreichend in die Fremde mitgenommen, um behaglich leben zu können. Doch da bis dahin ihre Güter nicht eingezogen waren, aber von den republikaniſchen Machthabern ein beſtimmter Zeitpunkt feſtgeſetzt worden, von wo an alles Beſitzthum der Emigranten dem Staate verfallen ſein ſollte, ſo verließ ſie ihren ſichern Zufluchtsort und gelangte unter furchtbarem Herzklopfen aus der friedlichen Luft Englands in die von Blut getränkte und von Angeberei geſchwärzte Atmoſphäre Frankreichs. Doch entging ſie dem nach Nahrung für die Guillotine ſuchenden Fouquier-Tinville nur kurze Zeit. Bald ward ſie ihrer Beſitzung entriſſen und nach Paris geſchleppt. Hier ſtrengte man ſofort den Proceß gegen ſie an und nach einer haſtigen Verurtheilung trennte das gierige Fallbeil ihren Kopf von dem noch immer ſchönen und üppigen Körper.

Auch die durch ſeltene Reize ausgezeichnete Mademoiſelle Georges, die ſelbſt dem im Ganzen den Frauen gegenüber kalten Napoleon I. gefährlich geworden ſein ſoll, auch Mademoiſelle Georges ließ auf's Deutlichſte ihre Habſucht zu Tage treten. Da ſie in St. Petersburg Gaſtrollen gegeben hatte und bei ihrer großen Schönheit, was weiter nicht verwundern konnte, zu dem für weibliche Reize ſo empfänglichen Kaiſer Alexander I. in nähere Beziehung getreten war, ſo ſchickte der Czar, als er einen geſchickten Unterhändler bei'm Kronprinzen von Schweden nöthig hatte, die gar nicht einfältige Schauſpielerin — leider iſt große Frauenſchönheit

durch gering entwickeltes geiſtiges Vermögen häufig in Schatten geſtellt — ſo ſchickte Alexander ſie zum ſchwediſchen Kronprinzen, um mit dieſem einige wichtige Punkte zum Abſchluß zu bringen. Bernadotte bewahrte, wie männiglich bekannt iſt, ſtets eine große Vorliebe für ſeine Landsleute, ſo daß dieſe Wahl, verbunden mit der Schönheit und Klugheit der berühmten Schauſpielerin, eine ſehr glückliche genannt werden mußte. Obgleich nun Mademoiſelle Georges durch das Vertrauen eines mächtigen Kaiſers geehrt war und von dem künftigen Könige von Schweden, der ſchon als Kronprinz bei ſeiner großen Klugheit das Heft in Händen hielt, ſehr ausgezeichnet ward, ſo genügte ihr dieſe äußere Ehre doch durchaus nicht, ſondern ſie dachte vor Allem an das Reelle, wie der Engländer ſagen würde, d. h. wie ſie ihre Caſſe am beſten füllen könne. Und hierbei verfiel ſie auf ein Mittel, dem allerdings die Originalität nicht abgeſprochen werden konnte, an dem aber die Sittſamkeit großen Anſtoß nehmen mußte. Mademoiſelle Georges hatte nämlich durch ihr Auftreten im Stockholmer Theater, wo man eine ſtolze weibliche Schönheit und eine geſchickte Schauſpielerin gleichzeitig zu bewundern Gelegenheit fand, ungemeines Aufſehen erregt, ſo daß ſie ganz richtig ſchloß, ein Jeder werde glücklich ſein, der Gelegenheit fände, auch im Privatleben für einen Augenblick in ihre Nähe zu kommen. Und dieſem Wunſche entſprach ſie bereitwillig; nur mußte natürlich der nach ihrem nächſten Anblicke Verlangende kein Geldopfer ſcheuen. Sie beſorgte nämlich theilweiſe ſelbſt den Billetverkauf zu den Vorſtellungen, in denen ſie auftrat und zwar auf folgende Weiſe:

Mademoiſelle Georges lag am Morgen, wenn die nach ihrem Anblicke Lüſternen ihrer Wohnung zuſtrömten, in einem, allerdings ſehr geſchmackvollen Bette, das auf einer Erhöhung ſtand, zu der man auf mehreren Stufen emporſtieg. Unmittelbar neben dem Bette der Mademoiſelle Georges befand ſich ein Tiſch mit Logenbillets,

denn, um ganz genau zu sein, müssen wir hinzufügen, daß nur Diejenigen in das Allerheiligste eingelassen wurden, die zuvor erklärt hatten, für die vornehmsten Plätze zu einem für das arme Schweden sehr bedeutenden Preise sich den Eintritt erstehen zu wollen. Wer nun in das Gemach trat, wo Mademoiselle Georges auf der Erhöhung im Bette ruhte, hatte einen die Sinne ganz gefangen nehmenden Anblick. Auf einem, mit echten Spitzen eingerahmten, schneeweißen Kissen ruhte der herrliche Kopf des schönen Weibes; ihr wundervoller Hals und ihre Arme von tadelloser Form waren blos, so daß man eine fleischgewordene Marmorstatue zu sehen glaubte; kurzum, man erhielt für sein Geld das Schauspiel seltenster weiblicher Reize. Aber war es einer berühmten Schauspielerin nicht im höchsten Grade unwürdig, sich für Geld von der lüsternen Männerwelt Stockholm's im Bette sehen zu lassen? Die Habsucht der Mademoiselle Georges hatte die so vollwichtigen Bedenken gegen die Schaustellung ihrer Körperreize völlig entkräftet. Das „Non olet" des Kaisers Vespasian war für sie zum Wahlspruche geworden.

Und eine andere, nicht so schöne, aber weit berühmtere Schauspielerin, nämlich Mademoiselle Rachel, war ebenfalls äußerst habsüchtig. Ihren so frühen Tod hat sie sich vorzüglich durch ihr Gastspielreisen in Nord-Amerika zugezogen, in Folge dessen sich die Schwindsucht bei ihr ausbildete. Das ihr nicht zusagende Klima der Nordstaaten und die bei ihrem häufigen Spielen unvermeidliche geistige und körperliche Anstrengung — vor allem hatte bei dem leidenschaftlichen Charakter der von ihr verkörperten Rollen ihre Brust große Beschwerde — dieses unaufhörliche Erscheinen in der Arena bei schon nachlassender körperlicher Kraft brachte der berühmten Tragödin den frühen Tod. Und warum plagte sie sich so ab? Einzig um des Geldes willen. Denn, wie sehr sie an äußern Dingen hing, zeigte sie noch kurz vor ihrem Hinscheiden, als sie sich von

ihrer Schweſter Rebekka in dem Landhauſe bei Cannes, wo ſie ihre letzten Lebenstage zubrachte, ihre ſämmtlichen Diamanten auf's Bett legen ließ und nachdem ſie an ihrem herrlichen Glanze lange das Auge geweidet hatte, traurig ausrief: „Dies Alles muß ich verlaſſen!“

Daß wir übrigens in unſrer Behauptung vollkommen recht hatten, es würde uns ein Leichtes geweſen ſein, außer der Gräfin Dubarry, der Mademoiſelle Georges und der Mademoiſelle Rachel, Franzöſinnen aus höherer und vor allen mehr geachteter Sphäre anzuführen, die ebenfalls ſich von Habſucht befleckt zeigten, das können wir gleich an der Marſchallin von St. Arnaud darthun. Da dieſe Dame ihren Gemahl bei ſeinem Feldzuge in der Krim bis nach Conſtantinopel begleitete, ſo war ſie hier auch dem Sultan Abd-ül-Medſchid vorgeſtellt worden. Dieſer bekanntlich ebenſo verſchwenderiſche, als liebenswürdige Großtürke machte der Marſchallin von Saint-Arnaud wiederholt die koſtbarſten Geſchenke, verlor indeß zuletzt alle Luſt, ihr noch weitere Beweiſe ſeiner gnädigen Geſinnung zu geben, da eine, ſeiner Meinung nach ſehr von Berechnung zeugende Bemerkung von Seiten der mit großem arithmetiſchen Talente ausgeſtatteten Franzöſin ſein Zartgefühl verletzt hatte.

Hören wir, ob Abd-ül-Medſchid nicht ein wenig Grund hatte, ſich von der berechnenden Franzöſin zurückgeſtoßen zu fühlen!

Nach vielen andern koſtbaren Geſchenken hatte der Sultan der Marſchallin von Saint-Arnaud auch ein prachtvolles Boot verehrt, mit dem ſie ſich an den bezaubernden Ufern des Bosporus umherfahren laſſen ſollte. Doch die Marſchallin, ſtatt ſich für das fürſtliche Geſchenk geziemend zu bedanken, berechnete dem Padiſchah gegenüber ſogleich die Summe, die ihr der Unterhalt von zwölf Ruderknechten koſten würde. Der Sultan, verſtimmt dadurch, daß vor kalter Berechnung der warme Ausdruck des Dankes und der Freude gänzlich ausblieb, antwortete trocken, daß er die Koſten für den Unterhalt der Ruderknechte aus ſeiner Caſſe beſtreiten werde.

Jetzt gab ſich die berechnende Marſchallin zufrieden, und ihr Dank kam mit jener Geläufigkeit zum Vorſchein, wie ſie bei den wortreichen und gewandten Franzöſinnen die Regel bildet.

Wir haben jetzt wohl hinlängliche Proben von franzöſiſcher Habſucht gegeben und gehen nunmehr zu einem andern Charakterfehler dieſes mehr äußerlich beſtechenden, als innerlich gewinnenden Volkes über, nämlich zu ſeinem Servilismus.

Bei der Eitelkeit der Franzoſen, die ſie nach Aemtern und Ehrenzeichen begehren läßt, iſt es kein Wunder, daß ſie, je ſicherer und unbefangener ein Machthaber über die Spenden, die der Staat verleihen kann, gebietet, daß ſie ſich deſto tiefer vor ihm im Staube bücken, um ja recht viel von ihm an äußerm Lebensſchmucke zu erlangen. Denn ein Staatsrechtslehrer definirt die „Servilen" ſehr richtig ſo, daß ſie „ſehr vieles" zu ergattern ſuchen. Chateaubriand ſpricht ſich in ſeinen Mémoires D'Outre Tombe mit vollſtem Rechte höchſt verächtlich über die Brutuſſe der Republik aus, die ſich unter Bonaparte in Sykophanten und Polizeiſpione verwandelten.*) Ward doch Fouché, einer der eifrigſten Republikaner, der ſchnüffelndſte Polizeiminiſter und dazu Herzog von Otranto!

Auch Röderer, der im Anfange der Revolution eine würdige, freiheitliche Richtung eingeſchlagen hatte, ohne ſich mit dem Jacobinismus einzulaſſen, auch Röderer verwandelte ſich ſofort in einen Schmeichler der Gewalt, als Bonaparte, gleich einem Dictator, das Staatsruder erfaßte. Während die edle, im ſchönſten Sinne des Worts freiſinnige Frau von Staël bei dem hereinbrechenden Despotismus Bonaparte's, der kein aus der Bruſt kommendes Wort mehr dulden wollte, von „la France silencieuse" ſprach, hatte

*) N'ai-je pas rencontré en France toute race de Brutus au service de César et de sa police? Les niveleurs, régénérateurs, égorgeurs, étaient transformés en valets, espions, sycophantes, et moins naturellement en ducs, comtes et barons: quel moyen âge!

Röderer in seinen literarischen Kundgebungen nur Ausdrücke des höchsten Lobes und der blindesten Bewunderung für den ersten Consul. Kaum nun, daß er gehört hatte, wie Bonaparte sich über „la France silencieuse“ sehr geärgert, so veröffentlichte er über die Delphine, in der diese Worte vorkamen, eine höchst ungünstige Kritik. Und dann überschüttete er Bonaparte mit den schmeichelhaftesten Bezeichnungen. Er nannte ihn: „Le Sage. Ce moderne Titus. L'oeil de Napoléon débrouille le chaos. L'astre majestueux qui l'échauffe et l'éclaire (nämlich die Erde). Auch Napoleon III., als er ebenso unumschränkt regierte, hörte gleiche Schmeichelworte. Gleiche Ursachen bedingen ja gleiche Wirkungen.

Unter Napoleon I. verfielen sämmtliche Stände und Berufsclassen in die entwürdigendste Schmeichelei, und wenn wir irgend eine Gruppe als besonders weihräuchernd hervorzuheben vermöchten, was inmitten der allgemeinen Kriecherei schwer fallen dürfte, so wäre es vielleicht der Klerus. Die hohen katholischen Würdenträger fühlten bei der Rückkehr der Bourbons, denen sie sich sogleich an den Hals, oder vielmehr vor die Füße warfen, richtig heraus, daß sie es ziemlich schwer hätten, wegen ihrer byzantinischen Unterwürfigkeit gegenüber Napoleon I. sich weißzubrennen. Ihre von Treue bis in den Tod und von Bewunderung bis über die Wolken hinaus überfließenden Anreden an das frühere Staatsoberhaupt und ihre ihn beräucherunden Erlasse an die Eingepfarrten ihres Spreugels standen ja schwarz auf weiß in dem Moniteur, konnten mithin nicht abgeleugnet werden. Aber die katholischen hohen Würdenträger sind schlau und wissen sich aus jeder Verlegenheit geschickt herauszuwinden. So erklärten sie zu ihrer Entschuldigung, daß Napoleon vermöge seines despotischen Verfahrens sie dazu gezwungen habe, ihm ihre Treue und Bewunderung zu versichern. Aber, um aller Welt zu zeigen, wie schwer ihnen diese Versicherungen von Ergebenheit und Hochschätzung fielen, hätten sie ihre

Unterwerfung in ſo ſuperlativiſche und überſchwängliche Formen gekleidet, daß jeder irgendwie Einſichtige an ihrer Aufrichtigkeit habe zweifeln müſſen. So ſei ihrer byzantiniſchen Schmeichelei gleich die Correctur der Ironie mit auf den Weg gegeben worden.

Wie weit der Servilismus in Frankreich unter Napoleon I. ging, kann man daraus abnehmen, daß ein Graf Fabre ſich nicht entblödete, in feierlicher Senatsſitzung Madame Lätitia mit der Gottesmutter und ihren Sohn, den Kaiſer, mit dem Heilande zu vergleichen. Dieſer, durch ſeine verächtlichen Schmeicheleien einer ſo verächtlichen Körperſchaft, wie der franzöſiſche Senat war, ſich als völlig würdiges Mitglied erweiſende Graf Fabre ließ ſich ſo vernehmen:

„Der Lebenskeim, welchen die Mutter Napoleon's in ihrem Schooße empfing, kann nur ein Ausfluß des göttlichen Geiſtes geweſen ſein.“ *)

Eine Parallele zu dieſer widerwärtigen Schmeichelei unter dem erſten Kaiſerreiche gewährt uns das Jahr 1856, als Napoleon dem Dritten ein Sohn geboren wurde. Auch dieſer ward als ein Heiland verkündet, und wir fühlen uns durch die Zeit, in der es

*) Leider haben wir zu bemerken, daß man auch in Deutſchland Napoleon dem Erſten in der widerwärtigſten Weiſe ſchmeichelte. Johannes Scherr, der für die Niederträchtigkeiten der Vergangenheit, wie für die Schwächen der Gegenwart, häufig einen glücklichen, wenngleich meiſt ſehr ſtarken Ausdruck findet, Johannes Scherr hat von dieſer unpatriotiſchen Speichelleckerei ſchamloſer Deutſchen im zweiten Bande ſeines „Blücher“ mehrere Züge aufbewahrt, von denen wir ohne weitere Randbemerkungen hier einige der gehäſſigſten und verdammenswertheſten anführen wollen:

„Als Napoleon im Jahre 1807 in Leipzig erwartet wurde, ließ die Univerſität flugs eine Sternkarte entwerfen und darauf ein „Napoleonsgeſtirn“ anbringen. Am anatomiſchen Theater prangte die Inſchrift: „Auch die Todten rufen: lebe!“ Als der Kaiſer, von Tilſit kommend, im Juli deſſelben Jahres in Dresden einſprach und ihm zu Ehren die Stadt illuminirt wurde, hatte ein Gelehrter den Einfall, die Ueberſchrift des Kreuzes Chriſti — J. N. R. J. — auf Napoleon gedeutet — Imperator Napoleon Rex Italiae — an ſeinem Hauſe anzubringen. Doch genug dieſer Abſcheulichkeiten!

geſchah, und durch die Art, wie es geſchah, noch peinlicher berührt. Einmal ſehen wir, daß die Franzoſen in einem Zeitraum von fünfzig Jahren keineswegs gelernt hatten, der Gewalt gegenüber doch nicht bis zur Entwürdigung herabzuſinken, und zweitens bemerken wir voller Scham, daß, während unter dem erſten Kaiſerreiche ein unbekannter Graf und Senator ſich zur äußerſten Speichelleckerei bequemte, unter dem zweiten Kaiſerreiche ein Dichter von nicht unbedeutendem Talente zu gleicher Tiefe hinunterglitt. Es war alſo in Frankreich während der verfloſſenen funfzig Jahre in Bezug auf Servilismus nicht beſſer, ſondern weit eher ſchlimmer geworden. Denn hören wir, wie der in der Wiege ſchlummernde Sohn Napoleon's III. im Jahre 1856 von einem franzöſiſchen Dichter angeſungen ward:

„Les cloches à pleines volées
Chantent aux quatre points du ciel;
Joyeusement leurs voix ailées
Disent aux vents: Noël, Noël!

C'est un Jésus à tête blonde
Qui porte en sa petite main,
Pour globe bleu la paix du monde,
Et le bonheur du genre humain.

Sa crêche est faite en bois de rose,
Ses rideaux sont couleurs d'azur,
Paisible en sa conque il repose,
Car: Fluctuat nec mergitur."

Wir haben mit Trauer und Beſchämung als Verfaſſer dieſer Verſe, die den Sohn eines durch Eidbruch und blutige Gräuel auf den Thron gekommenen Mannes mit dem Jeſus-Kinde vergleichen, wir haben als Verfaſſer dieſer wohltönenden aber gottesſchänderiſchen Verſe den begabten Theophile Gautier zu nennen. Demnach dürfen wir dem Eingeſtändniſſe nicht aus dem Wege gehen, daß unter dem zweiten Kaiſerreiche ſich ein talentvoller Dichter durch

widerwärtige Schmeichelei noch mehr herabwürdigte, als unter dem erſten Kaiſerreiche ein Graf und Senator, den man ja mit Geiſtesarmuth entſchuldigen und von dem man ſagen konnte: „Er weiß nicht, was er ſpricht.“ Von einem Dichter aber kann man dies nicht behaupten, außer, wenn er, wie Hölderlin oder Lenau, wahnſinnig geworden.

Daß übrigens in Frankreich nicht ſelten die begabteſten Männer den gehäſſigſten Regierungen zur Uebermalung ihrer ſchwarzen Thaten ihr glänzendes Talent leihen, beweiſt ja Muret, der in einem Panegyricus den König Karl IX. mit den ausſchweifendſten Lobſprüchen wegen der Bartholomäusnacht überſchüttet.

Graf Montalembert hatte demnach nur zu triftige Gründe, ſeine Landsleute während des zweiten Kaiſerreichs alles Ernſtes zu ermahnen, daß ſie nicht zu tief in den Moraſt des Servilismus verſinken möchten. In einer, am 17. Auguſt 1857 gehaltenen Rede ſprach Montalembert:

„Jung und Alt, laſſet uns Alle dieſe gemeine, ſervile Stimmung der Seelen verſcheuchen! Laſſet uns in keiner Weiſe Mitſchuldige an der moraliſchen und intellectuellen Erſtarrung unſerer Zeit ſein! — — Erheben wir über den Horizont der gemeinen und frivolen Intereſſen unerſchrocken unſere Blicke und ſuchen wir, indem wir allen Berühmtheiten der Vergangenheit Gerechtigkeit widerfahren laſſen, den Hauch einer beſſern Zukunft einzuathmen.“

Es iſt übrigens kaum zu erklären, wie ſich Napoleon III. all' den Weihrauch, den man ihm ſpendete, geduldig in die Naſe ſteigen ließ, ohne daran zu denken, daß man ihn ſofort mit Schmähreden überhäufen werde, wenn das Glück ſich gegen ihn erkläre. Hatte er aus dem Leben ſeines Oheims, das er doch anſcheinend ſo genau ſtudirt, nur das herausgenommen, was ihm gefiel und das überſchlagen, was ihm unangenehme Empfindungen erweckte? War ihm nicht das erbärmliche Benehmen des franzöſiſchen Senates in Er-

innerung, der während der Glanzzeit seines Oheims vor ihm auf hündische Weise geschweifwedelt und ihm an Geld und Soldaten stets mehr bewilligt hatte, als Letzterer je verlangte und der, als sich der Stern Napoleon's zum Niedergange neigte, die Frechheit hatte, ihn abzusetzen und unter die, gegen ihn geschleuderten Vorwürfe naiver Weise auch den aufzunehmen, er habe die Menschen verachtet? Die ungeheure Blöße, die sich der ebenso einfältige, als servile Senat gegeben hatte, ließ sich der kluge Napoleon natürlich nicht entgehen und in seiner sehr würdigen Entgegnung schmetterte er die Sklavenversammlung zu Boden. Er sagte, daß, wenn er wirklich die Menschen verachte, wie ihm der Senat vorgeworfen, dieser ihn durch seine frühere Handlungsweise und sein jüngstes Verhalten wohl dazu berechtigt habe.

Und nicht blos dieser elende Senat, dem es schon zu gönnen gewesen wäre, wenn ihm Napoleon zur Zeit seiner Allmacht, wie einst Caligula dem römischen, aufgegeben hätte, darüber zu berathen, wie ein Steinbutt am wohlschmeckendsten für den kaiserlichen Gaumen zuzubereiten sei, nicht blos die servilste Körperschaft, die je die Sonne beschienen, sondern auch benarbte Krieger, die man sonst als die Musterbilder von Treue, Geradheit und Unbestechlichkeit anzuführen pflegt, auch benarbte französische Krieger schändeten sich durch verächtlichste Speichelleckerei oder äußerste Felonie, je nachdem der Machthaber vom Glücke angelächelt, oder vom Unglücke heimgesucht ward. Unter den französischen Marschällen glänzt Ney, der „Brave der Braven", an Gesinnungslosigkeit hervor und ist es schwer zu bestimmen, ob er, oder Soult, der sich bekanntlich in Spanien die herrlichste Bildergallerie zusammengestohlen hatte, ob Ney, oder Soult sich an ihrem großen Kriegsherrn am meisten vergingen. Als Ludwig XVIII. in Paris einzog, da sprengte Ney dem Wagen des gichtbrüchigen Königs, der zu dem entthronten Cäsar in körperlicher Hinsicht einen so lächerlichen Gegensatz bildete,

wie ein Beſeſſener voran und als er ſah, daß die Soldaten, die durch ihre rührende Treue den Abfall der Würdenträger noch greller hervortreten ließen, in eiſiger Haltung verharrten, da ſuchte er ſie auf alle Weiſe zu entflammen. Er ſprengte nämlich ihre Reihen entlang, ſchwenkte, wie unſinnig, ſeinen Säbel und ſchrie ihnen zu: „Dieſer da iſt unſer wirklicher König!“ Und als im März 1815 die Kunde von der Landung Napoleon's und von ſeinem Anmarſche auf Paris zu den Ohren Ney's gedrungen war, da eilte er in die Tuilerien, um Ludwig XVIII. ſeine Treue zu betheuern. Vor das Antlitz des beſorgten Bourbons geführt, verſtieg Ney ſich zu der unerhörten Redensart, er werde den treuloſen Bonaparte in einem eiſernen Käfige dem Könige in die Tuilerien bringen. Ludwig XVIII. beſaß Taktgefühl genug, um durch dieſe rohe, allen früheren Beziehungen in's Geſicht ſchlagende Verſicherung höchſt unangenehm berührt zu werden.

Neben Ney iſt vorzüglich Soult wegen der ſchamloſen Verleugnung ſeiner früheren Grundſätze tadelnd hervorzuheben. Da er im Jahre 1814 von Ludwig XVIII. zum Gouverneur der Militairdiviſion zu Rennes ernannt worden war, ſo ließ er ſich die Gelegenheit nicht entgehen, das ſeinem Bereiche unterſtehende Quiberon als Operationsbaſis zu benutzen, um von dort aus geſchickt in's Kriegsminiſterium zu gelangen. Er wußte ja, daß die zurückgekehrten Emigranten, die am königlichen Hoflager Alles galten, jede Erinnerung an die Großthaten der Republik und des Kaiſerreichs haßten, dahingegen ihren mißlungenen Unternehmungen die höchſte Bedeutung beilegten. Es iſt nun hinlänglich bekannt, daß bei Quiberon zahlreiche Emigranten gelandet waren, die einen zweiten Vendée-Krieg zu entzünden und in ſiegreichem Vorſchreiten Paris für Ludwig XVIII. einzunehmen gedachten. Nicht minder bekannt iſt es aber, daß es dem Grafen von Artois an Muth gebrach, ſich an die Spitze der Unternehmung zu ſtellen, daß dieſe

gänzlich scheiterte und daß sämmtliche Emigranten, die von den Republikanern zu Gefangenen gemacht waren, am 26. Juli 1795 als Verräther an ihrem Vaterlande erschossen wurden. In diese traurige und blutige Zeit des französischen Bürgerkrieges scheute sich Soult nicht zurückzugreifen, um den Emigranten zu schmeicheln und durch sie die Gunst des Königs zu erlangen. Er schlug nämlich vor, diesen erschossenen Emigranten in Quiberon ein Denkmal zu errichten. Der schlaue Soult kannte seine Leute, denn kurze Zeit nach diesem, für einen früheren Soldaten der Republik so unwürdigen, für die Emigranten aber so schmeichelhaften Antrage, im Anfange des Decembermonats 1814, ward er zum Kriegsminister ernannt.

Als Napoleon von Elba aufgebrochen war und von seinem Felsennefte auf Adlerfittigen den Tuilerien zustrebte, die er für den podagrischen Ludwig XVIII. nur allzu schnell erreichen sollte, da erröthete Soult nicht, gegen seinen früheren Herrn und Meister die unwürdigste Proclamation zu erlassen. Er nahm keinen Anstand, ihn als einen Abenteurer, als einen Unsinnigen zu bezeichnen, während er dicht daneben den Grafen Artois, den der tapferste Held der Vendée für einen Feigling erklärt und der den ihm von der Kaiserin Katharina geschenkten, mit Diamanten besetzten Ehrensäbel, den er für das göttliche Recht der Könige und für den französischen Adel ziehen sollte, an einen Londoner Juden verkauft hatte, während er den Grafen Artois als das Muster französischer Ritterlichkeit pries, der schon einmal den Usurpator durch seine bloße Gegenwart vertrieben habe. Und dann kam das Schimpfwort, das dem Namen Soult's auf ewig einen Makel anhängen wird; er nannte nämlich seinen früheren Kriegsherrn: „L'ogre de Corse.“ Wahrlich, dieser Marschall Soult, der in den Tagen der Allmacht Napoleon's ebenso vor ihm im Staube gekrochen war, wie alle übrigen hohen Staatsbeamten und der jetzt, wo er ihn in einer Unternehmung

begriffen glaubte, die nimmer gut für ihn enden könne, ihn mit den ärgſten Schimpfwörtern überhäufte, dieſer Marſchall Soult handelte getreulich nach der Anſicht eines älteren Collegen, nämlich des Marſchalls Villeroi, der ſich darüber ausſprach, wie verſchieden man ſich den Leuten gegenüber benehmen müſſe, wenn ſie am Ruder ſtänden und wenn ſie daſſelbe abgegeben hätten. Im erſten Falle empfahl er die höchſte Demuth, im zweiten den höchſten Uebermuth. Seine Anſicht gipfelte in dem Satze: „Il faut tenir le pot de chambre aux ministres tant qu' ils sont en place, et le leur verser sur la tête, quand ils n'y sont plus.“

Auch von franzöſiſchem Servilismus, denken wir, liegen Proben genug vor und wir können wiederum, indem wir uns zu einem neuen Hauptfehler des franzöſiſchen Weſens wenden, voller Wahrheit behaupten, daß wir unſer Thema freiwillig beenden, weil es ſo unangenehme Gefühle erweckt, nicht aber etwa, als ob wir um Stoff verlegen wären. Der franzöſiſche Servilismus liefert eine überreiche Ernte.

Als letzte Schwäche des heutigen Franzoſenthums wollen wir die große Unwiſſenheit betonen, in die das Volk, das ſeiner Behauptung nach an der Spitze der Civiliſation marſchirt, ſich ſo tief verſenkt zeigt.

Aus der großen Unwiſſenheit der Franzoſen erklärt ſich ja ihre große Selbſtüberſchätzung. Ihnen fehlt nämlich ein höheres, überhaupt ein fremdes Objekt, mit dem ſie ſich ernſtlich vergleichen könnten. Daher iſt in ihren Augen alles Franzöſiſche auf dem Gipfel der Vollkommenheit. Wir gebrauchten ſo eben mit gutem Vorbedacht das Wort: „ernſtlich vergleichen.“ Denn natürlich, um die Freude zu haben, daß ſie ſämmtliche andere Völker in allen möglichen Tugenden und Vollkommenheiten übertreffen, dazu müſſen ſie zwiſchen jenen und ſich eine Parallele ziehen. Aber, um einen derartigen Vergleich anzuſtellen, dazu gebricht es ihnen an jeglichem

Rechte, weil an jeglicher Kenntniß. Sie verſtehen meiſt keine fremde Sprache, reiſen höchſt ſelten außerhalb Frankreichs und können von den zu ihnen kommenden Fremden, die mit geringen Ausnahmen das charakteriſtiſche Gepräge ihrer Heimath im Weltverkehr längſt abgeſchliffen haben, unmöglich auf das Land und deſſen Bewohner ſchließen, von denen ſie einige ſo farbloſe Exemplare während eines vorübergehenden Aufenthaltes bei ſich herum huſchen ſahen. Sie beurtheilen demnach die fremden Völker aus den Schilderungen ihrer Zeitungen und dieſe haben theilweiſe oberflächliche Berichterſtatter, die es niemals zu einer treuen und erſchöpfenden Darſtellung bringen. Meiſt laſſen ſogar die franzöſiſchen Zeitungen ſich gar nichts aus fremden Ländern von beſonders dazu Beauftragten mittheilen, ſondern machen, von der Unwiſſenheit ihrer Leſer genau unterrichtet und den Geſchmack derſelben noch beſſer kennend, höchſt eigenhändig ſolche Artikel zurecht, in denen immer und immer wieder gezeigt wird, wie Frankreich die andern Völker überrage und an der Spitze der Civiliſation marſchire. Da die Franzoſen ſich nun mit Mitgliedern fremder Völker nur in ihrer eigenen Sprache unterhalten, ſo übertreffen ſie dieſelben natürlich ſämmtlich an Schnelligkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit im Ausdruck. Statt aber bei dem Fremden es rühmend anzuerkennen, daß er ſich des Franzöſiſchen mit größerer oder geringerer Gewandtheit zu bedienen vermöge, rechnen ſie bei gänzlich fehlender Selbſtprüfung ſich im Gegentheil zum Verdienſte an, daß ſie ihre Sache um ſo viel beſſer machen. Sie haben ſich ſo in die Vorſtellung hineingelebt, jeder gebildete Menſch müſſe franzöſiſch ſprechen, daß ſie nur tadeln, wo ihre Vermuthung nicht zutrifft, aber nicht loben, wo ſie ihre Annahme beſtätigt finden. Und der bei den Franzoſen als Axiom geltende Satz, daß ihre Sprache wegen mannigfacher Vorzüge das Anrecht zur Univerſal-Sprache habe, iſt leider auch im Elſaß ſehr verbreitet. Ja, nicht blos dies, was ja theilweiſe zugegeben werden

muß, da dem Französischen wegen seiner Klarheit, Durchsichtigkeit und verhältnißmäßigen Kürze allerdings mehrere kostbare Eigenschaften für eine Universal-Sprache innewohnen, ja, nicht blos die Vorzüge des Französischen vor dem Deutschen bilden bei vielen Elsässern einen Glaubenssatz, sondern in ihrer oberflächlichen Beurtheilung, worin sie nur zu gute Franzosen geworden sind, meinen sie, daß das Deutsche sich höchstens für die niedrigen Volksclassen eigene und für das feinere Verkehrsleben gänzlich seine Dienste versage. Weil sie das Deutsche häufig durch zahlreiche Provincialismen entstellen und seiner ursprünglichen Reinheit entkleiden, so meinen sie, die edle deutsche Sprache, die sich ja mit keiner andern gemischt hat, wie die französische, mithin diese von Uranfang an übertrifft, wenngleich sie im Laufe der Jahrhunderte viel unedles Geröll in ihr breites Strombett aufgenommen, sei nur für den Mund des Pöbels geeignet und sämmtliche Personen von höherer Bildung hätten sich des Französischen zu befleißigen. Eine dahin gehende Aeußerung that einst eine Elsässerin in Baden-Baden vor einem größtentheils deutschen Publikum, das diese mit Frechheit verbundene Einfalt allzu geduldig hinnahm. Diese Elsässerin, die durch Unwissenheit und Selbstüberschätzung allerdings eine vollkommene Französin geworden war, stellte nämlich an die mit ihr vor dem Conversationshause sitzenden Personen folgende Frage: „Est-ce que l'on parle encore ici ce patois allemand, ou est-il comme chez nous presque éteint par notre langue et civilisation française?“ Man hätte ihr antworten sollen, sie beschäftige sich wahrscheinlich mit der neuen Herausgabe jenes französischen Buches, in dem die Frage aufgeworfen ward, ob ein Deutscher auch Geist haben könne. Doch wollen wir gerecht sein und hier gleich hinzufügen, daß diese Frage bei näherem Zusehen für den Deutschen bedeutend an Beleidigung verliert, wenngleich sie noch immer vermessen genug lautet. Jedenfalls war die

Frage der Elsässerin, wenn eine dumme Gans überhaupt beleidigen kann, verletzender, als die in dem angezogenen Buche behandelte, ob ein Deutscher „esprit“ haben könne. Der französische „esprit“ und der deutsche „Geist“ sind nämlich sich gar nicht deckende Begriffe, sondern der letztere ist allumfassend, während der erstere seine sehr bestimmten Grenzen hat und im Allgemeinen, wie wir zugestehen müssen, den Deutschen versagt bleibt. Alexander von Humboldt besaß bei allumfassendem deutschen Geiste auch französischen esprit, ebenso in unserer Gegenwart Karl Vogt, freilich, wie er hinter dem Altmeister an Tiefe des Wissens schon unendlich zurückbleibt, auch ohne jene wohlthätige Milde und Bescheidenheit, die ja als nationales Gewand den Deutschen umfließt. Dieses nationale Gewand nun hat der zum Genfer Bürger gewordene ehemalige deutsche Reichsregent gänzlich abgeworfen und scheint sich in cynischer Nacktheit sehr zu gefallen.

Von der Unwissenheit der Franzosen in der Geographie werden uns ja schon in der Schule ergötzliche Beispiele erzählt. Ein Jeder ist wohl mit den Haidschnucken Voltaire's großgeworden. Wird doch den meisten Schülern von ihren Lehrern mit überlegenem Lächeln erzählt, der berühmte Franzose habe von den der Lüneburger Haide eigenthümlichen Schafen gehört, die den Namen „Haidschnucken“ führen, sei aber dabei in einen gar seltsamen Irrthum verfallen. Statt sich nämlich nach dem ihm ganz fremden Dinge genauer zu erkundigen, habe er sich mit französischer Oberflächlichkeit die Sache so zurecht gelegt, wie sie ihm am wahrscheinlichsten vorgekommen. Deshalb habe er ganz keck drucken lassen: „Die Lüneburger Haide ist von einer noch ziemlich wilden Völkerschaft bewohnt, die den Namen „Haidschnucken“ führt.“

Uebrigens braucht man berühmte Franzosen, die sich in Bezug auf geographische Kenntniß die bedenklichste Blöße geben, noch heute nicht mit der Laterne zu suchen. So erzählt man sich, Victor Hugo

glaube, da er in Beſançon geboren ſei, der Provinz Lothringen anzugehören.

Auch der neueſte Krieg hat die franzöſiſche Unkenntniß in der Geographie auf grellſte Weiſe beleuchtet und mehrere Zeitungen und Journale Frankreichs, die das griechiſche γνῶθι σαύτον einigermaßen beachten, haben dies ohne die ſonſtige Bemäntelung zugegeben. Vor Allem zeichnet ſich die „Revue des questions historiques“ durch die Ungeſchminktheit ihrer Sprache aus und man fragt ſich faſt ängſtlich, wie ſie hoffen dürfe, ſich vor ihren jede nationale Schwäche vertuſchenden Landsleuten mit ihren Wahrheiten behaupten zu können. Als in der franzöſiſchen Nationalverſammlung zu Verſailles einmal ein Mitglied den Muth hatte, der Wahrheit die Ehre zu geben und einen General, der ſich ſteter Siege rühmte, während er nur Niederlagen erlebte, an den richtigen Thatbeſtand zu erinnern, ſo ſchrieen alle die Uebrigen voller Wuth: „Das konnte nur ein Preuße ſagen.“ Es bleibt demnach ſehr zu fürchten, daß, wenn ihnen ein Landsmann von ihrer Unwiſſenheit ſpricht, ſie bei dem ſo ſelten gehörten Tone der Wahrheit ſogleich auf einen verkappten Preußen ſchließen. Nun, hoffen wir, daß das Unglück ſie doch ein wenig gebeſſert habe und daß ſie ſich endlich dazu entſchließen, wie Männer, eine heilſame, bittere Medicin anzunehmen, die ihnen ſchädliche Stoffe aus dem Körper treibt, ſtatt, wie die Kinder, immer nach Zuckerbrod zu verlangen, ſowie, daß man ihnen Honig um den Mund ſchmiere.

Natürlich beſitzt Leon Gautier — ſo heißt der Verfaſſer des Artikels in der Revue des questions historiques — der ſich als einen Mann von ſcharfem Verſtande kundgiebt, zu große Vorſicht, um ſeinen krankhaft eitlen Landsleuten ſofort mit der Wahrheit auf den Leib zu rücken. Zuerſt ſtreichelt er auch ihnen den Bart und zwar durch die Aeußerung: „Wir ſind ein geiſtvolles Volk, welches nicht gearbeitet hat und wir ſind geſchlagen von einem Volke,

welches keinen Geiſt beſitzt, aber gearbeitet hat.“ Möglich iſt es aber auch, daß Leon Gautier dieſe Aeußerung nicht als eine captatio benevolentiae niedergeſchrieben hat, ſondern daß ſie ſeiner vollſten Ueberzeugung entfließt. Denn wir dürfen nie vergeſſen, daß der Schreiber des von uns in's Auge gefaßten Artikels ein Franzoſe iſt, daß ihn mithin trotz allen Scharfſinns die Eitelkeit ebenſo am Zaume führt, wie ſeine übrigen Landsleute. Wenn ihn demnach ſeine Einſicht zwang, einem von ihm ſo vergötterten Volke (vergöttert er das Ganze, ſo darf er ja auch den Theil, ſich ſelber, vergöttern) derbe Wahrheiten zu ſagen, ſo muß er doch zuvor Weihrauch aufſteigen laſſen für das in einem lichten Augenblicke Getadelte, aber ſpäter während der langen Nacht des Größenwahns ſicher wieder in den Himmel Erhobene. Benutzen wir demnach den lichten Moment, wo ein Franzoſe nach der Auffaſſung ſeiner Landsleute durch folgende Wahrheiten wahrſcheinlich Verrath an der nationalen Würde begeht. Man höre und ſtaune, zu welcher Unbefangenheit ſich ein Mitglied der eitelſten Nation emporzuſchwingen vermag! In dem bezüglichen Artikel der Revue des questions historiques heißt es nämlich:

„Unſer gegenwärtiges Unglück kommt nicht von dem Glück unſerer Feinde, ſondern von unſerer inneren Fäulniß. Unſere Laſter ſind es, die uns tödten. Wenn Preußen geſiegt hat, ſo hat es das allerdings dem unbeſtreitbaren Talent des Herrn von Moltke, aber vor Allem der unbeſchreiblichen Unwiſſenheit unſerer Generale und aller unſerer Officiere zu danken. — — — — — — Wir ſind das liebenswürdigſte und das — trägſte aller Völker.

Die Revue des questions historiques hat ihre Pflicht nicht verſäumt. Seit vier oder fünf Jahren haben wir unſere Leſer unaufhörlich auf die Gefahren der Unwiſſenheit und Trägheit aufmerkſam gemacht, ihnen die Deutſchen als Vorbild vorgehalten und ihnen in allen Tonarten zugerufen: „Arbeitet, arbeitet!“ Wir

haben namentlich auf die Nothwendigkeit einer Hebung der geographiſchen und hiſtoriſchen Studien hingewieſen. Unſere Stimme muß die eines Predigers in der Wüſte geweſen ſein; die Revue kann nicht viele Leſer in unſerer Armee gehabt haben.

Ich werde hier einen ſehr empfindlichen Punkt berühren, eine ſchlecht geheilte Wunde wieder aufreißen, aber es geht nicht anders. Um Alles in wenigen Worten zu ſagen: Die Unwiſſenheit des franzöſiſchen Officiers war unbegreiflich groß. Aus der polytechniſchen Schule oder aus Saint-Cyr kommen unſere jungen Leute voll Feuer und Licht; das Garniſonleben löſchte ſie in wenigen Minuten aus. Ein Unter-Lieutenant von 25 Jahren war in kurzer Zeit eben ſo verbraucht, wie der älteſte Capitän ſeines Regiments, und das will viel ſagen. Faſt überall brachten unſere Truppen-Officiere ſieben Achtel des Tages im Café des Theaters zu; vor dem Frühſtück Abſinth, nach jedem Mahle Kaffee und was dazu gehört, zwiſchen dem Frühſtück und Diner Spazierengehen, Billard und Langeweile, des Abends das Theater. Das ſind — mit glänzenden Ausnahmen, die man ſich ſo zahlreich denken mag, wie man will — die Officiere, die wir den Preußen entgegengeſtellt haben.

In der polytechniſchen Schule wurden die jungen Leute noch durch die Hoffnung gehalten, eine gute Note bei'm Examen zu bekommen. So war es dort noch Sitte, zu arbeiten. Aber in der École d'application zu Metz war es anders: der alte Eifer erkaltete dort in merkwürdiger Weiſe. Ich glaube die Wahrheit nicht zu verletzen, wenn ich ſage, daß gewiſſe deutſche Officiere, die man nach Metz ſandte, um dem Unterrichte beizuwohnen, die fleißigſten waren. Saint-Cyr bot kein tröſtlicheres Schauſpiel: man arbeitete freilich fleißig, um dort einen Platz zu bekommen; aber hatte man dieſen erlangt, ſo erloſch der Eifer. Einige gute Köpfe, welche den Generalſtab im Auge hatten, ſuchten freilich ihren Platz unter den 30 beſten Schülern zu behaupten, aber das war auch ungefähr alles.

Namentlich wurden in Saint-Cyr Geographie und Literatur verachtet und gehaßt. Ein ausgezeichneter Professor, Herr Broutta, hat sich dort viele Mühe gegeben, mit sehr geringem Erfolg. Es ist derselbe Gelehrte, den ich im Cercle catholique ganz vortreffliche Vorlesungen über Geographie halten hörte — vor 5 Zuhörern, während 200 bis 300 junge Leute ganz in der Nähe waren und — Billard spielten."

Der Verfasser des obigen Artikels führt dann weiter aus, daß die höchsten Officiere im französischen Heere meist die tiefste Unkunde in der Kenntniß unsers Planeten verrathen hätten. Zu unserm Erstaunen behauptet er von Napoleon III., den wir für einen wohlunterrichteten Mann hielten, derselbe habe sich „durch die scandalöseste Unwissenheit in der Geographie ausgezeichnet." Als Beispiel für seine Behauptung führt er an — und er erklärt, für diese Behauptung einstehen zu können — daß Napoleon III. kurz nach dem Beginne des mexicanischen Krieges sich auf einer Karte habe zeigen lassen, wo Vera-Cruz und Puebla liege. Wir müssen gestehen, daß wir auf ein crasseres Beispiel von Unwissenheit gefaßt waren. Dann erzählt Leon Gautier vom General Frossard, der aus den Genie-Officieren hervorgegangen war, und der wegen seines vermeintlich wissenschaftlichen Werthes zum Gouverneur des kaiserlichen Prinzen erwählt wurde, eine allerdings ziemlich bedenkliche Aeußerung. General Frossard inspicirte nämlich in seiner Eigenschaft als Präsident des Generalrathes die Archive der Haute-Marne, und unter diesen die von Chaumont. (Die Archive von Chaumont zeichnen sich bekanntlich durch die reichen Materialien aus, die sie für die ältere Geschichte und Geographie von Frankreich darbieten.) Als nun General Frossard die weiten Räume durchschritt, in denen diese kostbaren Schätze, freilich etwas vergilbt und zerstäubt, dalagen, da sprach er die geflügelten Worte: „Warum verbrennt man nicht die Hälfte dieser alten Papiere?"

Man muß einräumen, daß dieſe Aeußerung des Generals Froſſard gerade nicht von wiſſenſchaftlichem Geiſte unter den höheren franzöſiſchen Officieren Kunde giebt.

Nicht minder bedenklich lautet die Aeußerung eines andern franzöſiſchen Generals, der, als Inſpector der Militärſchulen, einſt einen großen Kreis junger Leute um ſich verſammelt hatte, die ſo eben in der mit ihnen vorgenommenen Prüfung gut beſtanden waren. Die fleißigen jungen Leute mit wohlwollendem Blicke überfliegend, ſprach er:

„Es iſt hübſch von euch, meine Kinder, daß ihr arbeitet; ich für meinen Theil bin ohne das ſo weit gekommen.“

Der Jugend zu ſagen, daß das Studium ein überflüſſiges Ding ſei, zeugt gerade nicht von tiefer Menſchenkenntniß.

Bei derartigen Aeußerungen beſtätigt ſich wieder ſo recht, daß, wie faſt alle, auf den Krieg bezüglichen Behauptungen Moltke's für Axiome gelten können, ſo auch ſeine Anſicht, daß die Kämpfe der Franzoſen gegen die Araber im Großen und Ganzen weit entfernt ſeien, ihnen für einen europäiſchen Feldzug zu nützen, weil dieſelben ſie ganz ungeeignet machen für die höheren Aufgaben der Strategie, daß dieſe Moltke'ſche Anſicht durchaus auf Wahrheit beruht. Durch die Kriege gegen die Araber, wo Tapferkeit und die einfachen Regeln der Taktik zum Erfolge ausreichten, waren die franzöſiſchen Officiere zu der falſchen Meinung gekommen, daß ſie gegen das tüchtigſt geſchulte europäiſche Heer, ohne höheren Einſatz, ſich ebenfalls würden ſiegreich behaupten können.

Leon Gautier geſteht nun ein, daß die zu geringe wiſſenſchaftliche Bildung der franzöſiſchen Stabsofficiere in dem letzten Feldzuge auf erſchreckende Weiſe zu Tage getreten ſei. Er ſagt unter anderen:

„Der Krieg von 1870 hat dieſen Generalen eine furchtbare Lection ertheilt, welche freilich ebenſo tapfer wie unwiſſend waren,

aber darum doch geschlagen worden sind. Es stand uns ein Volk gegenüber, welches den Krieg wissenschaftlich führt. Der Preuße schlägt sich in derselben Weise, wie er einen Text kritisirt, mit derselben Präcision und Methode. „Bah," haben wir gesagt, „wir haben unsere Mitrailleusen und unsere Zuaven, und wir werden am 15. August in Berlin sein!" Das Uebrige weiß man.

Am 4. August starb der unglückliche General Douay den Heldentod bei Weißenburg; erst am Tage vorher hatte er sich dazu verstanden, eine Karte anzusehen. Kurze Zeit vor Sedan spazierte einer unserer Generale mit einem meiner Freunde, der mir die Sache erzählt hat, am Ufer eines großen Flusses und fragte: „Wie heißt dieses Wasser?" Es war die Maas. Er wußte nichts davon. Ein anderer fragte um dieselbe Zeit, wie weit Metz von der Grenze entfernt sei; ein anderer, ob Thionville am Rhein liege. Ein Anderer fragte bei Neuille seine Soldaten nach dem Namen eines Ortes, wo er den ganzen Tag dem Feinde einen heldenmüthigen Widerstand geleistet hatte.

In der Nähe von Paris herrschte dieselbe Unwissenheit. Ein Generalstabs-Officier (freilich von der Nationalgarde) führte ein Marsch-Bataillon, ohne es zu wissen, mitten in die Preußen hinein. Eben zur rechten Zeit machte ihn noch Jemand darauf aufmerksam, der zum Glück eine Generalstabskarte bei sich hatte. Sofort kehrte man um; aber in der Verwirrung hätte man beinahe die Avantgarde vergessen, welche einige Minuten später ohne Zweifel in Gefangenschaft gerathen wäre.

Die Preußen dagegen kennen die Geographie. Sie haben die Karten nicht nur in der Tasche, sondern im Kopfe. Einer meiner Freunde erzählte mir folgendes: Die Preußen rücken eines Tages in der Nähe von Amiens in ein ganz kleines Dorf ein, welches nur eine Straße hat. Sie suchen überall herum. Endlich sagt ihr Anführer zu einem der Einwohner: „Es muß hier einen Querpfad

geben, der uns einen Umweg erſparen würde. Ihr habt ihn unkenntlich gemacht; wir müſſen ihn wiſſen." Er hatte ganz recht: der Pfad war da, die Bauern hatten den Eingang deſſelben unkenntlich gemacht.*) Während der großen Kämpfe des Generals Faidherbe gegen die preußiſche Armee zeichneten die in Amiens zurückgebliebenen deutſchen Officiere mit merkwürdigem Geſchick alle Poſitionen, welche ihre Truppen und welche die Franzoſen inne hatten. Kein Hügel, keine Unebenheit des Bodens, kein Bach entging ihnen. Sie wußten alles und ſie ſagten den ganzen Verlauf der Schlacht vorher, die am folgenden Tage geliefert werden ſollte, und alles traf zu. Wird man nun noch behaupten, die Geographie und die Karten dienten zu nichts?"

Uebrigens iſt die Unwiſſenheit in der Geographie, wie wir an den glänzenden Beiſpielen Voltaire's und Victor Hugo's darthaten, eine in Frankreich ſo verbreitete Schwäche, daß die klügſten und geiſtreichſten Leute ſich mit ihr behaftet zeigen. Wenn nun die franzöſiſchen Männer auf dem Roſſe der Geographie ſämmtlich nicht ſattelfeſt ſind, wie denn überhaupt die ganze Nation nur ſchlecht zu Pferde ſitzt, ſo thut man natürlich klug, von den Frauen gar nichts in dieſer Hinſicht zu verlangen. Die franzöſiſchen Frauen leiſten an Unwiſſenheit auf dem Felde der Geographie wahrlich das Unglaublichſte. So ſagte einſt Madame Geoffrin, die bei vielem Geiſte ſehr geringes Wiſſen beſaß, zu Horace Walpole, als dieſer ſich bei ihr vor ſeiner Abreiſe nach England verabſchiedete und bei'm Weggehen die Furcht äußerte, er werde wegen des ungün-

*) Bis zu welchem Grade man in Frankreich überzeugt war, daß die Preußen den kleinſten Winkel des Landes kennten, geht aus folgenden Worten George Sand's hervor, die in ihrem „Journal d'un voyageur pendant la guerre" vorkommen, und die ſo lauten: „Ils (les Prussiens) ont étudié la France comme une proie que l'on dissèque, et its connaissaient peut-être aussi bien que moi le sentier perdu dans les bois où je me flattais de surprendre l'éclosion d'une primevère connue de moi seule. —

ſtigen Wetters eine ſtürmiſche Ueberfahrt haben: „Sie ſind reich; nehmen Sie Poſtpferde und machen Sie lieber einen Umweg zu Lande.“

Treffen wir bei franzöſiſchen Männern der gebildeten Claſſen allerdings nur ſelten auf ſo gänzliche Unwiſſenheit, wie ſie hier eben eine im Pariſer Salonleben berühmt gewordene Frau verrieth, ſo geben doch ſelbſt wiſſenſchaftliche Blätter und in der Literatur mit Auszeichnung genannte Perſönlichkeiten ſich von Zeit zu Zeit Blößen, indem ſie flüchtig verfahren und den von ihnen behandelten Gegenſtand nicht gehörig vertiefen. So mußte ſelbſt Guizot ſich vom engliſchen Athenäum einige unangenehme Wahrheiten ſagen laſſen. Guizot hatte nämlich Betrachtungen über die Kunſt veröffentlicht, die auch in's Engliſche überſetzt wurden. Das Athenäum urtheilte nun über die Arbeit des berühmten Franzoſen nicht gerade günſtig. Der engliſche Kritiker räumte bereitwillig den Geiſt ein, dem man in jeder Guizot'ſchen Schrift begegne; auch die Meiſterſchaft im Stil war er weit entfernt anzuerkennen. Aber er war auf Flüchtigkeit in der Behandlung geſtoßen; auch beſchuldigte er Guizot, von ſeinem Gegenſtande keine tiefere Kenntniß zu beſitzen; ferner warf er ihm vor, daß der franzöſiſche Gelehrte gar nicht beachtet zu haben ſcheine, was inzwiſchen von der deutſchen Spürkraft in dieſer Materie aufgefunden worden. Wenn nun ein in gewiſſenhafter Beurtheilung wiſſenſchaftlicher Leiſtungen hochangeſehenes engliſches Blatt ſich gedrungen ſah, einem berühmten franzöſiſchen Gelehrten ſo den Text zu leſen, in wie vernichtender Weiſe würde es ſich nicht äußern, falls es den zahlreichen Flüchtigkeiten, ja, lächerlichen Irrthümern Beachtung ſchenkte, die in franzöſiſchen Zeitſchriften vorkommen, welche ſich denſelben Zweck vorgeſetzt, wie es ſelber und die mit ihm auf gleicher Höhe zu ſtehen vermeinen. Wie weit ſind aber die franzöſiſchen Wochenſchriften von der Genauigkeit der engliſchen entfernt! So ſprach das Athénaeum fran-

çais von Prescott als einem Engländer und von Anderſen als einem Deutſchen. Auch in ſeinen kritiſchen Urtheilen hat das Athénaeum français ſich häufig das Zeugniß großer Geiſtesarmuth ausgeſtellt. So begann es einſt mit der ganz richtigen Bemerkung, daß Deutſchland und die Schweiz die Decentraliſation in der Literatur mit einander gemein hätten, um von da aus zu den ſeltſamſten Behauptungen zu gelangen, von denen man nicht weiß, ob man mehr erſtaunt ſein ſoll über die zu Tage tretende Anmaßung, oder über die ſich verrathende Oberflächlichkeit. Es ſagte nämlich Herr Champfleury, der Verfaſſer des von uns angezogenen Artikels, indem er ſich zu einem Geſammt-Urtheile über die deutſche Literatur verſtieg:

„Hebel iſt einer der intereſſanteſten deutſchen Dichter von dem Ende des vorigen Jahrhunderts und wird immer einen ehrenvollen Platz behaupten unter jener kleinen Schaar, welche Goethe, Schiller, Jean Paul Richter und Theodor Hoffmann zu ihren Häuptern zählt.“

Wir wollen hier einſchalten, daß die phantaſtiſchen Ausgeburten Hoffmann's bei den zur romantiſchen Schule hinneigenden Franzoſen in großer Gunſt ſtehen und daß Letztere bei ihrer Ueberhebung vermeinen, die Deutſchen würden doch unmöglich ſo thöricht ſein, einem ihrer eigenen Schriftſteller einen niedrigeren Platz anzuweiſen, als die große Nation ihm zu beſtimmen für gut fand. Uebrigens iſt die geiſtreiche George Sand doch einſichtig genug, in einer Vorrede die Bemerkung einzuſchalten, wie ſie wohl wiſſe, daß Hoffmann bei ſeinen Landsleuten keineswegs den hohen Rang einnehme, den man ihm gemeiniglich in Frankreich zugeſtehe. Nach dieſer nothwendigen Seitenbetrachtung wenden wir uns wieder zu den kühnen literariſchen Urtheilen des Herrn Champfleury, der ſich alſo vernehmen läßt:

„Deutſchland hat zwar viele intelligente Geiſter hervorgebracht,

die des Studiums wohl werth ſind; aber es hat nur vier wahrhaft große Männer aufzuweiſen und neben ihnen Hebel, der mehr Schweizer, als Deutſcher iſt.“

Daß Franzoſen es ſelten dahin bringen, fremde Namen irgendwie richtig zu ſchreiben, davon zeugen die ärgerlichſten und lächerlichſten Beiſpiele. Reichardt erzählt in ſeinen Briefen aus Paris, wie in den dortigen Zeitungen der Name des Miniſters Dönhoff in Doentoff, Miniſter Schröter in Schroetter verwandelt worden. Das iſt übrigens noch ziemlich ſchwach gegen das von Mendelsſohn-Bartholdy angeführte Beiſpiel, der, als er in Paris verweilte, in den Zeitungen leſen mußte: der berühmte deutſche Philoſoph Flegel ſei geſtorben. Er kam dann bald dahinter, daß Hegel damit gemeint ſei, den er ſo oft bei ſeinen Aeltern am Leipzigerplatze hatte Whiſt ſpielen ſehen.

Ueber die Ungenauigkeit der Franzoſen in Bezug auf ausländiſche Namen hat ſchon Johannes von Müller in ſeiner hiſtoriſchen Kritik ſchwere Seufzer ausgeſtoßen. Vor Allem hat ihn Herr Dieudonné Thiébault, der ein Buch herausgab: „Mes Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin,“ zu ſeitenlangen Berichtigungen genöthigt. Es ſpricht allerdings für die geringe Neigung oder Fähigkeit der Franzoſen, in fremden Landen etwas zu lernen, wenn dieſer Herr nach einem ſo langen Aufenthalte faſt keinen einzigen deutſchen Namen richtig ſchreiben konnte. Nichtsdeſtoweniger bemerkte Herr Thiébault mit jenem Selbſtgefühle, das den Franzoſen niemals ausgeht, wenn ihm auch alles Andere treulos wird, es möge ihm zuweilen (quelquefois), jedoch ſehr ſelten (très-rarement), begegnet ſein, daß er einen Namen unrichtig geſchrieben habe. Bei dieſer kecken Verſicherung und bei den unerhörten Namensverdrehungen, deren ſich derſelbe ſchuldig machte, reißt doch auch dem ſonſt ſehr nachſichtigen Johannes von Müller die Geduld und er antwortete der ſich ſpreizenden Ober-

flächlichkeit, wie sich's gebührt. An die Worte des Herrn Thiébault anknüpfend, es möge ihm zuweilen begegnet sein, einen Namen unrichtig zu schreiben, bemerkt Johannes von Müller voller Spott:

„Wir können ihm aufrichtig versichern, daß er bisweilen, doch sehr selten, einen deutschen Namen recht geschrieben hat und wenn wir bedenken, wie oft ihm dies Unglück selbst mit französischen begegnet ist, so dürfen wir beinahe zweifeln, ob die Rechtschreibung der Namen dem Herrn Professor überhaupt möglich sei."

Johannes von Müller führt hierauf eine Menge Irrthümer von Seiten des Herrn Professors an, denen wir wohl nur bei einem Franzosen begegnen. So läßt er Friedrich den Großen bei Issa siegen. Johannes von Müller bemerkt dazu in Parenthese: „Lissa ist doch nicht schwer." Prinz Heinrich von Preußen siegte bekanntlich bei Freyberg; schnell macht ihn Herr Thiébault zum „héros de Friedeberg. Möllendorf wird von dem Franzosen in Mullendorf verwandelt; Seydlitz theils in Zeidliz, theils in Zedliz; Ziethen in Zietten und Zieen.

Nachdem Johannes von Müller die verstümmelten Namen einiger Kriegshelden angeführt, ruft er seufzend aus: „Was sollen wir aber von den Orten sagen!" Professor Thiébault, der seiner eigenen Versicherung nach zwanzig Jahre in Berlin verweilte, trägt kein Bedenken, den in der preußischen Hauptstadt jedem Kinde bekannten Gesundbrunnen in „Gesoebron" zu verwandeln. In ganz derselben Weise hat er eine Menge anderer bekannten Ortsnamen entstellt, bis zur Unkenntlichkeit. Wie Herr Thiébault mit den Namen bekanntester Kriegshelden und Oerter nicht allzu glimpflich umging, so wurden auch die Dichter nicht gerade gütig behandelt; denn er schrieb „Gellers" statt Gellert, „Gothschedt" statt Gottsched. Wer sich so gegen deutsche Namen versündigte, konnte auch gegen englische nicht gerecht sein. Johannes von Müller ruft in Bezug hierauf voller Spott aus: „Mammelsburg mögen die

Engländer erkennen." Uebrigens begegnen dem Herrn Professor nicht blos in Betreff der Namen, sondern auch der Dinge die schwersten Versehen. Johannes von Müller, durch die grenzenlose Unwissenheit des französischen Professors zur Ironie aufgestachelt, bemerkt:

„Wer seit bald vierzig Jahren Mitglied der Berliner Akademie ist und noch nicht weiß, daß sie keinen Präsidenten hat (ihm ist M. le Marquis de Lucchesini, président de l'académie depuis plusieurs années IV, 107), immer ohne Wunderglauben Städte und Länder versetzt und nie im Almanach der Geschlechtsregister des regierenden Hauses nachschlug (sonst würde er gesehen haben, daß die Prinzessin Heinrich nicht von Hessen-Darmstadt ist und Friedrich nicht im Jahre 1711 geboren war); wer ganze Hofceremonielle beschreibt (die Auffahrt des Duc de Nivernois), wovon die damalige Hofzeitung nichts weiß und über Facta, die nie waren (daß der König in der Sache Müller Arnold's das Urtheil eigenhändig schrieb), dem Könige lange Reden in den Mund legt, wie will ein Verfasser es machen, bei solchen Proben der Nachlässigkeit Vertrauen zu verdienen?"

Wenn Johannes von Müller dem Herrn Professor Thiébault sehr unverblümt auseinander setzt, daß er trotz seines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Deutschland von den dortigen Dingen nichts verstehe, so können wir mindestens dasselbe von den Scribenten französischer Zeitungen behaupten, die von Paris aus und ohne daß sie je den Boden Deutschlands betraten, über die Bewohner jenseits des Rheins die fabelhaftesten Dinge berichten, die ihnen der Köhlerglaube ihrer Leser übrigens keine Sekunde beanstandet.

Nachdem ein französischer Professor und Mitglied der Akademie sich solcher groben Versehen schuldig gemacht, daß Johannes von Müller ihn wie einen Schuljungen vornehmen mußte, nach solchen Beispielen von französischer Unwissenheit an einer Stelle, wo man

ſie für unmöglich halten ſollte und nachdem wir durch andere Beiſpiele dargethan, wie dieſer Mangel an tüchtiger Durchbildung noch heute in Frankreich erſchreckend zu Tage tritt, wird man uns recht geben müſſen, daß wir es für keine der gewöhnlichen Victor Hugo'ſchen Hyperbeln erklären, ſondern meinen, der große Dichter gebe der Wahrheit einfach die Ehre, wenn er jammernd ausruft:

„L'ignorance est un plus grand péril que la misère; elle nous déborde, nous assiége, nous investit de toutes parts."

Daß es noch heutigen Tages in Frankreich von Männern wimmelt, die gleich dem Herrn Profeſſor Thiébault mit der Feder ganz gewandt umgehen, aber ſich um den von ihnen bearbeiteten Stoff bei ihrer Trägheit gar wenig bekümmern, dagegen das Ding darſtellen, wie es ihrer Phantaſie erſcheint, nicht, wie es in Wirklichkeit vorhanden iſt, davon lieferte auch der „Constitutionnel" einen Beweis, indem er (Nr. 53, 1858) folgendes vorbrachte:

„M. de Flotow, compositeur, je crois, d'origine anglaise."

Der franzöſiſchen Unwiſſenheit läuft immer die franzöſiſche Selbſtüberſchätzung parallel. So bemerkte der muſikaliſche Berichterſtatter in der „Revue des deux mondes" von der letzten Oper Flotow's, daß der Verfaſſer für einen Deutſchen ungewöhnlichen Geiſt verrathe. Bei auch nur oberflächlicher Kenntniß der galliſchen Eitelkeit war hier deutlich zwiſchen den Zeilen zu leſen, es ſei eigentlich erſtaunlich, daß nicht ein Franzoſe der Componiſt dieſer graziöſen muſikaliſchen Schöpfung ſei.

Wie auch die geiſtvollſten Franzoſen, bei der ihnen größtentheils anhaftenden Abneigung ihres Volkes, den Dingen auf den Grund zu gehen, wegen mangelnder gewiſſenhafter Forſchung oft etwas Lächerliches und Unſinniges behaupten, davon lieferte der ſo ideale, aber bei den realen Einzelnheiten gern vorüberhüpfende Alfons von Lamartine ein komiſches Beiſpiel. Dies ward vom General von La Marmora in der italieniſchen Depu-

tirtenkammer zum Beſten gegeben und erregte dort die größte Heiterkeit. Wir wollen hier doch nicht zu erwähnen vergeſſen, daß der ideale Lamartine in Bezug auf Italien ganz die engherzigen Anſichten des ſehr realiſtiſchen Herrn Thiers hatte; denn, als er an der Spitze der Republik ſtand und man ihn beſchwor, dem Könige Karl Albert gegen die Oeſterreicher zu Hülfe zu kommen, da antwortete er: „Je ne souffrirai jamais que la Méditerranée devienne un lac italien.“ Das mittelländiſche Meer ſollte eben ein franzöſiſcher See bleiben. Als nun Lamartine im Jahre 1847 von einem Ausfluge nach Italien zurückkehrte, erzählte er in der franzöſiſchen Deputirtenkammer, er habe die Oeſterreicher an den Feſtungswerken von Aleſſandria arbeiten ſehen. Da damals ſämmtliche Völker des europäiſchen Continentes, außer dem franzöſiſchen, politiſch mundtodt waren, ſo wiederhallte natürlich im ganzen Welttheile, was in der Pariſer Deputirtenkammer geſprochen wurde. Auch La Marmora hatte die Behauptung Lamartine's von den an den Feſtungswerken Aleſſandria's arbeitenden Oeſterreichern geleſen und obgleich er genau wußte, daß an der Sache kein wahres Wort ſei, ſo plagte ihn doch die Neugierde, wo der berühmte Franzoſe die anſcheinende Begründung für ſeinen Satz aufgefiſcht habe. Dies war nun ganz natürlich zugegangen. Als Lamartine nämlich um die Feſtungswerke von Aleſſandria herumfuhr, war gerade ſehr heißes Wetter. Sämmtliche Arbeiter hatten deshalb ihre Röcke abgeworfen und befanden ſich in Hemdsärmeln. Da Lamartine nun in ziemlicher Entfernung von den Arbeitern vorüberfuhr, ſo daß er nur die Umriſſe der Figuren gewahren konnte und ihm plötzlich durch den Kopf ſchoß, daß die Oeſterreicher Neigung geäußert hatten, Aleſſandria zu beſetzen und da er ferner wußte, daß Letztere weiße Uniformen trugen, ſo wurden vor ſeiner feurigen Phantaſie ſtracks die italieniſchen Arbeiter in Hemdsärmeln zu öſterreichiſchen Soldaten in weißen Uniformen.

Und was ihm seine Phantasie vorgegaukelt, das erzählte er ganz ernsthaft als Thatsache der französischen Deputirtenkammer.

Die Prüfung und Sichtung ist eben keine französische Eigenschaft.

Mancher dürfte, wenn er die bisher gegebenen Einzelheiten zusammenfaßt, behaupten wollen, die Schilderung des französischen Nationalcharakters sei allzu sehr grau in grau gemalt. Wir können darauf erwidern, daß wir in Bezug auf allgemeine Betrachtungen und Behauptungen, die immer durch eine gewandte Polemik oder geistreiche Sophistik aus dem Felde zu schlagen sind, uns sehr sparsam zeigten und daß wir nur unerbittliche Thatsachen, historische Vorgänge anführten, die so lange auf unerschütterlicher Grundlage beruhen, bis nachgewiesen wird, daß die Geschichte nichts sei, als eine „fable convenue.“ Zum Glück sind aber nicht alle Vorgänge der Vergangenheit so tendenziös verarbeitet, wie die Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs von Adolf Thiers, so daß der Prorector der Göttinger Universität, als er in einem denkwürdigen Actenstücke Zeugniß ablegte für deutsche Humanität, sie nicht mit Unrecht als einen „historischen Roman“ bezeichnen konnte.

Wir haben also durch geschichtlich beglaubigte und durch keine Sophismen abzuschwächende Thatsachen nachgewiesen, daß der französische Nationalcharakter folgende dunkle, dem Auge mehr oder minder peinliche Schattirungen in sich birgt: Grausamkeit, Eitelkeit, Hochmuth, Prahlerei, Lüge, Habsucht und Unwissenheit. Für diese unliebsamen Eigenschaften sind wir, wie gesagt, die Belege nicht schuldig geblieben und wir wollen zum Schlusse dieser gesonderten Betrachtung des Franzosenthums, bevor wir zu einer gewissenhaften Parallele zwischen Deutschland und Frankreich übergehen, noch für jede nächtliche Seite in dem Nationalcharakter des uns jetzt so gehässig gesinnten Volkes ein Beispiel anführen, dessen schlagende Wirkung auch den robustesten Unglauben zu Boden schmettert.

Also zuerst von französischer Grausamkeit und weil dies am wirkungsvollsten ist, von französischer Grausamkeit gegen eigenes Fleisch und Blut!

Wir geben hier wörtlich genau den Bericht des Stabsarztes Dr. Börner, der über seine letzte Fahrt mit französischen Verwundeten von Deutschland nach Besançon folgendes berichtet:

„Sobald der Zug außerhalb der deutschen Occupationslinie angelangt war, wurde er überall mit Steinen beworfen und die Bedeckungsmannschaft gezwungen, nach Mühlhausen zurückzukehren. Zwei Stunden nach seiner Ankunft in Besançon war noch kein französischer Militair- oder Civilarzt zur Uebernahme erschienen und das Volk verhöhnte und bespie Führer und Wärter, die den Zug nicht verlassen durften. Auf wiederholte Requisitionen kam endlich ein Militairarzt, der die Verwundeten und Kranken ohne Weiteres aus dem Zuge herausholen und auf das Pflaster des Perrons legen ließ; erst das ungestüme Bitten der Franzosen, man möge sie wieder nach Deutschland zurückbringen, vermochte den Arzt, die Soldaten auf Düngerwagen zu laden, die von den nahen Feldern herbeigeholt wurden und in die Festung fahren zu lassen, worauf der Sanitätszug sofort die Rückfahrt antrat."

Wenn man so gegen unglückliche französische Verwundete verfuhr, als sie eben auf dem ersehnten Boden der Heimath anlangten, so ist sicher von dem Berichte des in Krakau erscheinenden Blattes „Kraj" nichts abzuziehen, das von der grausamen Behandlung der Pariser Communisten die nachstehende, haarsträubende Schilderung liefert:

„In Cherbourg sind neun Pontonschiffe mit zur Deportation bestimmten Gefangenen gefüllt, die jeden Augenblick den Befehl zur Lichtung der Anker erwarten. Auf jedem dieser Schiffe befinden sich Polen, die theils in Paris, theils in Versailles aus ihren Wohnungen weggeschleppt und zur Haft gebracht wurden. Ungeachtet

auch nicht der geringste Verdacht auf ihnen lastet, so sind doch schon sieben Wochen vergangen, ohne daß sie nur einem Verhör unterworfen sind. Es ist das keine Kerkerhaft mehr, sondern eine wahre Tortur. Man behandelt die Unglücklichen wie Vieh. Diebe, Räuber und Brandstifter sitzen mit unschuldigen und ehrlichen Leuten zusammen, die mit der Commune nichts zu schaffen hatten. Wäsche wird nicht verabreicht, die Schlafstätte ist der schmutzige Fußboden und die kärgliche Kost wird den Gefangenen wie Schweinen in kleinen Trögen vorgesetzt. Da die Schiffe in den obern und untern Räumen mit Gefangenen gefüllt sind, so ist die Luft in höchstem Grade verpestet und Krankheiten sind an der Tagesordnung. Läßt sich unter den Gefangenen das leiseste Gemurmel vernehmen, so ist die Schildwache angewiesen, in den dichten Haufen zu schießen. Die Commandanten, Sergeanten und Marinesoldaten bedienen sich der gemeinsten Schimpfworte, ohne auf den Bildungsgrad der Gefangenen Rücksicht zu nehmen. Die auf den Schiffen herrschende Unreinlichkeit übersteigt alle Vorstellung. Als Getränk wird Essigwasser gereicht, das der Gesundheit schädlich ist. Die Gebildeteren unter den Gefangenen siechen unter den raffinirten Henkerqualen langsam hin und ihr Leben wird, selbst im Falle ihrer Freilassung, kaum noch zu retten sein."

Für die französische Grausamkeit haben wir also die actenmäßige Darstellung eines deutschen Beamten und die Anschuldigung eines sarmatischen Blattes, das, wie sämmtliche polnische Zeitungen, im Allgemeinen weit eher mit Frankreich liebäugelt, als daß es ihm etwas an's Zeug flickte. Wenn es deshalb gegen Frankreich einen Vorwurf erhob, so mußten die zwingendsten Thatsachen vorliegen.

Wenden wir uns jetzt von der französischen Grausamkeit zu der französischen Eitelkeit.

Die französische Eitelkeit wird durch Addison bezeugt, der sich bei'm Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges gerade in Paris befand. Nach seiner Schilderung war das französische Volk damals vor Stolz und Entzücken „wahnsinnig." Also ganz wie im Juli 1870. Es ahnte ebenso wenig im Anfange des spanischen Erbfolgekrieges, wie später bei dem im Jahre 1870 wegen der spanischen Throncandidatur ausgebrochenen deutschen Kriege, daß sein Stolz auf's Tiefste gedemüthigt werden sollte. Addison konnte es bald inmitten des hochmuthsvollen Treibens der Pariser nicht mehr aushalten und machte, daß er aus dem Narrennefte fortkam. In einem seiner damaligen Briefe heißt es: „Die Franzosen beginnen mit ihren Reden unerträglich zu werden. Sie waren stets das eitelste Volk der Welt und jetzt sind sie schlimmer, denn je."

Diese vor mehr als anderthalb Jahrhunderten geschriebenen Worte haben noch ihre volle Wahrheit.

Nunmehr ein Bild von französischem Hochmuthe!

Von französischem Hochmuthe lieferte das Jahr 1870 eine unerhörte Probe, als der Herzog von Gramont dem Herrn von Werther verblümt zu verstehen gab, es werde passend sein, wenn der König von Preußen an den Kaiser Napoleon III. ein Entschuldigungsschreiben richte, dessen Abfassung der Art sein müsse, daß man es den Vertretern des französischen Volkes vorlegen könne. König Wilhelm, dieses Muster von deutscher Mannesehre, einen entschuldigenden Brief richten an den eidbrüchigen Kaiser Napoleon! Durfte der Engländer Roebuck doch nicht mit Unrecht sagen, es habe sich sein Herz krampfhaft zusammengezogen, als er es mit ansehen gemußt, daß die durch Eidbruch besudelten Lippen des Mannes vom 2. December bei der Begrüßung der Königin von England deren geheiligtes Antlitz zu berühren gewagt.

Von der französischen Prahlerei hier nur ein Beispiel geben zu sollen, fällt in der That schwer. Haben wir doch die Hände

voll von Belegen für französische Großspurigkeit. Indeß beherzigen wir den Spruch eines griechischen Weisen: „Maß zu halten ist gut.“ Berichten wir nur einfach, daß die „Revue des deux mondes“, deren verhältnißmäßige Vernunft und Unparteilichkeit wir früher anerkennend hervorhoben, die Prahlerei vom Stapel läßt, die Generale Faidherbe und Chanzy gehörten jetzt zu den „geschätztesten Feldherren Europa's.“*)

Aber so gute Vorsätze wir auch haben, in Bezug auf französische Lügen können wir uns mit einem Beispiele nicht begnügen. Sie sind zu zahlreich, zu frech, zu getränkt mit dem wüthendsten Hasse gegen Deutschland, als daß sie nicht zum Nachdenken empfohlen werden müßten. Sie lehren uns ja, wessen wir uns von den Franzosen zu versehen hätten, wenn es diesen durch verletzte Eitelkeit fast zur Tollheit gebrachten Gemüthern, was Gott gnädig verhüten wolle, je gelänge, über Deutschland den Sieg davon zu tragen.

Da während des letzten Krieges in Frankreich Jung wie Alt log, so wollen wir mit der Unwahrheit eines Kindes beginnen, die sich in dem „Journal d'un enfant de Paris pendant le siége“ befindet. Der Pariser Junge erzählt, daß die deutschen Gefangenen, die er gesehen habe, entsetzlich schmutzig gewesen seien (d'une saleté révoltante). Dies ist möglich und wir wollen es nicht bestreiten. Wenn das schreiblustige Pariser Kind in seinem Tagebuche aber dann weiter bemerkt, daß die deutschen Soldaten erzählt hätten, es herrsche Hungersnoth und Entmuthigung in den Reihen des einschließenden Heeres, so sagen wir unbedenklich: Das ist gelogen!**)

*) Quant à Faidherbe et à Chanzy, confondus dans la foule il y a quelques mois, ils ont dès maintenant conquis leur place parmi les généraux les plus estimés d'Europe. La Guerre en Province. Revue des deux mondes. 1. Mars. 1871. P. 146.

**) Les quelques prisonniers que l'on fait sont d'une saleté révoltante; ils se précipitent sur les vivres qu'on leur donne et disent que la disette et le découragement sont dans l'armée allemande.

Warum ſollten wir anſtehen, das Pariſer Kind bei einer ſo unwahrſcheinlichen Behauptung der Lüge zu zeihen, da einige gewiſſenhafte Franzoſen ſich ſelbſt darüber beklagten, daß ſie von ihrer Regierung ſyſtematiſch belogen würden. Dies behauptet unter andern George Sand in ihrem „Journal d'un voyageur pendant la guerre“ an unzähligen Stellen. Sie ſagt, man habe Noth, ſich einen Weg durch die Finſterniß zu bahnen, in welche die Regierung das franzöſiſche Volk planmäßig einhülle.*) Sie ſagt dann weiter, falls man den Berichten der Regierung trauen dürfte, ſo ſiegten die Franzoſen alle Tage und an allen Orten. Voller Spott fügt ſie hinzu, daß, wenn die Franzoſen wirklich alle die deutſchen Soldaten getödtet hätten, von denen ihnen Herr Gambetta, den ſie überaus richtig beurtheilt, in ſeinen ruhmredigen Proclamationen Meldung gethan, daß es alsdann kein deutſches Heer mehr geben könne.**)

Aber, nachdem George Sand mit nur zu gerechtfertigtem Unwillen ſich über die Lügen beſchwert hat, die von der Regierung in Tours mit ſeltener Schamloſigkeit verbreitet wurden, verfällt ſie ſelbſt in das Lügen, gewiß ganz wider ihren Willen. Indeß, es war eben einfach unmöglich, während des Krieges von 1870 bis 1871, wo die ganze franzöſiſche Atmoſphäre von ſchwarzem Haſſe und finſterer Lüge überzogen war, das reine Wort der Wahrheit zu reden. Sie beginnt ihre Lügen mit dem allgemeinen Satze: „Les Prussiens, tous voleurs!“ Nachdem ſie ſo kräftig begonnen, wird es Niemanden verwundern, wenn ſie von einem neuen Kleide, das ſie anzuziehen gedenkt, die Vermuthung ausſpricht, es werde wohl nicht lange auf ihrem Körper bleiben, ſondern bald über die Schultern einer deutſchen Dame geworfen werden, da die

*) Il faut tâcher de comprendre à travers les ténèbres dont on nous enveloppe systématiquement.

**) A en croire les dépêches officielles, nous serions victorieux tous les jours et sur tous les points.

deutſchen Militairs ja auch Schuhzeug und Gewänder für ihre Frauen raubten und in die Heimath vorausſchickten.*) Wenn George Sand, die wirklich ein Genie iſt, ſich zu ebenſo abſcheulichen, wie lügneriſchen Beſchuldigungen durch die verderbte geiſtige Luft, die ſie einathmete, hinreißen läßt, ſo kann man ſich nicht wundern, daß franzöſiſche Schriftſteller zweiten und dritten Ranges noch viel wahnſinniger urtheilen. So erzählt ein Herr Pigeonneau — man muß immer hierbei in's Auge faſſen, daß die „Revue des deux mondes“, ein ſonſt ſo anſtändiges Blatt, alle dieſe Lügen unbedenklich aufnimmt und dabei ihren früheren Ehrenmantel beſudelt; denn dieſen lügneriſchen Franzoſen hat man einzig die türkiſche Redensart zuzurufen: „Dein Mund ſpricht Koth,“ — in ſeinem Berichte: „Versailles pendant le siége de Paris“ von den tapferu und hochgebildeten Officieren des deutſchen Heeres die ſchändlichſten Unwahrheiten — Unwahrheiten, die ſich der General von Kirchbach nicht hätte herablaſſen ſollen, zu widerlegen. Bekanntlich ſagte einſt Goethe zu Jean Paul, als Letzterer ſich über abſcheuliche, gegen ihn verbreitete Verdächtigungen ſehr bitter äußerte, daß er ſeinerſeits ſich niemals gegen eine Anklage vertheidigen werde, außer man gehe ſo weit, ihn zu beſchuldigen, er habe ſilberne Löffel geſtohlen. Nun, Herr Pigeonneau geht den deutſchen Officieren gegenüber ſo weit. Er beginnt mit der Behauptung, die deutſchen Officiere hätten ſich das in ihren Wohnungen vorgefundene Mobiliar als herrenloſes Gut zugeeignet und das Uebrige auf eine Weiſe beſchmutzt, daß man verſucht ſei zu glauben, ſie handelten auf Befehl.**) Nachdem derſelbe einmal im Zuge iſt, die deutſchen Offi-

*) Je n'ai pas de vêtemens d'hiver, ils sont à Paris, dont les Prussiens ont maintenant la clé. Je me commande ici une robe qui fera peut-être son temps sur les épaules d'une Allemande, car ils volent anssi des vêtemens et des chaussures pour leurs femmes, ces parfaits militaires!

**) On ne tarda pas à s'aperçevoir que ces officiers si corrects, non contens de s'installer en maitres dans les maisons dont ils devenaient les

ciere als Harpyien darzuſtellen, behauptet er auch von ihnen, daß ſie Jagdgewehre, die ihnen der Maire von Verſailles aus dem Staatseigenthum habe verabfolgen müſſen, nicht zurückerſtattet und daß ſelbſt Prinzen es nicht verſchmäht hätten, ſich bei dieſen gewaltſamen Aneignungen zu betheiligen.*) Der Großherzog von Baden habe ſich drei Beſen für ſeinen Stall liefern laſſen.**) Ferner ſei der Haushofmeiſter des Fürſten von Bismarck mit einer noch ſeltſameren Forderung hervorgetreten. In den Archiven der Stadt Verſailles habe man die Documente aufbewahrt, durch welche dieſe ſauberen Requiſitionen bewieſen werden könnten.***) Von dem Grafen Brauchitſch wird angedeutet, er habe ſich 50,000 Francs zu Gemüthe geführt.†) Ein deutſcher Officier — ſo lügt Herr Pigeonneau weiter — ſoll zu einem Franzoſen geſagt haben: „Ihr ſeid uns zu reich; im Vergleich zu Frankreich ſind wir ein Volk von Bettlern.“ Begnügt er ſich doch auch nicht mit allgemeinen

hôtes forcés et de reléguer dans un coin le légitime propriétaire, traitaient le mobilier en chose conquise, s'appropiaient sans scrupule et sans bruit ce qui leur plaisait, et souillaient le reste avec un oubli des règles les plus élémentaires de la propreté qui ne peut s'expliquer que par un mot d'ordre: il nous répugne de croire qu'un peuple civilisé se livre, sans faire violence à ses instincts et à ses habitudes, à d'aussi brutales fantaisies.

*) La chasse devint l'occupation favorite des hôtes de Versailles: le dépôt de la mairie, visité chaque jour par les officiers de la suite du roi ou du prince royal, se dégarnit rapidement. Les Allemands du reste prouvèrent qu'ils étaient connaisseurs; les fusils de peu de valeur furent restitués pour la plupart, les autres disparurent, et les princes eux-mêmes ne dédaignèrent pas de participer à ces emprunts forcés en s'appropriant les armes dont ils avaient pu apprécier le mérite.

**) Son Altesse royale le grand-duc de Bade réclamait 3 balais d'écurie.

***) L'intendant de M. de Bismarck intimait au nom de son maître une autre réquisition plus burlesque encore, et dont l'original, déposé aux archives de la ville, est à la disposition des amateurs d'anecdotes et d'autographes.

†) Pourvu que M. le comte de Brauchitsch touchât les 50,000 francs, peu lui importait de quelles mains il les recevait.

Angaben, wie, daß die Officiere bei'm Rauben die allerſchlimmſten geweſen (les officiers se montrèrent les plus âpres à la curée), ſondern wagt ſich mit ſeinen frechen Beſchuldigungen an ganz beſtimmte Perſönlichkeiten. Er will, wie er ſagt, die mit ſo großer Unverſchämtheit geleugneten Beraubungen an das Tageslicht ziehen (ces déprédations niées avec tant d'impudence n'échapperont pas au grand jour de la publicité). „Man kennt ſehr gut," wie er weiter bemerkt, „die höhern Officiere des 47ſten und 58ſten Regiments, die in Ville-d'Avray die Keller ihres Weinvorraths beraubten und Klaviere einpacken ließen unter den Augen der rechtmäßigen Beſitzer; man weiß die Namen Derjenigen, welche das Standbild des Herrn Corot, nachdem ſein Haus verwüſtet worden, mit Unflath bedeckten; man iſt über die Edelleute nicht in Ungewißheit, welche das Silberzeug aus der Beſitzung der Madame Furtado geſtohlen haben.*) Doch nein, obgleich dieſe lächerlichen Lügen zuerſt Heiterkeit erwecken, ſo wird man zuletzt doch unwillig. Wir wünſchen deshalb dieſem franzöſiſchen Therſites dieſelben Hiebe, wie ſeinem griechiſchen Ahnherrn.

Für das Ende ſeines Lügenregiſters hat Herr Pigeonneau, die Kunſt der Steigerung nicht außer Acht laſſend, ſich das Abſcheulichſte aufgeſpart. Wie er erzählt, oder vielmehr lügt, habe ein deutſcher Officier im Schloſſe zu Chambourcy alle Statuen und ſonſtigen Kunſtgegenſtände ſich zugeeignet und in die Heimath geſandt. Doch hiermit nicht genug, habe er ſeine Freunde aufgefordert, ähnlich zu verfahren. Und damit Niemand von dem Geifer des Herrn Pigeonneau verſchont bleibe, ſo berichtet er ſchließlich,

*) On sait quels sont les officiers supérieurs du 47e et du 58e qui, à Ville d'Avray, faisaient vider les caves et emballer les pianos sous les yeux des propriétaires, briser et souiller d'ordures le buste de M. Corot, après avoir dévasté sa maison, qui cependant était habitée; on sait quels sont les gentilshommes qui ont volé l'argenterie dans la propriété de Mme Furtado.

daß am 8. December 1870 deutſche Diaconiſſinnen in dem Lazareth zu Queue-en-Brie Stühle und Gemälde zum Heizen verwandt hätten, während der Hof voll trockenen Holzes gelegen.*)

Wenn Shakeſpeare von der Methode im Wahnſinn ſpricht, ſo dürfen wir hier gewiß von der Methode im Lügen ſprechen.

Gegenüber dieſen Lügen des Herrn Pigeonnean wollen wir doch durch Stellen eines Privatbriefes aus Verſailles den Unterſchied deutlich machen, der zwiſchen dem Benehmen der deutſchen und franzöſiſchen Soldaten zu Tage trat. In dem angezogenen Briefe heißt es:

„Wir haben ungefähr viermal ſo ſtarke Einquartierung, wie während des Krieges, dazu mit dem Unterſchiede, daß die Pruſſiens nichts begehrten, die franzöſiſchen Soldaten aber mit den ungemeſſenſten Anſprüchen auftreten. Kein Soldat bezahlt. Das war während des Krieges anders, es kam viel preußiſches und baierſches Geld hierher. Wer damals etwas verdiente, hat es jetzt wieder zugeſetzt. — — — Occupirten die Pruſſiens Paris drei Monate, ſo wären wir aus aller Noth heraus.“

Wenden wir uns jetzt, nachdem die franzöſiſche Lüge in ſchamloſeſter Geſtalt aufgetreten, zur franzöſiſchen Habſucht!

Die franzöſiſche Habſucht ſetzte ſelbſt da nicht aus, als Frankreich faſt verendend zu Boden lag und des Opfermuthes ſeiner Kinder auf's Dringendſte bedurfte. Ward doch der franzöſiſche General-Conſul in New-York, Thomas Victor Place mit Namen, der ſich bis zum Jahre 1870 der allgemeinſten Achtung erfreute, beſchuldigt und deshalb auch vor Gericht gezogen, weil er bei den

*) On sait à quelle famille appartient l'officier qui, après avoir fait main basse sur les statuettes et les objets d'art au château de Chambourcy, invitait ses amis à faire leur choix et à emporter un souvenir de la campagne de France; on sait d'où venaient les charitables diaconesses qui, le 8 décembre, dans l'ambulance de la Queue-en Brie, jetaient au feu les tableaux et les chaises, tandis que les cours étaient pleines de bois sec.

großen Waffensendungen, die ihm von Herrn Gambetta, dem unsinnigsten aller Dictatoren, waren aufgetragen worden, sich auf die unerlaubteste Weise sollte bereichert haben.

Wenn wir zum Schlusse von französischer Unwissenheit nur ein Beispiel geben wollen, so haben wir, ebenso wie erst bei den Lügen, über den embarras de richesse zu klagen. Denn es ist schwer, sich mit einem Beispiele zu begnügen, wo sich Tausende darbieten.

Das „Journal des Débats“ versichert, daß während der Belagerung von Paris die nothwendige Ortskenntniß der nächsten Umgegend französische Generäle in Verlegenheit gesetzt habe.*)

Wir wenden uns jetzt von der getrennten Betrachtung Deutschlands und Frankreichs zu der Parallele der beiden Nationen und zwar nicht zu einer solchen, daß wir vermöge einer gewaltsamen Erklärung, oder geschickten Vertuschung hier und künstlichen Uebermalung da, Aehnlichkeitspunkte herbeizwängen, sondern daß wir die beiden Nationen in ihrer körperlichen, geistigen und sittlichen Wesenheit dicht neben einander stellen und daß wir dann, nach gewissenhaftester Prüfung und Abschätzung, den Ausspruch thun, welche uns am würdigsten erscheint, den Völkern Europa's und des Erdballs zur Nachahmung hingestellt zu werden, mithin einen berechtigten intellectuellen, moralischen und politischen Primat auszuüben.

*) Nous ne voulons pas commettre des personnalités: mais, pendant le siége de Paris, la topographie des environs de la capitale a embarrassé des généraux.

III. Parallele

zwiſchen

Deutſchland und Frankreich.

Die Franzoſen ſind im Ganzen einer rein ethiſchen Geſinnung unfähig und opfern ihrer eitlen Prahlerei und Herrſchſucht Alles auf.

Jakob Grimm.

Ce sont (les Allemands) les seuls hommes peut-être, auxquels on pouvait conseiller l'orgueil comme un moyen de devenir meilleurs.

La Baronne de Staël.

Die Deutſchen ſind für die Bildung der heutigen Völker, was die Griechen für das Alterthum waren: die Denker, die Philoſophen, die Weiſen.

Emilio Castelar.

Vergleichen wir Deutſchland und Frankreich in Bezug auf Boden und Klima, ſo ſteht erſteres gegen letzteres unbedingt zurück. Frankreich verdient in Bezug auf die Schönheit und Fruchtbarkeit ſeines Bodens uneingeſchränkt das Lob des großen Hugo Grotius. Lord Cheſterfield, dieſer graziöſeſte engliſche Briefſchreiber und ein Mann von dem feinſten Geſchmacke, ſtimmt ganz mit Hugo Grotius in Bezug auf Frankreichs Lob überein, wie aus folgender Aeußerung hervorgeht:

„Frankreich iſt, überhaupt genommen, das ſchönſte Land in Europa.“

Nach Alexander von Humboldt, der Linien gleicher Wärme und Klimate über den Erdboden zog, fällt der Punkt des ſchönſten Klima's der Welt in die Mitte Frankreichs. Ihm zufolge hat oſtwärts vom Meridian von Paris jede Oertlichkeit unter gleicher Breite ein minder günſtiges Klima.

Ja, Frankreich iſt mit dem vortheilhafteſten Klima und großen Naturſchönheiten geſegnet. Freilich wird der Deutſche dort ſeine herrlichen Wälder vermiſſen. Die unſinnige Abholzung der Gebirge hat ja in Südfrankreich ſchon die verderblichſten Ueberſchwemmungen zur Folge gehabt. Findet man demnach in Frankreich keine Eichen, die es mit den deutſchen aufzunehmen vermöchten, ſo hat es dafür zum Erſatze den zahmen Kaſtanienbaum. Letzterer nimmt es an Schönheit gewiß mit der Eiche auf, gleicht er ihr auch nicht an Kraft und Erhabenheit.

Die Franzoſen übrigens, die ſich ſelbſt auf ſo naive Weiſe zu loben gewohnt ſind, bleiben der Schönheit ihres Landes gegenüber keineswegs ſtumm, wie die Trappiſten. Im Gegentheil, ſie nennen ihr Land ſtets „la belle France“ und ſpenden demſelben in ihren Sprichwörtern die wärmſte Anerkennung. So ſagen ſie: „Frankreich iſt eine Wieſe, die ſich dreimal im Jahre abgraſen läßt.“ (La France est un pré qui se tond trois fois l'année.) Wenn nun der Deutſche dem begünſtigten Frankreich den Vorzug einer ſchöneren Natur ohne Einſchränkung zugeſteht, ſo iſt dies bei dem ſtolzen Spanier keineswegs der Fall. Der Spanier, der nicht von der Meinung läßt, daß Gott im Paradieſe nur ſpaniſch ſpreche, beanſprucht auch für ſein Land den Vorzug vor Frankreich. Er ſagt nämlich: „Wenn der Herrgott auf Erden leben wollte, würde er König von Spanien und ſein Leibkoch König von Frankreich ſein.“ Ganz anders, wie ſchon bemerkt, urtheilt der Deutſche. Dieſer, niemals mit Neid und habſüchtigem Verlangen über die Grenze blickend, hat im Sprichworte ſeit langem ähnliches geſagt, wie der berühmte holländiſche Gelehrte, indem er einen Menſchen, der in vollkommen befriedigtem Zuſtande ſein Daſein verbringt, ſo kennzeichnet: „Er lebt, wie Gott in Frankreich.“ Und wie die Dichter die edlen Inſtincte ihres Volkes in erhöhter Potenz zur Anſchauung bringen, ſo hat ja auch Schiller die Schönheit Frankreichs in volltönendſter Weiſe beſungen, indem er die Jungfrau von Orleans ausrufen läßt:

„Dies Reich ſoll fallen? dieſes Land des Ruhms,
Das ſchönſte, das die ew'ge Sonne ſieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder.“

Auch Goethe in ſeiner epiſchen Idylle: „Hermann und Dorothea“, läßt ja den Wirth zum goldenen Löwen, indem er ihm ſeine eigene Scheu vor jeder ſchmerzlichen Empfindung unterlegt, folgendes ſprechen:

„Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu ſehen das Elend
Guter fliehender Menſchen, die nun mit geretteter Habe,
Leider, das überrheiniſche Land, das ſchöne, verlaſſend,
Zu uns herüber kommen und durch den glücklichen Winkel
Dieſes fruchtbaren Thals und ſeiner Krümmungen wandern.."

Wie geſagt, in Bezug auf Schönheit der Gegenden, Fruchtbarkeit des Bodens, günſtige Lage für die Verſchiffung ſeiner Erzeugniſſe und ſonſtige Vorzüge finden wir Frankreich ungleich vortheilhafter bedacht, als Deutſchland. Wenn die deutſche Dichtkunſt von ſich rühmen darf, die ſchönſten Früchte gezeitigt zu haben, ohne von der Sonne der Fürſtengunſt voll und ſtetig beſchienen worden zu ſein, ſo kann auch der, im Ganzen viel Tüchtiges hergebende, deutſche Boden von ſich behaupten, er habe gute Erzeugniſſe hervorgebracht, obgleich er nicht eigentlich humusreich geweſen und obgleich das Himmelsgeſtirn nicht gerade beſonders warm auf ihn herabgeleuchtet. Jene überſchwängliche Schilderung des Geſchichtſchreibers Luden*) in Betreff der Schönheit und Herrlichkeit des

*) Dieſes Land (nämlich Deutſchland) gehört zu den ſchönſten Ländern, welche die Sonne in ihrem ewigen Laufe begrüßt. Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der ſengenden Luft des Südens, wie mit der Erſtarrung nördlicher Gegenden die größte Abwechſelung, die reichſte Mannigfaltigkeit — köſtlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth — darbietend, bringt Deutſchland Alles hervor, was der Menſch bedarf zur Erhaltung und zur Förderung des Geiſtes, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden iſt fähig zu jeglichem Anbaue. Hier ſcheint ſich die hervorbringende Kraft geſammelt zu haben, die dort verſagt ward. Unter dem bleibenden Schnee der Alpen dehnen ſich die herrlichſten Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenem wirkungslos vorüberging. An der kahlen Felswand zieht ſich ein üppiges Thal hinweg. Neben Moor und Haide, nur von der bleichen Binſe und von der Brombeerſtaude belebt und menſchlichem Fleiße nichts gewährend, als die magere Frucht des Buchweizens oder Hafers, erfreuen das Auge des Menſchen die kräftigſten Fluren, geeignet zu den ſchönſten Saatfeldern und zu den herrlichſten Erzeugniſſen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom ſauren Holzapfel bis zur lieblichen Pfirſiche. Hoch auf den Bergen des Landes erhebt, unter Buchen und Tannen, die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor

deutſchen Bodens iſt durch genaue ſtatiſtiſche und topographiſche Forſchungen längſt auf ein beſcheidenes Maß zurückgeführt worden. Namentlich brachten die „Grenzboten“ über dieſen Gegenſtand einen ſehr tüchtigen Aufſatz, in dem nachgewieſen war, daß in Bezug auf Fruchtbarkeit des Bodens Deutſchland ſogar von mehreren Provinzen der früheren Republik Polen übertroffen werde. Wie viel mehr alſo von Frankreich. Ja, die Sonne lacht freundlicher und ſtrahlender über Frankreich, als über Deutſchland und ſie ruft aus dem dortigen, faſt überall fruchtbaren Boden, einem Boden, der für die feinſten und werthvollſten Erzeugniſſe die faſt nie verſagende Keimkraft darbietet, außer der reichſten Fülle von Wein — iſt Frankreich doch das erſte Weinland — und Oel ſonſtige ſüdliche Producte hervor, die unter der ſpärlichen nordiſchen Sonne und bei der kühleren Krume des deutſchen Ackers nimmermehr gedeihen würden. Dabei hat Frankreich das herrliche, offene Meer, an dem es in langer Küſtenentwickelung daliegt, während Deutſchland von der erfriſchenden Pracht des Oceans nichts verſpürt. Alſo in Bezug auf Boden, Klima, Küſtenentwickelung ſteht Frankreich ungleich günſtiger da, als Deutſchland, das ſich mit Binnenmeeren begnügen muß.

Iſt das franzöſiſche Land ſchöner, als das deutſche, ſo iſt dagegen der Menſchenſchlag in Deutſchland weit kräftiger und im Ganzen von vortheilhafterem Ausſehn, als in Frankreich. Wenn, was zugegeben werden muß, franzöſiſche Männer und Frauen mehr von ihrer Schönheit reden machten, als dies je in Bezug auf Deutſche beiderlei Geſchlechts geſchah, ſo würde man einen ſehr falſchen Schluß ziehen, wollte man nach dieſen vereinzelten Fällen das Verhältniß beider Nationen beurtheilen. Einmal ſind ſchöne Franzoſen und

und blickt über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köſtlichſten Wein hervorbringen, die Freude der Menſchen, in der Ferne wie in der Nähe geſucht von Hohen wie von Geringen.

Französinnen sehr seltene Erscheinungen, denen von Deutschland aus viel zahlreichere und ganz bis zu demselben Grade schöne, oder meist noch viel schönere entgegengestellt werden können, und dann haben Ausnahmen nicht die Kraft, eine Regel umzustoßen. Aber, da wird uns der sehr natürliche Einwand gemacht werden: „Wenn Deutschland jederzeit so viele schöne Männer und Frauen zählte, als Frankreich, wie kommt es denn, daß von ihnen so wenig die Rede war?“ Wir antworten: Es kam daher, weil der deutschen Schönheit meist zwei Bestandtheile fehlten, die unerläßlich sind, um ihr weit außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes Ruf und Geltung zu verschaffen. Es muß sich der körperlichen Schönheit Grazie und esprit*) hinzugesellen. Dies war nun bei einem männlichen und weiblichen Individuum der französischen Nation der Fall, die im neunzehnten Jahrhunderte durch ihre bloße Erscheinung in vielen Tausenden Freude und Wonne erweckten. Wir meinen Julie Recamier, die Freundin Chateaubriand's, und den Grafen d'Orsay, den Freund der Lady Blessington. Es ist uns nicht gegenwärtig, daß zwei Individuen aus der germanischen Völkerfamilie durch ihre bloße Persönlichkeit solche Wirkung hervorgebracht hätten. Wir müssen demnach bekennen, daß, wenn die Franzosen als Volk hinter den Deutschen an Schönheit weit zurückstehen, sie als Individuen dieselben überragen, sobald ersteren, außer der Schönheit, Grazie und esprit zu Gebote stehen. Dann wirken sie wahrhaft unwiderstehlich.

Findet man also bei den Franzosen im Großen und Ganzen nicht so schlanke und kräftige Gestalten, nicht so ruhige, milde und

*) Wir sagen nicht Geist, denn französischer esprit und deutscher Geist fließen keineswegs zusammen. Der letztere ist unendlich universeller, aber auch substantieller; der erstere viel ätherischer, subtiler und hüpfender. Er ist wie ein Leuchtkäferchen in der Nacht. Der Glanz überrascht, blendet und wirkt theilweise magisch; tritt man aber näher hinzu, um zu prüfen, so sieht man, wie das leuchtende Etwas nicht gerade ein edeles ist. Der deutsche Geist blendet nicht, kann aber die genaueste Prüfung vertragen und wird aus derselben, nicht gemindert an Ansehn, in seiner Echtheit und Gediegenheit fleckenlos hervorgehen.

klare Antlitze, wie bei den Deutſchen, ſondern ſind erſtere im Gegentheil meiſt mittelgroß, ſelten von ſchöner Geſichtsfarbe und noch ſeltener von den regelmäßigen Formen der Antike, ſo haben ſie dagegen Leben und Feuer in ihren Mienen, viele Anmuth in ihren Bewegungen, namentlich in den feinen Linien des Mundes, und den Blitz des „Esprit“ in dem funkelnden Auge. Tritt nun ausnahmsweiſe zu dieſen mehr vergeiſtigten Gaben körperliche Schönheit hinzu, ſo wiſſen ſie daraus ein ſo harmoniſches Ganze zu bilden, daß ihnen in der Arena, wo um den Preis der feſſelndſten Erſcheinung gerungen wird, vor allen übrigen Nationen der Preis zuerkannt werden muß.

Cooper urtheilt über das Ausſehn der Franzoſen faſt mit uns übereinſtimmend, wie aus folgender Stelle eines ſeiner Reiſebriefe hervorgeht:

„Im Ganzen ſind die Franzoſen, als Nation, nichts weniger als ſchön, wovon es nur einzelne glänzende Ausnahmen giebt; und mir bleibt es auffallend, daß gerade Diejenigen, welche eine Aufſehn erregende Rolle ſpielen, zu den Häßlichſten unter ihren Mitbürgern gehören.“

Dieſe vor Jahrzehnten gemachte Aeußerung des berühmten Nordamerikaners wurde in neueren Tagen durch das Aeußere Louis Napoleon's und des Herrn Thiers bewahrheitet. Auch die Herren von Argout und Dupin (l'aîné) waren von faſt erſchreckender Häßlichkeit. Beide Männer hatten vorzüglich große Naſen. Beſonders die Naſe des Herrn von Argout war faſt ſprüchwortlich geworden. So erzählte man ſich, daß zwei Perſonen aus der höhern Pariſer Geſellſchaft auf einem Boulevard neben einander geſtanden hätten und in eifrigem Geſpräche gerade über Herrn von Argout hergefallen ſeien. Da habe plötzlich der Eine erſchrocken ausgerufen: „Still, ich ſehe ſeine Naſe; er iſt nicht weit.“ Der Andere aber

habe ganz ruhig geantwortet: „O, wenn Sie nur seine Nase sehen, da habe ich noch Zeit auszureden, ohne daß er etwas hört."

Der Herr von Argout erinnerte also an das Lessing'sche Epigramm:

„O aller Nasen Nas', ich wollt' d'rauf schwören,
Das Ohr kann dich nicht schnauben hören."

Cooper spricht noch an einer andern Stelle, als der erst angeführten, von der geringen Schönheit des französischen Volkes.

„Vor nicht langer Zeit," so erzählt er, „speiste ich am Tische des Herrn von — —, zugleich mit Herrn B. von Newyork. Die Gesellschaft bestand aus etlichen und zwanzig Personen, die alle bedeutendere Rollen während der letzten dreißig Jahre gespielt hatten. Ich machte meinen Nachbar auf die erwähnte Eigenthümlichkeit der Gesichter aufmerksam und fragte ihn, ob er am Tische ein einziges Gesicht erblicke, das den friedlichen, ehrwürdigen und unbefangenen Ausdruck zeige, wodurch sich das Bewußtsein gerechter Absichten, freimüthiger Entschlossenheit und ein Gemüth sich kund giebt, das mit sich selbst im Reinen ist. Wir fanden keins. Mir blieb kein Zweifel übrig, daß Nationalgesichtszüge allmählich durch den Nationalcharakter hervorgebracht werden."

Dann aber bestätigt Cooper unsere Ansicht, daß, wo Franzosen und Französinnen Schönheit ausnahmsweise zu Theil ward, dieselbe unwiderstehlich wirke. Er sagt nämlich:

„Wiewohl wirkliche weibliche Schönheit nicht häufig in Frankreich vorkommt, so ist sie doch wahrhaft ausgezeichnet, wo sie sich ausnahmsweise findet."

Um eine bezaubernde Französin aus früheren Jahrhunderten heraufzubeschwören, so brauchen wir nur an Margaretha von Valois zu erinnern, deren Grazie alles fesselte, nur nicht ihren flatterhaften Ehegemahl Heinrich IV. Namentlich soll Margarethens Tanz das Anmuthigste gewesen sein, was man nur sehen konnte. Als Don

Juan d'Auſtria Statthalter der Niederlande war, kam er eigens mit Courierpferden von Brüſſel nach Paris, um die graziöſe Königin auf einem Hofballe tanzen zu ſehen.

Solche Schönheiten, wie Margaretha von Valois, Madame Tallien und Madame Recamier, werden vor das geiſtige Auge Cooper's getreten ſein, als er ſchrieb:

„Die franzöſiſche Schönheit im höchſten Glanze iſt claſſiſch zu nennen.“

Doch bildet, wie geſagt, die Schönheit in Frankreich nicht die Regel, ſondern die Ausnahme. Auch Madame Louiſe Colet räumt ein, daß ihre Landsleute, im Ganzen betrachtet, nicht hübſch ſind. Nachdem ſie in ihrer italieniſchen Reiſebeſchreibung von einem wunderſchönen Schuhmacher, an dem ſich in Rom ihr Auge erfreute, geſprochen, fährt ſie fort:

„Insoucieux de sa radieuse beauté autant que le pauvre peuple de Paris l'est de sa laideur.“

Sie führt dieſen Gedanken noch weiter aus an folgender Stelle:

„Ces Romains du peuple (c'est toujours dans le peuple qu'il faut chercher la transmission des races) ont la taille svelte et élancée, leurs attitudes et leurs mouvements sont empreints d'une noblesse native; le type français, grimaçant, indécis, contraste par sa laideur avec ce type si pur. Nos soldats, qui passent en ce moment près de la fontaine, me frappent désagréablement par leur nez épaté, leur bouche large, leurs cheveux rares et plats; leur yeux petillent d'esprit; leur activité fait honte aux Romains, mais la plastique n'a que faire de ces corps et de ces visages grotesques.“

Auf das wenig vortheilhafte Ausſehn der franzöſiſchen Soldaten kommt Madame Louiſe Colet noch einmal zurück, wo ſie erwähnt, daß dieſelben vortrefflich Komödie geſpielt hätten, aber dabei bedeutend häßlich geweſen ſeien. Ihre dahin bezüglichen Worte lauten:

„Tous les acteurs furent d'un comique excellent. Dans les entr'actes un sergent joua du violoncelle aves un talent d'artiste. Un fourrier se fit entendre sur la clarinette; ils étaient tous deux d'une laideur remarquable. Les nez épatés et les larges bouches, qui caractérisent le type populaire français, choquaient surtout dans ceux qui remplissaient les rôles d'amoureux.“

Mit einer für eine Franzöſin erſtaunlichen Objectivität erwähnt Louiſe Colet wiederholt die unedlen Geſichtszüge ihrer Landsleute, die inmitten der ſchönen römiſchen Menſchen, Gemälde und Statuen ihren äſthetiſchen Sinn faſt beleidigten. „On eût dit“ — ſo lauten ihre Worte — „qu'ils insultaient à ces marbres sacrés dont leur laideur grotesque me gâtait l'harmonie.“

Auch der franzöſiſche Maler Gaillard, den Madame Louiſe Colet in Rom beſuchte, ſtimmt mit ihrem Urtheile vollkommen überein, wo dieſes die geringe Schönheit des franzöſiſchen Typus betrifft. Die Worte, die er hinſichtlich dieſes Gegenſtandes an ſeine Landsmännin richtete, lauten:

„Comment pouvez-vous vivre et travailler à Paris, sous un ciel brumeux, qui n'a pas un ton chaud pour votre palette et au milieu d'une population affairée où vous chercheriez en vain un type vivant du beau?“

Darf man nun in Wahrheit ſagen, daß das franzöſiſche Volk im Allgemeinen nicht ſchön iſt, ſo ſtellt es ſich ſicher wieder als eine franzöſiſche Lüge heraus, wenn Herr Albert Dumont in ſeinem Berichte: „Les Ardennes en 1870“ (Revue des deux mondes 15. Novembre 1870. P. 228) behauptet, die deutſchen Soldaten hätten zu den franzöſiſchen Gefangenen geſagt: „Ihr ſeid unerſchrockener, als wir, und ſeht häufig viel hübſcher aus, als wir.“ (Vous êtes plus intrépides que nous et souvent plus beaux hommes.) Wir vermuthen, daß hier eine zweifache Lüge vorliegt.

Ein gerechtes Endurtheil über die Schönheit der deutschen und französischen Rasse möchte sich dahin zusammenfassen: Wirkt der einzelne Franzose oft viel hinreißender, als der Deutsche, so steht doch das französische Volk hinter dem deutschen an Kraft, Frische und Schönheit weit zurück.

Durch die unaufhörlichen Kriege, die Frankreich seit 1792—1815 führte, hat das dortige Menschenmaterial bedeutend an Größe und Kraft verloren. Nach genauesten Forschungen und Vergleichungen stellte es sich als Ergebniß heraus, daß die Menschengröße in Frankreich während eines Zeitraums von 50—60 Jahren sich nicht unbedeutend verringerte. Bei'm Beginne der großen Revolution, also 1789, betrug das normale Soldatenmaß in Frankreich für die Infanterie 5 Fuß 1 Zoll, für die Reiterei 5 Fuß 3 Zoll. Aber, nach den Jahren von 1792—1815, wo die Menschenschlächtereien in Frankreich niemals aufhörten — köpfte die Guillotine Hunderte und Tausende, so fraß der Krieg Hunderttausende — nach fünfundzwanzigjährigem unaufhörlichen Kämpfen und Morden mußte man die Ansprüche an die Größe der Conscribirten bedeutend herabmindern. Im Jahre 1818 ward das Maß auf 4 Fuß 9 Zoll herabgesetzt, und 1830 sah man sich wiederum zu einer Herabminderung genöthigt, der 1848 eine neue Beschränkung in Bezug auf den Anspruch an körperliche Größe sich anreihte. Hätte man im Jahre 1848 nach dem Maße von 1789*) verfahren wollen, so wäre man in die Nothwendigkeit versetzt gewesen, 130,000 Mann, als zum Militairdienste untauglich, in ihre Heimath zurückzusenden.

Die Franzosen sind also, was ihre körperliche Beschaffenheit anbetrifft, weder schön, noch kräftig, und was letzteren Umstand anlangt, so ist an eine Abhülfe dieses Uebels für's Erste nicht zu

*) Das durchschnittliche Lebensalter hat sich in Frankreich allerdings gehoben. Denn, während das Lebensalter vor 1789 nur $28^{3}/_{4}$ Jahre betrug, ist es bis ungefähr 1850 auf $37^{7}/_{10}$ Jahre gestiegen.

denken. Denn hat Frankreich es allerdings in seiner Macht, auf große Kriege zu verzichten, wodurch die Generation sich nicht unwesentlich kräftigen würde, so müßte es doch außerdem alle seine Gewohnheiten und seine ganze Lebensführung ändern, wenn es so gesunde und so zahlreiche Kinder bei sich daheim sehen wollte, wie Deutschland und England sie so prächtig aufzuweisen vermögen.

In Nordamerika ist der Anblick schon nicht so erfreulich, wie in Deutschland und England, indem von den dortigen Kindern meist nur diejenigen einen wahrhaft erquickenden Anblick darbieten, die von eingewanderten deutschen Müttern zur Welt gebracht und auferzogen wurden. Die eingeborenen Nordamerikanerinnen, von ihren Eltern und Männern auf's Unerhörteste verzogen, verzärteln sich selber in unerlaubter Weise und vermögen sich deshalb nimmer zu dem Bewußtsein der hohen und heiligen Pflichten zu erheben, von denen die Brust einer deutschen Mutter so ganz erfüllt ist. In dieser Beziehung haben Frankreich, wo die Mütter ihre Pflichten so gar nicht, und Nordamerika, wo die neuenglischen Mütter ihre Pflichten so wenig begreifen, viele Aehnlichkeit mit einander. Nur ist es in Frankreich doch noch viel schlimmer, als in Nordamerika. Denn die neuenglischen Mütter behalten ihre Säuglinge doch zu Hause, wenn sie dieselben auch nicht an ihre Brust legen und ihren Schlaf bewachen, was sie meist Miethlingen überlassen; in Frankreich dagegen entschlagen sich die Mütter sogar der Oberaufsicht und geben ihre Kinder auf's Land in die Kost, wo sie zu Tausenden umkommen, bevor sie das erste Lebensjahr erreichten.

Statistiker haben das für Frankreich beschämende Anwachsen der englischen Bevölkerung nachgewiesen, wodurch die Verhältnisse im Anfange unsers Jahrhunderts so gänzlich verrückt wurden. Als England mit Napoleon I. den großen Weltkampf durchfocht, war das Verhältniß der beiden Streitenden in Betreff der Menschenzahl ein sehr ungleiches. Denn, wenn wir auch alle die Völker

abrechnen, die Napoleon I. gewaltſam mit Frankreich vereinigt hatte, ſo blieben doch immer über 26 Millionen reine Franzoſen gegen kaum 14 Millionen Engländer, Schotten und Irländer. Wie ganz anders ſtellte ſich aber die Bevölkerungsziffer der beiden Reiche im Jahre 1860 heraus! Dank der ſorgſam gehüteten engliſchen Kindheit und der aus Ehen, die nicht Berechnung, ſondern meiſt Neigung ſchloß, hervorgegangenen zahlreichen Nachkommenſchaft, erſcheint Albion mit bedeutend vermehrter Einwohnerzahl, während die Zunahme in Frankreich ſich als verhältnißmäßig nur ſchwach ergiebt. Denn die 26 Millionen Franzoſen waren in funfzig Jahren auf ungefähr 38 Millionen herangewachſen, während Großbritannien und Irland, die im Anfange des Jahrhunderts kaum vierzehn Millionen zählten, es im Jahre 1860 bis über dreißig Millionen gebracht hatten. Wie dem Staatsminiſter Rouher der Sieg von Sadowa patriotiſche Beklemmungen verurſachte, ſo verurſachte das Zurückbleiben der franzöſiſchen Bevölkerungsziffer gegenüber dem Anwachſen der engliſchen und deutſchen Population weitblickenden franzöſiſchen Publiciſten heftiges Herzklopfen. Dies geſchah vor allem einem ausgezeichneten Mitarbeiter am „Journal des Débats“ und Herausgeber ſelbſtändiger Werke, die von ſcharfem Verſtande und freiheitlicher Geſinnung Kunde geben. Wir meinen Prevoſt-Paradol, jenen geiſtvollen und unglücklichen Schriftſteller, der ſich von Ollivier überreden ließ, daß Napoleon III. wirklich zum Liberalismus bekehrt worden und der demnach, um eine noch immer des Despotismus verdächtige Regierung vor den Augen ſeiner Geſinnungsgenoſſen als völlig gereinigt erſcheinen zu laſſen, ſich entſchloß, den ihm angebotenen Geſandtſchaftspoſten in Waſhington anzunehmen. Bekanntlich überraſchte den, kaum in Nordamerika an's Land geſtiegenen, ehrenwerthen, aber zu leichtgläubigen Mann die Kunde von dem gegen Deutſchland ohne allen Rechtsgrund eröffneten Krieg. Als ihm nun hieraus die Willkür und die

Ungerechtigkeit der Regierung, an die er seinen guten Namen verkauft hatte, klar vor die Augen trat, griff er bekanntlich zur Pistole und erschoß sich in einem Augenblicke der Verzweiflung.

Haben wir es hier bei Prevost-Paradol mit einem hochbegabten und von würdigen Grundsätzen erfüllten Franzosen zu thun, den wir fast uneingeschränkt loben können, so dürfen wir es doch nicht ohne alle Clausel. Denn wir müssen, um der Wahrheit die Ehre zu geben, gleich hinzufügen: Seine Einsicht und Billigkeit verläßt ihn, sobald er auf die Größe und den Glanz seines Vaterlandes zu sprechen kommt. Dann wird er von jenem verhängnißvollen Schwindelgeiste erfaßt, der jeden Franzosen, gehöre er den erleuchteten oder verfinsterten Classen an, in den Abgrund der Ungerechtigkeit und der schwärzesten Selbstsucht herabzieht. In einem geistvoll geschriebenen Buche kommt nämlich Prevost-Paradol auf den für Frankreich so bedenklichen Umstand, daß dessen Bevölkerung im Vergleich zu der deutschen und englischen an Zahl und Kraft auf beunruhigende Weise zurückbleibe. Statt nun auf die Quelle zurückzugehen und die Heilung des Schadens durch Besserung des kranken Staatskörpers zu bewirken, will der sonst so billig denkende Franzose ein fremdes Volk zwingen, die Sünden Frankreichs wieder gut zu machen. Um in Frankreich ebenso volle Kinderstuben zu erzielen, wie in Deutschland und England (bekanntlich sind in Frankreich drei *) Kinder das Non plus ultra, während Deutschland und England es nicht selten bis zu einem Dutzend bringen), um nun die französische Bevölkerung ebenso steigen zu machen, wie die deutsche und englische, hätte der geistvolle Publicist, wäre er gerecht

*) Wie es keine Regel ohne Ausnahmen giebt, so kommen auch in Frankreich zuweilen Familien vor, die mit vielen Kindern gesegnet sind. Wir wollen nur an einen Herrn Vivié erinnern, der in der Gemeinde von Saint-Liguaire (Département des deux-Sèvres) wohnte und vom Maire sein 33stes eheliches Kind in die Geburtsliste eintragen ließ. Herr Vivié war erst funfzig Jahre alt, zum zweiten Male verheirathet und hatte dreißig Kinder am Leben.

geweſen, ſeiner Nation eine Strafpredigt halten und ungefähr ſo ſprechen müſſen: „Ihr Männer und Frauen tragt gleiche Schuld, daß die Bevölkerung in Frankreich einen immer traurigeren Anblick darbietet. Ihr Männer kommt entnervt in's Ehebett, ſo daß ihr keine kräftigen und zahlreichen Kinder zu erzeugen vermögt und ihr Frauen, wenn Gott euch die höchſte Gnade, die er dem Weibe zu Theil werden laſſen kann, gewährt, wenn er euch ein Kind geſchenkt hat, ſo vernachläſſigt ihr auf's Gröblichſte eure Pflichten gegen daſſelbe. Um euren Vergnügungen nachgehen zu können, gebt ihr den zarten Säugling auf's Land zu einer gewiſſenloſen Wärterin, aus deren untreuen Händen es bald in den treuen Schooß der Muttererde hinabgleitet.“ Doch wo fände ein Franzoſe das Herz, ſein Volk auszuſchelten?!

Franzöſiſche Mütter der Jetztzeit, die ihre zarten Säuglinge einer liebloſen Fremden in einem fernen Dorfe anvertrauen, damit ſie ſelbſt in der Stadt Bälle und Theater beſuchen können, machen uns die Unnatur einer franzöſiſchen Mutter in der Vergangenheit begreiflich, von der wir ſchaudernd Kunde bekamen. Auf dem unheilvollen Rückzuge, aus Rußland nämlich, warf eine franzöſiſche Mutter — es war wenige Meilen von Smolensk — ihren fünfjährigen Knaben, um den Schlitten zur Flucht leichter zu machen, in den Schnee, indem ſie ſchrie: „Er hat Frankreich nicht geſehen; er wird es nicht vermiſſen! Ich aber kenne Frankreich; ich will es wiederſehen.“ Ob damals eine Mutter ihr Kind, ſei es dem langſameren Tode durch Erfrieren, ſei es dem ſchnelleren Biſſe eines hungrigen Wolfes preisgab, oder heutzutage dem qualvollen Verkümmern unter der tödtenden Obhut einer wölfiſchen Pflegerin, in Bezug auf Grauſamkeit beſteht in unſern Augen kein Unterſchied.

Prevoſt-Paradol alſo, ſtatt ſeinen liederlichen Landsleuten und ſeinen pflichtvergeſſenen Landsmäuninnen eine wohlverdiente Strafpredigt zu halten, meint, daß die Bewohner des linken Rhein-

ufers mit Frankreich vereinigt werden müßten, um auf dieſe Weiſe der ſo gering zunehmenden Bevölkerung ſeines Vaterlandes aufzuhelfen.

Wie geſagt, wo es ſich um Frankreichs Größe handelt, da werden auch ſonſt vernünftige Franzoſen ihrer Vernunft beraubt und da Frankreich jetzt durch Deutſchland eine ſo beträchtliche Einbuße an Anſehn, Geld und Land erlitten, ſo werden ſie bei irgendwie günſtiger Gelegenheit ſofort bereit ſein, mit dem verhaßten Sieger anzubinden.

Es iſt demnach, da ein Kampf zwiſchen Deutſchland und Frankreich faſt mit mathematiſcher Sicherheit vorausgeſagt werden kann, eine ſich von ſelbſt ergebende Frage: wie ſteht es mit der Tapferkeit der Franzoſen? Es wäre nun thöricht, leugnen zu wollen, daß die Tapferkeit der Franzoſen im Allgemeinen eine glänzende iſt. Die zahlreichſten Beiſpiele zeugen hierfür und ebenſo Ausſprüche der in dieſem Punkte zum Urtheilfällen berufenſten Perſönlichkeiten. So geſtand der Herzog von Wellington ein: „er ſei nahe daran geweſen, durch die ſeltene Tapferkeit der Franzoſen beſiegt zu werden.“ Namentlich haben franzöſiſche Reiterregimenter (und dabei ſind die Franzoſen im Allgemeinen ſchlechte Reiter) Proben eines über alles Lobes erhabenen Muthes, den man faſt Tollkühnheit nennen möchte, abgegeben. So noch in der Schlacht von Sedan. Auch bei Waterloo hielten mehrere Reiterdiviſionen während zweier blutigen Stunden trotz der ungeheuren Verluſte, die ſie durch engliſches Feuer erlitten, keinen Augenblick mit ihren Angriffen inne, ſo daß ſie, wenngleich zu Hunderten niedergeſtreckt, doch auch ihrerſeits die feindlichen Fußſoldaten in dichten Garben hinmähten. (In neuerer Zeit hat die preußiſche Gardecavallerie in der Schlacht von Mars-La-Tour das bis dahin Großartigſte geleiſtet). Außer dem Lobe des eiſernen Herzogs, der dem Muthe des Feindes eine ſo unparteiiſche Würdigung zu Theil werden

ließ, wollen wir uns von einem nordamerikaniſchen Schriftſteller über die Tapferkeit der Franzoſen berichten laſſen, nämlich von Waſhington Irving. Dieſer behauptet nun, daß der Muth den Franzoſen auch bei hinſchwindendem Körper nicht verlaſſe. Seine hierauf bezüglichen Worte lauten:

„In der That verraucht der Geiſt eines Franzoſen nie, wie auch ſein Körper zuſammenſchrumpfen mag. Er verdichtet ſich eher und wird entzündlicher, je nachdem die irdiſchen Theile verſchwinden und ich habe oft in einem kleinen, muthigen franzöſiſchen Zwerge ſo viel Herzhaftigkeit gefunden, daß man einen leidlichen Rieſen damit hätte verſehen können."

Wie ſich die Kampfluſt ſchon in der Bruſt ganz junger Franzoſen regt, davon erlebte Goethe in ſeiner Kindheit eine ſeltſame Probe. Bekanntlich verkehrte der junge Wolfgang viel mit den Kindern franzöſiſcher Schauſpieler, die damals in Frankfurt am Main Vorſtellungen gaben. Beſonders häufig kam er mit einem jungen Derones zuſammen, der vermöge ſeines Alters nach den damaligen Erziehungsgrundſätzen noch der Ruthe unterlag. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, nach dem Schwerte oder der Piſtole zu greifen, wenn er ſeine Ehre angetaſtet glaubte.

„Einſt," ſo berichtet Goethe, „fiel es Derones ein, mir zu betheuern, ich hätte ihn beleidigt und müſſe ihm Satisfaction geben. Ich begriff zwar nicht, was ihm Anlaß geben konnte, ließ mir aber ſeine Ausforderung gefallen und wollte ziehen."

Von dieſer Kampfesluſt der Franzoſen, die ſchon im Knaben zu Tage tritt und wovon der jugendliche Goethe eine Probe erlebte, ſpricht auch Eduard Devrient in ſeinen Briefen aus Paris, wie folgende Stelle bezeugt:

„Schon in den Knaben findet man die Lebensverachtung, den ſoldatiſchen Geiſt ausgebildet, der dem Franzoſen ſo eigenthümlich iſt. Das Leben in irgend einem Kampfe dahin zu geben, ſcheint

ihm die allerbeſte Anwendung davon, darum iſt auch das Duell hier ſo ſchwer auszurotten. Der Franzoſe ſchlägt ſich ohne andern Grund, als aus Freude am Kampfe."

Auch der preußiſche Kriegsminiſter von Witzleben ſpricht ſich ſehr günſtig über franzöſiſche Tapferkeit aus. So ſchreibt er von einer Reiſe im Zarenreiche an ſeine Gattin folgendes:

„Ich benutzte die Zeit, da ich früher als der König ankam, um das Schlachtfeld in Krasnoi zu beſuchen und kam nicht ſehr erbaut von den ruſſiſchen Operationen, aber voll Erſtaunen über die franzöſiſche Tapferkeit zu Hauſe an."

Wie die Deutſchen niemals ihre Gegner verkleinern, ſondern ihnen ihre Verdienſte uneingeſchränkt zugeſtehen, ſo hat auch von der franzöſiſchen Tapferkeit im letzten Kriege ein Officier des 25ſten deutſchen Infanterie-Regiments Zeugniß abgelegt. Er ſchildert namentlich die Kämpfe ſüdlich von Belfort ſehr anſchaulich in einem anziehend geſchriebenen Buche, betitelt: „Feldpoſtbriefe eines Fünfundzwanzigers während des deutſch-franzöſiſchen Krieges von 1870 1871. Herausgegeben von Armin di Miranda." Der deutſche Officier ſagt nun in Betreff der Tapferkeit ſeiner jüngſten Feinde:

„Die Franzoſen machten immer neue Angriffe auf unſere Stellung und fochten mit bewundernswürdigem Muthe, die Officiere voran, mit hochgeſchwungenem Säbel ihre Leute anfeuernd."

Die deutſche Tapferkeit, iſt ſie auch vielleicht weniger ungeſtüm, als die franzöſiſche, ſo iſt ſie dafür doch ausdauernder und nachhaltiger, mithin bei irgend gleicher Streiterzahl des Endſieges faſt immer gewiß.

Daß die ungeſtüme franzöſiſche Tapferkeit häufig für den Ausgang der Schlachten verhängnißvoll war, bewieſen die furchtbaren Niederlagen, welche die kaltblütigen Engländer den heißblütigen Galliern bei Crecy, Poitiers und Azincourt beibrachten. Auch vor Ofen, wo ungefähr hunderttauſend vereinigte Deutſchen, Franzoſen

und Ungarn gegen die Türken kämpften, verdankten die Letzteren ihren Sieg zumeist der zügellosen Tapferkeit und Eitelkeit der Franzosen. Denn, als Graf Artois bemerkte, daß die Deutschen in ruhigem Vordringen den Türken sichtbare Vortheile abgewannen, da rief er, in seiner Eitelkeit beleidigt, seinen Landsleuten zu: „Wollt ihr den Deutschen den Ruhm dieses Tages lassen? Monjoye, St. Denis!“ Und nun stürzten sich die Franzosen wie eine Windsbraut auf die Türken, brachten aber durch diesen gegen alle Verabredung unternommenen Angriff den Schlachtplan in's Schwanken, wodurch der endliche Sieg verloren ging. Es fiel oder wurde gefangen in dieser Schlacht die Blüthe des französischen Adels. Coucy starb in der Gefangenschaft. Ferner fielen in die Hände der Türken Franzosen aus den ersten und glänzendsten Familien: Artois, Burgund, La Tremouille und viele Andere.

Diese ungestüme französische Tapferkeit hat demnach für die Standhaftigkeit des deutschen Heeres nichts Bedenkliches. Einmal sind die Deutschen viel kräftiger, als die Franzosen. Cooper sagt nämlich sehr richtig: „Die französische Armee hat ein mehr gewandtes und rühriges, als kräftiges Aussehn. Dann aber erträgt auch der Deutsche viel heldenhafter Wunden und sonstige Folgen der Feldschlacht. Wenn der Franzose sich gern mit dem Griechen vergleicht, so schreit er demnach auch, wie Ares, bei der Verwundung. Nicht so der Deutsche. Noch heute duldet er, wie die Helden der Nibelungen, unnennbare Körperpein mit erhabener Ruhe. Diese verschiedenen Eigenschaften des deutschen und französischen Kriegers hatte ein Arzt, Dr. Bauer, auf dem Schlachtfelde und in den Lazarethen Gelegenheit kennen zu lernen. Er theilt seine gemachten Erfahrungen in folgenden Worten mit:

„Uns trat hier so recht deutlich und frappant der Unterschied zwischen deutschen und französischen Verwundeten entgegen. Die Unseren ertrugen still, gefaßt und geduldig die oft unerhörten

Qualen und Schmerzen; das Bewußtſein, einen Antheil gehabt zu haben an dem großen Werke, lindert, tröſtet und kräftigt auch in den ſchwerſten und letzten Augenblicken; der weichlichere Franzmann wimmert, ſchreit und macht dem verbindenden Arzte durch thörichtes Gebahren oft mehr Noth, als die Wunden, an denen er darnieder liegt."

Der Marſchall Saint-Arnaud freilich, wie uns ein Bericht des Moniteurs während des Krimkrieges kundthut, hatte täglich mehrere Stunden am Krankenbette verwundeter franzöſiſcher Soldaten zugebracht und die große Nation auch in Ertragung von Schmerzen bewundern lernen. „Ueberall," ſo ſchrieb der Herr Marſchall, „finde ich die große Nation wieder; eine eiſerne Willenskraft, eine über jede Bewunderung erhabene Hingebung."

Wir trauen den ſchlichten Worten des deutſchen Arztes weit mehr, als den geſchmückten Redensarten des franzöſiſchen Marſchalls, der überdies durch ſeine Theilnahme am Staatsſtreiche vom 2. December anrüchig geworden.

Der Stoicismus der deutſchen Soldaten im Ertragen körperlicher Schmerzen fordert uns auf, der phyſiſchen, intellectuellen und moraliſchen Beſchaffenheit des deutſchen Heeres einen betrachtenden Blick zu ſchenken, umſomehr, da es früher oder ſpäter der galliſchen Rachſucht auf blutiger Wahlſtatt ſich gegenüber befinden wird.

Da die Tüchtigkeit des deutſchen Heeres auf der Tüchtigkeit der deutſchen Jugend beruht, ſo haben wir dieſer zunächſt unſere Aufmerkſamkeit zu widmen. Laſſen wir über die deutſche Jugend einen deutſchen Schriftſteller urtheilen, deſſen republikaniſche Ueberzeugung ihn zum Bürger der freien Schweiz machte und dem man einen ſcharfen Blick und einen gewetzten Ausdruck nicht abſprechen kann, mag er theilweiſe durch eine geſuchte Originalität in Uebertreibungen verfallen, die einem feineren Geſchmacke nicht zuſagen. Johannes Scherr nun, der weit mehr von der Schärfe des Juvenal,

als der Milde des Isokrates hat, steht voll Bewunderung vor der jetzigen deutschen Jugend, seine Anerkennung in folgenden warmen Worten ausströmend:

„Wäre ich zur Stunde dem Gefühle der Freude zugänglich, grenzenlos würde ich mich über die deutsche Jugend freuen. Sie ist viel besser, viel braver, viel tüchtiger, als ich zu hoffen wagte. An ihr sind also doch die schändlichen Lehren einer sittenlosen Utilitätstheorie wirkungslos abgeprallt, an ihr die Künste des auch in Deutschland von katholischen und lutherischen Jesuiten von der langen und der kurzen Robe gepredigten Cäsarismus zu schanden geworden. Segen über sie! Wo immer ich einen Zweifel an dieser Jugend ausgesprochen habe, feierlich widerrufe ich denselben."

Von der Bildung der deutschen Jugend giebt uns der bekannte Reichstagsabgeordnete Dr. Braun, dieser stets aufgeräumte Sohn Süddeutschlands, ein sehr bezeichnendes Beispiel. Er fuhr am 26. October 1870 von Rezonville nach Gravelotte und begegnete einer Heerde Ochsen, die von einem deutschen Soldaten getrieben wurden, der eine Brille trug und überhaupt etwas gelehrt aussah. Braun, um zu erproben, ob er den Soldaten in Bezug auf seine Gelehrsamkeit recht angesehn habe und zugleich von dem Wunsche erfüllt, dem Krieger, der solche unerhörte Strapazen vor Metz ausgestanden hatte, seine Achtung zu bezeugen, legte sich weit aus dem Wagen, verneigte sich vor dem Soldaten und rief mit schallender Stimme: „Saluto victorem!" Alsbald bekam er aus dem Munde des herzlich lachenden Soldaten die Antwort: „Dic potius pastorem!"

Daß deutsche Soldaten, wie es sich geziemt, in ihrer Muttersprache noch gewandter zu antworten verstehen, als wir es so eben im Lateinischen bemerkten, davon hatte der Kronprinz von Preußen Gelegenheit sich in Versailles zu überzeugen und er empfand eine

ebenso herzliche Freude darüber, wie Dr. Braun über das „Dic potius pastorem.“

Der Geburtstag der Kronprinzessin von Preußen ward am 21. November 1870 in Versailles durch das Springen der großen Wasser gefeiert. Der König und der Kronprinz, hoch zu Rosse, umgeben von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge, kamen aus dem Bosquet de la Colonnade angeritten, als plötzlich ein Hase, der bisher ruhig im Gebüsch gesessen hatte, durch das Getrampel der Pferde aufgeschreckt wurde. Er eilte in großen Sprüngen über den sogenannten Tapis vert, einen langen Rasenplan, der sich vor dem Apollobassin befindet. Da sich zu dem Getrampel der Pferde jetzt das laute Lachen der Reiter gesellte, so steigerte sich noch die Angst des armen Lampe; er machte einen gewaltigen Satz und fiel dabei in das Bassin, statt über dasselbe hinaus zu gelangen. Flugs sprang ein in der Nähe befindlicher Kanonier vor, zog seinen Säbel, beugte sich über das Bassin und gab dem Hasen, der zum Rande zurückstrebte, einen Hieb zwischen die Löffel, an dem er genug hatte. Der Kanonier zog seine Jagdbeute triumphirend aus dem Wasser. Da rief der Kronprinz in bester Laune dem Kanonier zu: „Das ist keine Kunst! Auf dem Lande müßt Ihr dem Kerle nachlaufen!“ Der im Reden, wie im Thun, gleich hurtige Kanonier antwortete: „Königliche Hoheit, im Laufen können wir es mit den Franzosen nicht aufnehmen.“ — Ein schallendes Gelächter von Seiten des vornehmen Kreises bewies, wie sehr es dort gefallen hatte, daß Deutschlands Söhne bei gesteigertem Selbstgefühle auch das Wort schlagend zu handhaben wissen.

Ueber die kräftige Erscheinung der deutschen Jünglinge — denn die Blüthe Deutschlands befand sich ja im germanischen Heerbanne — über die strammen Deutschen äußerte sich mit größter Anerkennung der Redacteur des „Cincinnati Commercial“, der nach Europa gekommen war, um von dem blutigen Wettkampfe zwischen zweien

der größten dortigen Völker ſeinen transatlantiſchen Leſern Bericht abzuſtatten. Nicht ohne einen verächtlichen Seitenblick auf die magern und eckigen Erſcheinungen des Yankeethums, bemerkte Maſter Halſtead:

„Unſern amerikaniſchen Knownothings — jenen Burſchen mit den dünnen Beinen und ſchlotternden Knieen, welche ſo gern die Deutſchen als „Dutchmen“ bezeichnen — würde es ausgezeichnet bekommen, wenn ſie Gelegenheit hätten, ſich einmal ſo ein-, zwei- bis dreimalhunderttauſend deutſche Soldaten anzuſehen. Unter zehntauſend derſelben findet man nicht einen heraus, der dem „Dutchman“, wie er auf unſern amerikaniſchen Bühnen figurirt, im entfernteſten ähnlich ſähe. Faſt allen Officieren und Soldaten ſteht die Intelligenz auf dem Geſichte geprägt. Man kann mehr Exemplare von wirklicher Mannesſchönheit — ſechs Fuß hoch, jedes Gelenk, wo es hingehört, Rock und Hoſe voller Muskeln — aus jedem Regiment derſelben herausleſen, als aus derſelben Anzahl von irgend welchen Soldaten, die ich je geſehen habe, ausgenommen vielleicht Sherman's Armee, zur Zeit, wo dieſelbe nach der Uebergabe Lee's durch Waſhington marſchirte. Unter den Landwehrofficieren ſieht man viele Gelehrtengeſichter. Bei den Soldaten iſt der vorherrſchende Ausdruck der der ernſten und gefährlichen Entſchloſſenheit. Alle ſind kräftig und robuſt, die Köpfe meiſt rund, die Augen weit auseinander, die Backen voll und von geſunder Farbe und Zähne haben ſie im Munde, die allein harten Brode gewachſen ſind, das die Armeelieferanten zu backen vermögen.“

An dieſe Schilderung des amerikaniſchen Reporters erinnert Friedrich Hecker in jener gewaltigen Feſtrede, mit welcher der wackere Sohn Deutſchlands, der die Heimath verlaſſen hatte, weil er dort nicht in vollen Zügen den Gottesodem der Freiheit einzuathmen vermochte, in der transatlantiſchen Republik die Großthaten jenes herrlichen Volkes feierte, aus deſſen Schooße er hervorgegangen.

Er bewies in dieſer von hoher Begeiſterung durchwehten Rede, daß, mochte ſein Haar auch gebleicht ſein, ſein Geiſt doch friſch und jung geblieben war. Nachdem Friedrich Hecker im Eingange ſeiner Rede daran erinnert, daß eine ununterbrochene Siegeslaufbahn, wie die des deutſchen Heeres in dem letzten Feldzuge, kaum in der Weltgeſchichte angetroffen werde, verweilt er bei dem kräftigen und markigen Ausſehn der Helden, die ſo große Thaten vollbrachten. Er ſchildert die breitſchultrigen Geſtalten, welche mit feſtem Kriegerſchritt in das Wüthen der Feldſchlacht zogen und den Correſpondenten amerikaniſcher Blätter Ausrufe der Bewunderung und Seitenhiebe auf den „ſchindelbeinigen Nativismus“ abnöthigten. „Wer könnte,“ rief Friedrich Hecker voll berechtigtem Stolzes aus, „wer könnte einem ſolchen Anprall, dieſer Vereinigung von Kraft und Stoff, von Muskel und Gehirn, widerſtehen?“ Dann verweilt er mit Behagen bei einzelnen Zügen deutſcher Kraft und erwähnt, wie die baierſchen Gebirgsſöhne die Turcos gepackt und ſo zu Boden geſchleudert hätten, daß die ſonſt ſo behenden Afrikaner das Aufſtehen verlernten. Und nun bricht er in den ſtolzen Ausruf aus: „Das ſind noch die alten Germanen, welche die in Ueppigkeit und Lüderlichkeit morſch gewordene römiſche Welt in Trümmer ſchlugen.“ Daß Hecker als gründlich unterrichteter Mann keine leeren Redensarten zu machen liebt, ſondern, wenn er Vergleiche aus dem Mittelalter herbeiholt, den von ihm erwähnten Gegenſtand in allen ſeinen Einzelnheiten kennt, beweiſt er dadurch, daß er nach Schilderungen von Schriftſtellern jener Periode uns die damaligen deutſchen Krieger vorführt. So zeichnet er uns die Söhne Germaniens, wie ſie unter Kaiſer Rothbart in die Städte Italiens einzogen: ihre hohen Geſtalten, ihr lockiges, blondes Haar, ihre blitzenden, trotzigen, blauen Augen, ihre helle Hautfarbe und erwähnt als beſonders charakteriſtiſch, daß eine Prinzeſſin von Aragonien bei'm Anblicke

dieſer herrlichen Deutſchen und ihrer „ſtrammen Schenkel und nervigen Arme in beredtes Entzücken ausgebrochen ſei.“

Friedrich Hecker gedenkt noch einer Lucretia von Siena, die, gleich der Lucretia Borgia und Katharina von Rußland, an kraftvollen Männergeſtalten großes Gefallen gefunden haben muß und die, als die ſchlanken und muskulöſen Germanen an ihr vorüberzogen, nach dem Berichte des Aeneas Silvius, in etwas mittelalterlich klingendem Deutſch ſich alſo äußerte:

„Wo findet man unter allen Völkern dergleichen Lîte? — — O, was liebliche Angeſichte ſie haben! — — — Das iſt ein ander Geſchlechte, denn unſre Entriche thun gebären.“

Und nachdem Hecker der körperlichen Kraft und Gewandtheit des deutſchen Heeres gerecht geworden, geht er auf die Zuſammenſetzung deſſelben über, die gleichfalls ſeine volle Anerkennung findet. Er ſagt, daß es ein wahrhaft herzerhebendes Schauſpiel ſei, zu ſehen, wie der Sohn aus der niedern Hütte des Tagelöhners und der Sproß aus dem ſtolzen Grafenſchloſſe Schulter an Schulter, Seite an Seite, die Gefahr beſtänden, wie neben dem Bauern der Gelehrte, neben dem Handwerker der Handelsmann ſich befinde, kurzum, wie alle Söhne der großen Mutter Germania gemeinſam für das theure Vaterland ihr Leben einſetzten. Er ſchließt dann ganz richtig, daß aus dieſer nahen Berührung und dieſem häufigen Gedankenaustauſche von den Gebildeteren Funken der Humanität hinüberſprühen zu den minder Aufgeklärten, während die Bravheit und Treuherzigkeit der Kinder des Volkes den Hochgeborenen Achtung einflöße vor dem echten Golde lauterer, unverfälſchter Geſinnung. „Das iſt echte Gleichheit und Brüderlichkeit!“ ruft der aus tiefſter Ueberzeugung Republikaner gewordene Hecker aus und wir wollen uns dieſes Ausſpruches freuen aus dem Munde eines unbeſtechlichen Volksmannes.

In dieſer begeiſterten Schilderung des deutſchen Heeres ſprach Hecker nicht blos ſeine Anſicht und die Meinung von Millionen ſeiner Stammesgenoſſen aus, die jenſeits des atlantiſchen Meeres eine neue Heimath fanden, ſondern er konnte auch ſicher ſein, daß ſeinen Worten alle hochherzigen Nordamerikaner zujauchzten, die es nicht vergeſſen hatten, daß bei dem Niederwerfen der gewaltigen Rebellion in den Südſtaaten Hunderttauſende von Deutſchen für die Sache der Gerechtigkeit bluteten und ſiegten. Wie dankbar die Nordamerikaner der deutſchen Tapferkeit in dem Seceſſionskriege gedachten, gaben ſie in der Adreſſe kund, die ſie an den General von Werder richteten. Man erinnert ſich vielleicht, wie zahlreiche, in Wien verweilende Amerikaner urſprünglich beabſichtigten, dem General von Werder, der mit geringer Truppenzahl einem übermächtigen Feinde heldenmüthigen Widerſtand geleiſtet hatte, einen ſilbernen, mit Bändern aus californiſchem Golde umwundenen Lorbeerkranz zu überſenden, wie ſie aber ſpäter dieſe Abſicht vernünftiger Weiſe dahin änderten, daß ſie das dafür zu verausgabende Geld den tapfern Soldaten beſtimmten, die unter Werder's Führung geſtanden und im Kampfe dienſtuntauglich geworden waren. An den General, der über dieſe ſeinen Soldaten geſpendete Gabe ſehr erfreut war, ging eine prachtvoll ausgeſtattete, in rothen Sammet eingebundene Adreſſe ab. Auf der einen Seite des Deckels erblickte man den deutſchen Reichsadler, auf der andern das amerikaniſche Sternenbanner. Die Amerikaner, die mit pomphaften Redensarten ſchnell bei der Hand ſind, nannten in der bezüglichen Adreſſe den General Werder „den deutſchen Leonidas", was diesmal in Berückſichtigung der außerordentlichen Leiſtungen des vortrefflichen Kriegsmannes nur eben zutreffend war. Dann tritt in dieſer Adreſſe das warme Gefühl und die dankbare Geſinnung zu Tage, die alle edler gearteten Söhne der großen transatlantiſchen Republik für Deutſchland beſeelt. Es heißt dort nämlich:

„Wir amerikaniſchen Bürger ſind begeiſtert für Deutſchlands Einheit und Größe; wir ſind der deutſchen Nation zu ewigem Danke verpflichtet. 300,000 wackere Söhne Germania's fochten in unſern Reihen, als es galt, gegen die Sklaverei zu Felde zu ziehen. Tauſende von deutſchen Männern und Jünglingen beſiegelten mit ihrem Blute den Bruderbund zwiſchen Amerika und Deutſchland. Franzoſen, Polen und Angehörige von andern Nationen in zahlreicher Menge ſtanden auf Seite der Verächter der Menſchenrechte, wir ſind deß wohl eingedenk und darum ein donnerndes Hoch dem deutſchen Reiche! Ein donnerndes Hoch den tapferen deutſchen Männern und ihren ausgezeichneten Führern!“

Sämmtliche Berichterſtatter ausländiſcher Zeitungen, die den deutſchen Soldaten in der Nähe betrachteten, wußten nur Günſtiges von ihm zu melden. Auch andere Augenzeugen aus fremden Völkern, unabhängige Männer, die nicht durch ein beſtimmtes Amt, ſondern durch den Reiz, den die großartigen Ereigniſſe auf ſie ausübten, nach dem Kriegsſchauplatze gelockt wurden, auch dieſe berichteten über das deutſche Heer auf das Vortheilhafteſte. So erzählt ein Engländer, wie er ſich auf dem Markte von Sedan preußiſchen Soldaten genähert habe, die mit dem Einkaufen von Eiern beſchäftigt geweſen. Die Frau, von der ſie die Eier eingehandelt, habe durch eine haſtige Bewegung, als ſie den Soldaten kleines Geld herausgeben wollte, einen Korb mit zum Wechſeln beſtimmter Münze umgeſtoßen und dieſe ſei auf der Straße umhergerollt. Die Soldaten hätten über die erſchreckte Miene der Verkäuferin gelacht, ſich aber dann ſchnell gebückt, um die kleine Münze aufſuchen zu helfen. „Ich denke mir,“ fährt der Engländer in ſeinem Berichte fort, „daß ſie nicht ein einziges Geldſtück wiedergeſehen hätte, wenn der Schauplatz ein deutſcher Laden und Zuaven an Stelle der deutſchen Soldaten geweſen wären.“

Der Engländer fährt dann in seinem Lobe des deutschen Heeres also fort:

„Die Leiden der Bewohner von Sedan würden viel größer gewesen sein, wenn die in jener Stadt einquartierten Deutschen sich nicht so schonend benommen hätten, wie es gewiß noch nie von einer Armee in Feindesland geschehen ist. Sie waren solide, ruhige Menschen und zahlten Alles baar, was sie brauchten."

Auch über die Religiosität der deutschen Soldaten hatte der Engländer Gelegenheit erbauliche Betrachtungen anzustellen. An dem Sonntage, der auf die Uebergabe Sedan's folgte, waren beide Kirchen der Stadt, die katholische und die protestantische, von den deutschen Soldaten zahlreich besucht. Die französischen Gefangenen spazierten dagegen auf den freien Plätzen vor beiden Kirchen auf und nieder, die Hände in den Hosentaschen, lachend und plaudernd, als ob nichts Außerordentliches vorgefallen wäre und als ob die großen Ereignisse, die so eben über sie dahingegangen, nicht zu innerer Betrachtung einlüden.

Von dem religiösen Sinne des deutschen Soldaten, von seiner Gemüthsinnigkeit, von der vergleichsweise hohen Bildung selbst der Niedrigsten, giebt ein Brief Kunde, den ein Königsgrenadier, der in Friedenszeiten Knecht auf einem Bauernhofe ist, an seine Mutter schrieb. Dort heißt es unter anderm:

„Es war Sonntag früh halb 4 Uhr, da ich den Brief bekam. Wir waren gerade aufgestanden und ich trank eine Tasse Kaffee, da mir der Unterofficier den Brief gab. Ich hatte Kopfschmerzen, daß ich gar nicht wußte, wo mir der Kopf stand, aber da ich den Brief von Euch bekam, da waren die Kopfschmerzen weg, aber die Thränen fielen mir schon bei den ersten Worten über meine Backen, das könnt Ihr Euch schon denken, denn ich bin einmal nicht so fest."

Dies eine Probe von dem tiefen Gefühl und dem schönen Gemüth, wodurch das deutsche Volk sich auszeichnet! Möge jetzt

das deutſche Soldatenthum ſich in ſeiner Religioſität ſelber ſchildern, wie es durch eine andere Stelle aus dem Briefe des Königsgrenadiers geſchieht! Die von uns in's Auge gefaßte Stelle lautet:

„Der liebe Gott hat uns bisher den Sieg in die Hände gegeben; er wird es auch ferner thun, weil wir unſchuldig ſind. Der Franzoſe hat es ſo verlangt, alſo hat ihn der liebe Gott geſtraft und wird ihn auch ferner ſtrafen, wenn er uns Unrecht thut. — Der liebe Gott helfe nur weiter, ich bitte ihn alle Tage, daß er mich noch einmal zu den Meinigen kommen läßt. Gott iſt ja der Nächſte, er iſt der Helfer und wird uns auch wieder helfen, wenn wir wieder in's Feuer kommen."

Und auch der Wiſſensdurſt, der ſich bei den Deutſchen bis in die unterſten Schichten erſtreckt, gelangt bei dem Königsgrenadier zum Ausdruck, was aus folgenden Worten hervorgeht:

„Ich wünſchte, ich hätte noch mehr gelernt, hier kann man es brauchen; aber an Mühe hat es bei'm Herrn Cantor nicht gefehlt."

Es klang demnach unendlich abgeſchmackt, als Herr Leon Gambetta, der leider nicht beide Augen aufmachen konnte, weil ihm das eine fehlte, das deutſche Heer, das nach dem Zeugniſſe aller Unparteiiſchen aus gebildeten, religiöſen und ſtrengſte Mannszucht haltenden Mannſchaften zuſammengeſetzt war, als dieſer einäugige Franzoſe die tüchtigſten und edelſten Krieger, die bis dahin die Weltgeſchichte ſah, als „Barbaren" zu bezeichnen die Frechheit hatte. Hiergegen ſich zu vertheidigen, wäre einer deutſchen Feder unwürdig. Aber wir wollen doch den alten Republikaner „Mazzini" dem jungen Republikaner „Gambetta" in Bezug auf den von ihm vorgebrachten Vorwurf antworten laſſen. Mazzini nun äußert ſich über das deutſche Heer und die deutſche Heeresführung, wie folgt:

„Wir hörten noch thörichtere Bezeichnungen als „Barbaren" und „neue Hunnen" gegen die Deutſchen ſchleudern wegen verein-

zelter Thatsachen, die unvermeidlich sind in einem zwischen fast zwei Millionen Menschen gekämpften Kriege, während doch die vom deutschen Obercommando gegebenen Verhaltungsmaßregeln unleugbar die einer ehrlichen, bisweilen hochherzigen Kriegsführung waren."

Aus dem so eben zu Ende gelangten Beweise, den wir meist durch den Mund fremdländischer Notabilitäten führten, wodurch er um so überzeugender ward, geht zweierlei schlagend hervor:

1) Die Deutschen sind, was die äußere Erscheinung, das Körperliche, anbetrifft, frisch, kräftig, blühend, kurzum, wo sie in Masse erscheinen, machen sie einen überraschend günstigen Eindruck.

2) Die Deutschen sind unter sämmtlichen Völkern Europa's die am meisten, d. h. bis in ihre untersten Schichten unterrichtete Nation, und, wenn sie hinter den Romanen und Slaven, was die Anmuth des äußern Benehmens und den gesellschaftlichen Schliff anlangt, theilweise zurückstehen, so übertreffen sie die beiden letztgenannten Völkergruppen doch unendlich, wo es sich um die echte Geistes- und Herzensbildung handelt. Wie sie die unvermischteste Nation Europa's sind, so bilden sie auch in Bezug auf Intelligenz, Gemüth, Sitte und Religion ein privilegirtes Volk, das bis dahin leider eine sehr nothwendige Eigenschaft entbehrte, nämlich das Selbstbewußtsein.

An Selbstbewußtsein haben die Franzosen dagegen mehr als zu viel. Loben nun die Franzosen ausnahmslos ihre Person und ihr Volk in unverschämtester Weise, so leistete doch Mirabeau hierin das Erstaunlichste, wie er denn überhaupt an Großrednerei — seinem glänzenden Talente wollen wir dabei keinen Augenblick zu nahe treten — kaum seinesgleichen finden dürfte.

Geben wir einige Beispiele, wie Mirabeau sich selbst herauszustreichen pflegte!

Als in der Nationalversammlung die Titel abgeschafft waren, und bei den vornehmen Familien, statt des Landgutes, von dem

die meiſten ihren volltönenderen Namen entlehnt hatten, die frühere, einfachere, bürgerliche Bezeichnung Platz griff, ſo ſahen ſich die erſten Barone der Chriſtenheit mit einem ſehr plebejiſch klingenden Namen bedacht und Mirabeau ward in „Riquet" umgetauft. Dies war nun gar nicht nach dem Geſchmacke des gewaltigen Volkstribunen aus der Provence, der ſich von der Tuchmachergilde in Marſeille einzig deshalb zu ihrem Vertreter hatte wählen laſſen, weil er ſich nicht verhehlte, daß ſeine adeligen Standesgenoſſen wegen ſeines früheren ſehr bedenklichen Lebenslaufes ſich niemals mit ihm ausſöhnen würden. Hatte ihn doch ſein eigener Vater trotz der philantropiſchen Bücher, die er ſchrieb, aus dem Hauſe geprügelt. Mirabeau wußte nun ſehr gut, daß er ſich durch ſeine flammende Beredtſamkeit in ganz Europa bekannt gemacht. Es war ihm deshalb durchaus nicht angenehm, als er plötzlich in den gedruckten Berichten der Nationalverſammlung ſich in „Riquet" verwandelt ſah. Den dadurch bei ihm erweckten Unmuth gab er ſehr deutlich zu erkennen, als er bei einer Gruppe von Reporters vorüberkam und ihnen zurief:

„Wißt ihr, daß ihr mit eurem Riquet Europa auf drei Tage in Verwirrung ſetztet?"

Mit ähnlichem Selbſtgefühle, oder richtiger geſagt, mit ähnlicher galliſcher Ruhmredigkeit ſchied er von Marie-Antoinette, als dieſe ihm in St. Cloud eine von ihm ſo heiß erſehnte Unterredung bewilligt hatte und bei der Entlaſſung ihm ihre Hand zum Kuſſe darbot. Bei'm Emporheben ſeines Hauptes von der Hand der ſchönen Königin, ſprach er mit ſtolzem Lächeln: „Dieſer Kuß, Madame, rettet die Monarchie."

Wenn den Auguſtus im Sterben ſeine Verſtellung nicht verließ, ſo Mirabeau nicht ſeine Eitelkeit und Ruhmredigkeit. Denn, als der Tod ihm ſchon näher und näher rückte, berauſchte er ſich

noch an ſtolzen und hochtönenden Redensarten, gleichwie er in den Tagen ſeiner jugendlichen Kraft mit gieriger Zunge aus dem Becher der Wolluſt ſchlürfte. Durch die Krankheit, die ſeinem Leben am 2. April 1791 ein Ziel ſetzte, auf das Siechbette geworfen, hörte er plötzlich vom Invalidenhotel her den ehernen Gruß der Geſchütze. Es galt irgend einer kriegeriſchen Feſtlichkeit. Doch Mirabeau, der, gleich dem eitlen Dubois, welcher, ſchon halb im Todeskampfe, noch militairiſche Ehrenbezeugungen für ſich in Anſpruch nahm, es für ſehr geboten erachtete, daß ihm nach ſeinem Tode, wie einem geſchiedenen Feldherrn, geſchehe, und der mit einer Größe zweiten Ranges ſich nimmer verglichen hätte, Mirabeau rief plötzlich aus: „Sie begehen die Todtenfeier des Achilles zu früh“. Natürlich war er der franzöſiſche Achilles und natürlich gebührten ihm bei ſeiner Beſtattung das donnernde Ehrengeleite der Geſchütze.

Wenn Mirabeau mit vollen Backen ſich ſelbſt pries, ſo genügen die Beſcheideneren unter den Franzoſen dem galliſchen Hange zur Selbſtvergötterung, indem ſie ihre Nation in den Himmel erheben und dabei natürlich — wenn auch nur in Gedanken — ihre eigene Perſon mit emporſchnellen. So ſagte Lamartine: „Wenn Gott eine Idee weltbefruchtend machen will, ſo legt er ſie in das Herz eines Franzoſen.“

Etwas „esprit“, wie man gerecht genug ſein muß einzuräumen, tritt bei dieſen franzöſiſchen Redensarten immer zu Tage. Nur kommt man nicht zur rechten Freude darüber, weil man ſtets durch die überwuchernde Eitelkeit verletzt wird.

Wenden wir uns jetzt zu franzöſiſchen Redensarten, denen es an Geiſt auch nicht gebricht, die aber einen wohlthuenden Eindruck hinterlaſſen, weil die ſprechende Perſon dabei gänzlich zurücktritt, und in den feinen und bezeichnenden Worten, die aus ihrem Munde tönen, nur die dermalige Sachlage glücklich zur Abſpiegelung gelangt.

Als Ludwig XIV. mit dem Prinzen von Condé*) die große Schloßtreppe in Verſailles hinaufſtieg, ſo gab ſich der greiſe Held die möglichſte Mühe, ſeine Schritte etwas zu beſchleunigen, weil er fürchtete, daß ſeine ziemlich langſame Fortbewegung den jugendlicheren und deshalb leichtfüßigeren König ungeduldig machen dürfte. Ludwig XIV., der die Anſtrengungen des neben ihm ſchreitenden, berühmten Kriegsmannes bemerkte, wandte ſich mit verbindlichem Lächeln zu ihm, indem er ſagte: „Mein Couſin, geben Sie ſich ja keine unnöthige Mühe! Wer ſo, wie Sie, mit Lorbeeren beſchwert iſt, kann unmöglich ſchneller gehen.“

Greifen wir aus dem reichen Vorrathe von feinen und verbindlichen franzöſiſchen Redensarten wenigſtens noch eine heraus!

Frau von Staël war in Wien angelangt, wo ſie bald nach ihrem Eintreffen den dort befindlichen Fürſten von Ligne beſuchte. Der geiſtreiche Fürſt freute ſich aufrichtig über die Gegenwart der hochbegabten und ſo wundervoll ſprechenden Schriftſtellerin, konnte aber nicht recht begreifen, als ſie im Laufe der Unterhaltung erwähnte, daß ſie ihren Sohn mitgebracht habe, was dieſer eigentlich in Wien machen ſolle. Wahrſcheinlich meinte der Fürſt, daß für den Sohn einer geiſtig ſo bedeutenden und von ſteter Schaffensluſt erfüllten Frau die Atmoſphäre von Wien zu ſchwer und dumpfig ſei. „Aber warum brachten Sie Ihren Sohn mit hierher?“ fragte der Fürſt, ſeinem Erſtaunen Ausdruck gebend. Frau von Staël, den Fürſten mit ihren funkelnden Augen anſchauend, antwortete:

---

*) Wir haben es vermieden, den Prinzen von Condé, der allerdings in manchen Schlachten ſiegreich war, der aber nichts ausrichtete, was ihn einem Alexander, Cäſar und Friedrich an die Seite ſtellt, nach franzöſiſcher Sitte „le grand Condé“ zu nennen. Der ſtrenge Geſchichtsforſcher geſteht dem Prinzen von Condé ebenſowenig, wie Ludwig XIV., das Prädicat „groß“ zu, was ihnen von den Franzoſen allerdings von jeher beigelegt worden. Zum Glück ſchreiben Letztere aber nicht allein die Geſchichte; ſonſt würde dieſe ein ziemlich ſeltſames Ausſehn bekommen.

„Warum? Um ihn in die Schule des Genies zu bringen.“ Der Fürſt von Ligne nahm dieſe feine Schmeichelei ruhig hin, gab ſie aber dann mit Zinſen zurück. Denn, ſich verbindlich gegen Frau von Staël verneigend, antwortete er: „In der Schule des Genies, Madame, befand er ſich ſeit dem Tage ſeiner Geburt.“

Ja, feine, verbindliche Rede und anmuthiges Benehmen haben die Franzoſen vor den meiſten Völkern voraus. Wenn die Iſabeau in der Jungfrau von Orleans zu den engliſchen Heerführern ſpricht:

„Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte drein zu ſchlagen;
„Der Franke nur weiß Zierliches zu ſagen,“

ſo liegt in dieſen Worten viel Wahres. In Bezug auf die Gewandtheit der Rede und des Benehmens übertreffen die Franzoſen und überhaupt die romaniſchen Völker die germaniſchen. Lord Cheſterfield, der für die Feinheit und Grazie des Benehmens ein ſo richtig beobachtendes Auge hatte, und der überhaupt ein ſehr kluger Mann war, ſprach es offen aus, wie ſchlecht die Engländer in Bezug auf geſellſchaftlichen Schliff neben den Franzoſen zu beſtehen vermöchten. Er ſagte: „Die Franzoſen haben in ihrem Betragen mehr verbindendes, anziehendes, einnehmendes, als wir.“ Und dieſe Anmuth des Benehmens, wodurch ſich die Franzoſen auszeichnen, bedingt natürlich auch eine anmuthige, liebenswürdige Ausdrucksweiſe, die Kunſt der Converſation mit einem Worte, das Hin und Her von reizenden, bezaubernden Redensarten, die keineswegs immer tief zu ſein brauchen, wenn ſie den geiſtigen Sinn nur eben ſo angenehm berühren, wie der Duft der Blume den körperlichen. Auf dieſem Felde ſtehen die Deutſchen weit hinter den Franzoſen zurück. Frau von Staël hatte nicht ſo ganz unrecht, wenn ſie behauptete, daß in Deutſchland nur „hommes supérieurs“ die Kunſt der Unterhaltung verſtänden. In Frankreich dagegen findet man dies Talent ſelbſt bei Leuten aus dem niedern Volke, und die hervorragenden franzöſiſchen Geiſter haben faſt alle auf

ihren Lippen den Honigseim des Hymettus. So spricht Professor Michelet, der Verfasser so vieler geistreichen Bücher, vollendet schön. Freilich stört gleich wieder bei ihm die französische Eitelkeit. Moritz Hartmann schildert das Selbstgefühl, mit dem Professor Michelet spricht, ungefähr in folgender Weise: „Er redet, als ob er auf dem Montblanc säße, und ganz Europa stumm und staunend zu seiner unerschöpflichen Beredtsamkeit herauflauschte.“ Uebrigens ist die Gabe des Schönredens fast immer mit der Neigung des steten Gehörtwerdens verbunden. So ließ Bogumil Goltz, der eine französische Suada hatte, als er eines Abends bei Heinrich Laube erschien, während zweier Stunden nur zwei Menschen sehr wenige Worte sprechen, nämlich den Wirth, der ihn einlud, sich zu setzen, und die Wirthin, die ihn fragte, wie lange er verheirathet sei. Sonst, wie gesagt, kam Keiner von den übrigen Anwesenden dazu, auch nur den Mund zu öffnen.

Alexander von Humboldt, obgleich er auch ganz wundervoll sprach — vielleicht am besten und gewandtesten unter allen Deutschen — war doch zu diplomatisch, um nicht, bei der genauen Kenntniß der menschlichen Natur, die im Ganzen lieber selbst agirt, als die Action Anderer bewundert, den Personen, mit denen er zusammen war, zu gestatten, daß sie auch von Zeit zu Zeit ihr Licht leuchten ließen, mochte es noch so schwach und glanzlos im Vergleich zu dem seinigen sein. Aber, weil er ein Meister der Conversation war, deshalb liebte er so den Aufenthalt in Paris und hatte alle möglichen Vorwände, um seine bereits von Friedrich Wilhelm III. sehr gewünschte Anwesenheit in Berlin entweder zu vertagen, oder, mußte er sich zu einem zeitweisen Erscheinen entschließen, seine baldige Abreise wieder vorzubereiten. Er hatte immer den bequemen Vorwand, daß er die Pariser Bibliotheken zu seinen Arbeiten nicht entbehren könne. Doch, da Humboldt Feinde am preußischen Hofe hatte, die ihm namentlich seinen Liberalismus

nicht verziehen, so verfehlten diese nicht, den König darauf aufmerksam zu machen, daß der berühmte und freisinnige Gelehrte den Aufenthalt in Berlin zu langweilig finde und alles Mögliche vorgebe, um nur nicht sein geliebtes Paris verlassen zu müssen. Das verdroß zuletzt den guten, aber aus sehr begreiflichen Gründen nicht gerade franzosenfreundlichen Friedrich Wilhelm III., und er ließ dem Kammerherrn und Geheimenrathe Alexander von Humboldt, der durch Titel und Jahresgehalt der preußischen Regierung verpflichtet war, ernstlich bedeuten, wie nach seiner Ansicht ein guter Deutscher den Aufenthalt unter den Franzosen gar nicht so lieben dürfe, weil dort nicht deutsche Redlichkeit und Treue wohne. So mußte denn Humboldt sich zum Abschiede von Paris entschließen, und er that es mit vielleicht nicht minder schwerem Herzen, als die berühmte Verfasserin der Corinna.

Wenn Frau von Staël sagte: „La conversation, comme talent, n'existe qu'en France," so hatte sie in diesem Ausspruche ganz recht, und da sie in der Conversation Alle ohne Unterschied weit hinter sich ließ, so schied sie natürlich mit Herzeleid von einem Schauplatze, auf dem sie täglich neue Lorbeeren erntete. Nicht blos, daß in Deutschland, das sie während der von Napoleon über sie verhängten Verbannung, nach der Schweiz, zuerst aufsuchte, doch immer nur eine kleine Anzahl gewandt französisch sprach, sie mithin einen nur wenig zahlreichen Zuhörerkreis zu bezaubern vermochte, nein, sogar die Schätzung ihres Talentes von Seiten Solcher, denen es an Verständniß der französischen Sprache nicht gebrach, war eine geringere. Denn die Deutschen bei ihrem ruhigeren Temperamente blendete zuerst ihr stetes oratorisches Feuerwerk, zuletzt aber machte es sie matt und schläfrig. So beschuldigte Frau von Staël während ihres Aufenthaltes in Weimar wiederholt Goethe, daß er mundfaul sei. Und den schwächlichen, leicht abgespannten Schiller hatte die vielredende Frau so mürbe gemacht, daß er erleichtert

aufathmete, als ſie endlich ihre Abreiſe von Weimar feſtſetzte, die für ſeine Nerven ſchon viel zu lange verſchoben war. Als ſein Mißgeſchick ihn in Berlin wieder mit ihr zuſammenführte — er ſchätzte ihren Geiſt und ihr Herz, aber ihr unaufhörliches Reden tödtete ihn — ſo vermied er auf's Gefliſſentlichſte die Cirkel, wo er ihr und ihrer Suada hätte begegnen können. Welchen Eindruck ihre franzöſiſche Redeluſt und ihr von der Zurückhaltung der deutſchen Frauen ſo abweichendes Betragen auf ihn gemacht hatte, geht am beſten aus einer Aeußerung hervor, die ihm entfuhr, als man gegen ihn den merkwürdigen Umſtand erwähnte, daß in dem Hauſe, wo Frau von Staël während ihres Aufenthaltes in Weimar Wohnung genommen, und wo es für gewöhnlich ſpuken ſollte, ſo lange ſie darin verweilte, ſich das Rumoren eines böſen Geiſtes nicht bemerklich gemacht habe. Da rief Schiller mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit aus: „Das will ich glauben. Vor dem Weibe hat ſelbſt der Teufel Reſpect!“

Demnach wiſſen die klügſten und begabteſten Deutſchen häufig die Vorzüge der franzöſiſchen Converſation gar nicht zu ſchätzen, weil bei dieſem ewigen Funkenſprühen und raſtloſem Abhetzen des Geiſtes ihre weniger elaſtiſche Natur leicht ihre Schnellkraft verliert. Um den Franzoſen in Bezug auf ihr Unterhaltungstalent gerecht zu werden, muß eine ähnliche Sprechader vorhanden ſein. Dies war nun bei Alexander von Humboldt und Rahel von Varnhagen der Fall. Er unter den Männern und ſie unter den Frauen hatten von ſämmtlichen Deutſchen vielleicht den feinſten franzöſiſchen Verſtand und die glätteſte franzöſiſche Zunge. Deshalb nahm Rahel die in Berlin verweilenden und mit ihr in den Salons häufig zuſammenkommenden Franzoſen ſtets gegen deutſche Ausſtellungen in Schutz. Sie nannte ſie ihre „lieben, kleinen Franzoſen.“ Und als der Friede von Paris geſchloſſen war, da bekannte Rahel, daß ſie ſich zu ihm vorzüglich auch deshalb freue, weil ſie doch nun

mit gutem Gewissen die „charmante nation“ liebhaben dürfe. Das Fesselnde und Allbezwingende der Franzosen schildert Goethe in folgenden Versen:

„So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist, mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber, mit unwiderstehlicher Anmuth.“

Sind demnach die größere gesellschaftliche Grazie und die Begabung für feine und nie versiegende Conversation den Franzosen zu Theil gewordene Vorzüge, gegen die nur wenige Deutsche aufkommen können, so fragt es sich doch, da jene ebengenannten und anerkannten Vorzüge zuletzt mehr ein socialer Zierrath, als eine nationale Nothwendigkeit sind, so fragt es sich doch, in welchem Volke der Strom der Bildung breiter und tiefer fließe. Und da hat denn dem deutschen Nilstrome überallhin sich ergießender intellectueller Befruchtung Frankreich nichts Aehnliches gegenüberzustellen. Um uns bestimmter und specieller auszudrücken, ein Jeder, der mit weitem Blicke einen großen geistigen Schauplatz zu überfliegen vermag, wird ohne Schwanken dem intelligenten Deutschland in Bezug auf Breite und Tiefe der Cultur die Palme zuerkennen. Wie Frau von Staël sich in dieser Beziehung über Deutschland ausgesprochen, erwähnten wir bereits. Im siebenten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts zeugte aber für Deutschland der französische Unterrichtsminister Duruy, der mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln — freilich konnte er dem allmächtigen Klerus gegenüber zuletzt doch nicht durchdringen — durchaus für Frankreich den in Preußen bestehenden obligatorischen Unterricht ebenfalls wollte bindend machen. Der Minister Duruy war einsichtig genug, um den Widerstand des französischen Klerus sofort in seine Berechnung zu ziehen. Denn, so lange die katholische Kirche mit wunderthuenden Knochen, Zähnen und Kleidern von sogenannten Heiligen die große Menge zu verdummen beflissen ist, kann sie nicht wünschen, daß die Urtheilsfähigkeit

der unter ihre Fahnen gesammelten Massen durch einen guten Schulunterricht geweckt und gestärkt werde. Um nun den zähen Widerstand des Klerus brechen zu können, wollte sich der Unterrichtsminister Duruy auf den zu seiner Zeit fast noch allmächtigen Napoleon III. stützen. Damit der Kaiser einen recht anschaulichen Begriff von der erschreckenden Unwissenheit der meisten französischen Landbewohner bekomme, ließ er eine Karte von Frankreich anfertigen, auf welcher die einzelnen Departements dunkel oder hell angegeben waren, je nach der Zahl Derjenigen, die lesen und schreiben konnten, oder nicht. Und da sah es zum Erstaunen Europa's in dem Frankreich, das sich rühmt, an der Spitze der Civilisation zu marschiren, fast zur Hälfte stockfinster aus, indem nämlich über ein Drittel der Franzosen und Französinnen weder lesen noch schreiben können.

Wir halten es für angezeigt, daß die Franzosen sich ihre Unwissenheit selbst bescheinigen. Sind sie doch nur zu geneigt, sobald sie von Seiten der Deutschen etwas ihre Eitelkeit Verletzendes zu hören bekommen, diese der Lüge zu beschuldigen. Freilich fällt dieser Vorwurf der Lüge von Seiten der Franzosen nicht in's Gewicht, da der Fürst von Bismarck und der berühmte Afrikareisende Baron von Maltzahn ihnen mit gutem Grunde den Sinn für Wahrheit gänzlich abgesprochen. Auch klagte bereis das Journal des Débats: „Unsere Erbsünde ist die Lüge." Beschuldigen demnach die Franzosen Jemanden der Lüge, so ist dies ein Zeugniß der Wahrhaftigkeit.

Damit die Franzosen in ihrer Unwissenheit sich selbst schildern mögen, geben wir aus dem Journal des Débats, das, sobald man die an Verblendung streifende Eitelkeit des französischen Nationalcharakters in Erwägung zieht, für die Schäden seines Landes merkwürdig unverschleierte Angen hat, vom 4. Januar 1872 stellenweise den offenen Brief eines sehr verständigen Lehrers,

in welchem dieſer ſich über den erſchreckenden Mangel an Schulbildung ausſpricht, der Frankreich hinter ſämmtliche proteſtantiſche Staaten des europäiſchen Feſtlandes weit zurücktreten läßt. Es heißt in dieſem Briefe: „Qui pourrait croire en effet que parmi cette foule d'artisans qui enfantent chaque jour, dans nos villes et dans nos compagnes, des prodiges de travail et d'industrie, bon nombre ne sait ni A ni B? Qui se douterait que parmi ces jeunes soldats qui se battent comme des lions et meurent comme des héros sur le champ de bataille, 30 sur 100 ne savent ni lire ni écrire, que parmi ces filles qui manient si bien l'aiguille, très peu savent manier la plume, et que sur 100 filles bonnes à marier, 43 à peine pourraient signer leur nom sur les registres de l'état civil? Rien n'est plus vrai pourtant; car notez bien que ces chiffres ne sont pas des chiffres approximatifs ou inventés à plaisir; ils sont puisés à des sources officielles et fixés par une enquête longue et minutieuse sur la situation de l'instruction populaire en France. (Voir le Bulletin administratif du ministère de l'instruction, nos 66 et 158). Nous aimons nous entendre appeler le peuple le plus poli, le plus spirituel, du monde; rien de mieux. Mais ne semble-t-il pas qu'un peuple aussi poli ne perdrait rien de sa politesse à savoir lire et écrive, et qu'une nation aussi spirituelle ne pourrait que gagner à montrer autant, ou même un peu moins d'esprit et plus d'instruction?“

Mit Recht ſagt der franzöſiſche Lehrer nach dem von ihm mitgetheilten Ergebniſſe erſchreckender Unwiſſenheit unter den niedern Claſſen ſeines Volkes:

„Voilà les vérités, mais peu consolantes que la statistique nous apporte. Ainsi la France, ce pays de libre pensée et du suffrage universel, est en grande partie en proie à la lèpre

de l'ignorance. Dans ce pays, si souvent proclamé le premier du monde, bien des mères ne pourraient apprendre l'alphabet à leurs petits enfants, et des milliers de chefs de famille, pour établir un compte, écrire une lettre, sont obligés d'avoir recours à la main d'autrui.“

Daß auch die Nähe von Paris auf den Bildungsſtandpunkt der umherwohnenden Bevölkerung von keinem aufhellenden Einfluſſe iſt, ſondern daß man in dem Umkreiſe einer Stadt, die Victor Hugo durch die überſchwänglichſten Lobeserhebungen als eine Minerva des Weltalls hinzuſtellen bemüht war, daß man im Umkreiſe von Paris einer unglaublichen Unwiſſenheit begegnet, bezeugt ebenfalls eine Stelle aus dem Briefe des ſchon erwähnten Lehrers. Da das in ſeinen Mittheilungen ſo vorſichtige Journal des Débats dieſem Briefe ohne Bedenken ſeine Spalten öffnete, ſo bürgt es für deſſen Inhalt. Dieſe Stelle, die für die in dem Umkreiſe von Paris herrſchende Unwiſſenheit ſehr beweiſend iſt, geben wir unverkürzt wieder. Sie lautet:

„Il semblerait que le voisinage de Paris, ce foyer de lumières, dût mettre les hommes à l'abri des inconvéniens, disons le mot, des humiliations de l'ignorance. Il n'en est rien; il y a tout lieu de croire, au contraire, que la banlieue de Paris n'est pas mieux favorisée que le reste de la France. On raconte qu'il n'y a pas longtemps, il y avait dans une localité voisine de Paris, un conseil municipal où, le maire et l'adjoint exceptés, un seul membre savait lire. MM. les conseillers, ayant à vérifier les comptes de la commune, se trouvèrent dans un embarras cruel; ils prièrent le percepteur de les leur expliquer; mais celui-ci, sans égard pour leur détresse, jeta les comptes devant eux et leur dit: „Allez apprendre à lire.“

Man kann ſich nach dem Gehörten nicht wundern, wenn der franzöſiſche Lehrer ſein Schreiben mit dem Wunſche ſchließt: „Espérons que le temps n'est pas éloigné où de bonnes et sages mesures seront prises pour doter notre pays de cette forte et solide assise d'nn enseignement populaire largement distribué, qui, en augmentant la moralité des populations, nous épargnera cet aveu pénible à faire que, pendant qu'en Suède la proportion des habitans qui ne savent ni lire ni écrire est de 1 sur 1,000, en France cette proportion est, dans les classes populaires, de 1 sur 3.“

Nach einer aus dem Anfange des ſiebenten Jahrzehnts unſers Jahrhunderts ſtammenden Unterſuchung in Betreff der größern oder geringern geiſtigen Cultur in den verſchiedenen Ländern der Erde ſtellte ſich folgendes Ergebniß heraus:

In den Vereinigten Staaten können fünf Procent weder leſen noch ſchreiben; in Preußen ſind es nur drei auf hundert, denen jeglicher Unterricht fehlt; im Königreich Sachſen, das wir wiederholt wegen ſeiner rühmenswerthen Schulbildung hervorhoben, fand ſich kein einziger, der nicht die Elemente beſeſſen hätte, die ihn zum Vordringen in höhere und edlere Regionen befähigten. Dahingegen ſah es in Frankreich ſehr traurig aus. Es giebt Departements, wo die Zahl Derer, die weder leſen noch ſchreiben können, 66 Procent beträgt. Ja, ein Departement des ſüdlichen Frankreichs bot den traurigen Anblick dar, daß unter 75 jungen Leuten, obgleich ſie die „école primaire“ beſucht hatten, 63, als ſie in's Heer eintreten mußten, weder leſen noch ſchreiben konnten. Der Unterſchied zwiſchen katholiſcher und proteſtantiſcher Bildung ſtellt ſich auf's Deutlichſte in dem Departement de l'Ain heraus, wenn man daſſelbe mit dem nahe gelegenen Canton Genf vergleicht. Im ſchweizer Canton kann Jeder leſen und ſchreiben, im Departement de l'Ain konnten 21 auf hundert weder leſen noch ſchreiben.

Und wie leicht nehmen es die franzöſiſchen Prüfungsbehörden, um nur nicht allzu beſchämende Bildungs- oder vielmehr Unbildungs-Ergebniſſe zugeſtehen und verkünden zu müſſen! Wenn der zu Prüfende nur einige höchſt undeutliche, kaum Buchſtaben ähnliche Hieroglyphen auf ein Stück Papier malen kann, ſo wird ihm beſcheinigt, daß er ſchreiben könne.

Natürlich machen die meiſten Franzoſen, wenn ſie den ſo unangenehmen Anblick haben, hinter andern Völkern auf irgend einem Gebiete zurückzuſtehen, bei ihrer unheilbaren Eitelkeit ſchnell beide Augen zu. Die Männer aber von ſtärkeren Nerven und feſterem Gepräge, deren es doch immer einige unter ihnen giebt, empfinden es ſchmerzlich, daß ihr Volk, welches im Großen und Ganzen ſich ſchöner Anlagen rühmen darf, wegen des ſchlechten Schulunterrichts auf ſo niederer Bildungsſtufe beharrt. Graf Gobineau, dieſer an Geiſt und Herz gleich hervorragende Franzoſe, hatte ſeit Langem den verfinſterten Zuſtand ſeines Volkes beklagt, den er größtentheils dem katholiſchen Klerus Schuld geben mußte, da dieſer überall mit ſeinen ſchwarzen Kutten dem Lichte in den Weg trat. Die Ausſprüche des Grafen Gobineau lauten für die franzöſiſche Geſammtbildung förmlich niederſchmetternd, ſo daß es in Italien, Spanien und Irland, wenigſtens was die Landbevölkerung anlangt, kaum ſchlimmer ausſehen kann. Graf Gobineau ſagt nun von ſeinen Landsleuten:

„Die überwiegende Menge der Bewohner Frankreichs iſt weit zurückgeblieben und ſteckt in tiefer Barbarei.“

Ferner:

„In manchen andern Ländern ſind die für Aufrechterhaltung der Civiliſation weſentlichen Begriffe und Anſchauungen mit allen Claſſen verwachſen, aber bei uns in Frankreich iſt das nicht der Fall. So iſt z. B. die allerwichtigſte und ſo leicht zu erlernende

Elementarkenntniß: Leſen und Schreiben, ein Geheimniß für die weit überwiegende Mehrzahl unſerer ländlichen Bevölkerung."

Was aber am allerbedenklichſten für die mögliche intellectuelle Aufrichtung der franzöſiſchen niedern Claſſen lautet, iſt die Behauptung des Grafen Gobineau, daß ſie ſich ihrer Unwiſſenheit nicht ſchämen, ſondern im Gegentheil zu verhehlen bemüht ſind, wenn ſie über die dichteſte geiſtige Finſterniß glücklich hinausgelangten. Graf Gobineau führt nämlich als Ergebniß ſeiner genauen Nachforſchungen in Bezug auf den intellectuellen Zuſtand der franzöſiſchen Bauern folgendes an:

„In manchen Theilen Frankreichs wollen ſie nicht einmal merken laſſen, daß ſie Leſen und Schreiben gelernt haben. Noch mehr: ſie geben ſich alle Mühe, das Franzöſiſche wieder zu vergeſſen, und reden ihr Patois."

Pückler-Muskau erwähnt in ſeinen „Jugend-Wanderungen" (aus dem Jahre 1808), wo er von einem Aufenthalte in Südfrankreich ſpricht, die faſt unglaubliche Unwiſſenheit der Franzoſen. Er erzählt unter Anderm:

„Schon in einiger Entfernung von Orange bemerkte ich den Triumphbogen des Marius, der nahe am Stadtthore ſteht. Da ich ihn nicht ganz genau erkennen konnte, frug ich einen wohlgekleideten Mann darnach, der auf mich zugeritten kam; er antwortete, es ſei ein Alterthum aus den Zeiten der Semiramis und ſehr merkwürdig. — Bei aller Superiorität, die die Franzoſen über uns zu haben glauben, und in Hinſicht auf Lebensbildung mit Recht in Anſpruch nehmen, iſt doch auch ihre Unwiſſenheit dem hierin beſſer erzogenen Deutſchen ſtets höchſt auffallend."

Iſt alſo der Culturſtandpunkt der ländlichen Bevölkerung, ſo wie der niedern Claſſen in den Städten Frankreichs, ein ſehr geringer, was zumeiſt der Verdummungsbefliſſenheit des Klerus Schuld gegeben werden muß, ſo darf man dabei doch nicht vergeſſen, daß

der französische Volksgenius sich als ein feiner, für jede Kunst und Wissenschaft geeigneter herausstellt. Es würde demnach unter günstigeren Verhältnissen — wir meinen, wenn Bischöfe, Jesuiten und andere Dunkelmänner nicht mehr ägyptische Finsterniß verbreiten — auch der geistige Horizont dieses so schönen, in vieler Hinsicht bevorzugten Landes einen wohlthuenden Anblick darbieten. Schon jetzt darf Frankreich — die Uncultur der Landbevölkerung und der niedern städtischen Elemente zugestanden — für sich beanspruchen, auf jedem Felde der Kunst und Wissenschaft Achtbares, auf manchem Gebiete des Wahren und Schönen Vorzügliches geleistet zu haben. Wie achtungsvoll der große Chemiker Liebig über die französische Wissenschaft denkt und in Folge der den Deutschen eigenthümlichen Gerechtigkeit gegen das Ausland sich öffentlich darüber aussprach, davon zeugen die Worte, die in seiner Rede vorkommen, welche er am 112. Stiftungstage der baier'schen Akademie der Wissenschaften (den 28. März 1871) hielt, und in der die auf Frankreich bezüglichen Worte so lauten:

„Wir verkennen nicht, was wir den großen Philosophen, Mathematikern und Naturforschern Frankreichs verdanken, die in so vielen Gebieten unsere Lehrer und Musterbilder gewesen sind."

Auch Professor von Giesebrecht sprach sich mit hoher Anerkennung über die wissenschaftlichen Leistungen der Franzosen aus. Er sagte unter anderm dort, wo er auf die Selbstüberschätzung der Franzosen zu sprechen kam und die Deutschen zu unermüdlichem Streben nach immer höhern Zielen ermahnte:

„Je machtvoller ein Volk dasteht, desto mehr schuldet es der Menschheit, und nur im steten Ringen nach Vervollkommnung wird es sich auf der Höhe erhalten. Wie leicht eitle Selbstgenügsamkeit zum Fall bringt, sehen wir jetzt in erschreckender Weise an einer hochbegabten Nation, welche früher für die Welt so Großes geleistet

und der wir selbst so viele geistige Anregungen, auch das erste Vorbild unsrer Universitäten, verdanken."

Es hat überhaupt sein Bedenkliches, weil so viele Franzosen höchst einseitig urtheilen, und weil so bedeutende Bruchtheile der französischen Landbevölkerung in gänzliche Unwissenheit versenkt sind, deshalb die französische Oberflächlichkeit zum Axiom zu machen und jeder französischen Leistung von vornherein Tiefe und Gewissenhaftigkeit abzusprechen. Ein solches Urtheil würde große Oberflächlichkeit von Seiten Desjenigen verrathen, der es zu fällen sich erdreistete. Wir sprachen es schon aus, daß Frankreich auf jedem Felde der Kunst und Wissenschaft Schößlinge getrieben von reichster und vollster Lebenskraft. Vergegenwärtigen wir uns nur, um nicht einzelne Franzosen aufzuzählen, die Leuchten der Wissenschaft waren — wir könnten mit ihren Namen Seiten anfüllen — was Monge und andere Koryphäen seiner Nationalität inmitten der Stürme der Revolution leisteten, so ist dieses wahrhaft erstaunlich und zwingt uns zur bewundernden Hochachtung. Und ebenso brachte ja die ägyptische Expedition, mochte sie auch politisch gescheitert sein, wissenschaftlich die reichste Ausbeute. Aehnlich hat ein französischer Gelehrter während der Unruhen des letzten Krieges preiswerthen wissenschaftlichen Forschungen obgelegen. Wir meinen Garcin de Tassy. Wer hätte nicht mit höchster Befriedigung und mit willkommener Erweiterung seines geistigen Horizontes gelesen, was Garcin de Tassy über die Fortschritte der Cultur in Indien berichtet? Wie nun der ebengenannte gelehrte Franzose helles Licht über das Culturleben Indiens verbreitet, so haben viele französische Gelehrte Licht verbreitet über die von ihnen übersetzten philosophischen Werke deutscher Geistesheroen. Wußten diese doch meist ihren tiefen und reichen Gedankenschatz nicht in eine geschmackvolle Form zu kleiden, sondern brachten die hellenische Schönheit der Idee durch barbarischen Ausdruck häufig um alle

Wirkung. Wenn Heinrich Laube von der Schreibweiſe des Profeſſors Gervinus nicht mit Unrecht ſagte, daß es bei ihr dem Leſer oft vorkomme, als ob ihm ein Stück Cyclopenmauer an den Kopf geſchleudert werde, ſo hat auch Hegel in Bezug auf ſchwerfällige Einkleidung ſeiner Gedanken Erkleckliches geleiſtet. Als Muſter eines Briefes, wie er nicht ſtiliſirt werden muß, iſt uns immer ein kurzes Schreiben Hegel's an den Profeſſor Gans in Erinnerung geblieben. Letzterer hatte nämlich für ſeine ſehr beliebten Vorleſungen ein Auditorium benutzt, das der ſich damals als Dictator in Berlin geberdende Günſtling des Miniſters Altenſtein einzig für ſeinen Gebrauch beſtimmt glaubte. Wenn man vielleicht zur Entſchuldigung für die eckige, jeder Grazie entbehrende Faſſung des Hegel'ſchen Schreibens anführt, daß der berühmte Profeſſor damals im Zorn geweſen, mithin für den Gedankenwurf nichts habe thun können, ſo erwiedern wir darauf, daß Jemand, der über Klarheit und Anmuth des Ausdrucks gebietet, auch im Zorn dieſe ihm zur andern Natur gewordenen Eigenſchaften bewahrt. Und dann hat ein berühmter Mann vor allem darauf zu ſehen, daß er ſich keine Blöße gebe. Einem Freunde kann man die Gedanken in Schlafrock und Pantoffeln vorführen, nicht einem Feinde. Ihm gegenüber legt man den Küraß feſteſter Wiſſenſchaftlichkeit an, ſobald man eine Polemik gegen ihn eröffnet, oder läßt in einem an ihn gerichteten Briefe bei zugeknöpfteſtem Herzen doch über die mitzutheilenden Zeilen die vollſte Anmuth eines urbanen Stils gleiten. Denn dieſer iſt für den ſchriftlichen Verkehr höhergearteter Naturen ebenſo eine unerläßliche Pflicht, wie für den geſellſchaftlichen Umgang Grazie und Schönheit der Formen. Wenn Schopenhauer in ſeiner von Neid und Ueberhebung nicht freien Weiſe dem großen deutſchen Dialectiker vorhält, daß er ihm zu wiederholten Malen Unwiſſenheit nachgewieſen, ſo würde es uns jedenfalls nicht ſchwer fallen, aus den Hegel'ſchen Schriften zahlreiche Stellen anzuführen, in denen

griechiſche Klarheit, Anmuth und Schönheit ſchmerzlich vermißt werden.

Unter den philoſophiſchen Werken von deutſchen Denkern erſten Ranges, die vortrefflich in's Franzöſiſche überſetzt wurden, möchten wir hervorheben: Éléments métaphysiques de la doctrine du droit par J. Barni. Indem wir uns vollkommen dem Lobe beigeſellen, das dieſer Ueberſetzung in der „Illustration“ zu Theil ward, können wir uns doch nicht der Anſicht des franzöſiſchen Kritikers anſchließen, der Kant den „dunkelſten“ unter den deutſchen Philoſophen nennt. Kant iſt im Gegentheil von wunderbarer Klarheit im Vergleich zu der Terminologie ſeiner Nachfolger.

Wenn wir nun die philoſophiſchen Werke der großen deutſchen Denker, die in Bezug auf ſchöne Form ſich ſo vieles zu Schulden kommen laſſen, in der franzöſiſchen Ueberſetzung für jeden Gebildeten verſtändlich wiedergegeben ſehen, ſo glauben wir gern an die Aeußerung Heinrich Heine's, die Xavier Marmier anführte, als er bei ſeiner Aufnahme in die franzöſiſche Akademie eine jener glänzenden Reden hielt, wie man ſie in jenen Räumen der vierzig Unſterblichen zu hören gewohnt iſt. Marmier nun erzählte, daß ihm Heine eines Tages geſagt habe: „Wenn ein Buch über Philoſophie im Deutſchen erſchienen iſt, ſo warte ich, bevor ich es leſe, daß es in's Franzöſiſche überſetzt worden.“ Ja, die waſſerklare und durchſichtige Proſa, die Gervinus den Franzoſen nachrühmt, bleibt ihr unbeſtreitbares Eigenthum. Die deutſche Sprache dagegen iſt für Poeſie unendlich geeigneter, als die franzöſiſche, inſofern ſie für die Ausdrücke der innigeren und höheren Empfindung gleichſam eine zweite Sprache beſitzt, während das Idiom Boileau's, wie Theodor Mundt in ſeiner „Kunſt der deutſchen Proſa“ ganz richtig bemerkt, „einen ſo ausgebildeten Unterſchied zwiſchen populärem und ideellem Ausdruck gar nicht kennt.“ Wiederum

hat die franzöſiſche Proſa mehrfache Vorzüge, worin ihr die deutſche nicht gleichkommt.

Gehen wir jetzt zu einer näheren Betrachtung der deutſchen und franzöſiſchen Sprache über, die ja das beſeelte Inſtrument ſind, auf welchem die großen Meiſter der Gedanken und Gefühle in beiden Nationen ihre hoch erhebenden und ſüß bewegenden Symphonien abſpielten!

Wir wiſſen ſehr wohl, daß die tiefen und nicht genug zu ſchätzenden Forſchungen von Diez über die romaniſchen Sprachen im Allgemeinen, ſowie über die eigentlichen Quellen des Franzöſiſchen im Beſondern viel Licht verbreitet haben. Indeß bleibt es immer gewagt, auf jene Forſchungen geſtützt, wie es hier und da geſchehen, behaupten zu wollen: „Das Franzöſiſche iſt ein plattes, durch eine landſchaftliche Ausſprache verdorbenes Latein, dem theils in Folge germaniſcher Invaſionen, theils als geringer Ueberreſt eines urſprünglichen Stocks, der weit über die Zeiten der römiſchen Eroberung hinausweiſt, manches barbariſche Element beigemiſcht wurde.“ Einſeitig iſt auch die Behauptung, das Franzöſiſche müſſe als ein galliſch geſprochenes Latein aufgefaßt werden. Richtig dagegen iſt, daß das Celtiſche ſchließlich über das Römiſche und namentlich über das Germaniſche ſiegte — Letzteres wich im neunten Jahrhunderte faſt bis zum Verſchwinden zurück, nachdem es in den beiden voraufgegangenen Jahrhunderten der aus Celtiſchem und Römiſchem gemiſchten Sprache der Gallier einen breiten Stempel aufgedrückt hatte — daß das Celtiſche, nach faſt gänzlicher Verdrängung des früher ſehr mächtigen Deutſchen, ſich mit Römiſchem erquickend, die franzöſiſche Sprache ſchuf, die im Laufe der Jahrhunderte ſich zu wunderbarer Klarheit und Durchſichtigkeit ausbildete. Dagegen iſt die franzöſiſche Sprache nicht ſo urſprünglich, nicht ſo aus jungfräulichem Boden hervorquellend, als die deutſche, nein, ſie iſt gemiſcht, dadurch von früh auf mit einem gewiſſen

Zwange behaftet und nicht mit der elementaren, stets neue Wurzeln treibenden Kraft ausgestattet, wie das germanische Idiom. Aber wie scharf und fein zugleich ist das Französische trotz ursprünglich ungünstiger Beschaffenheit allmälig geformt und ausgebildet worden! Wie hat die französische Sprache gelernt, alles mit eigenen Lauten und eigenen Worten zu sagen — die fremden wenigstens so umgeformt und gewobelt, daß ihre Entlehnung nur dem Etymologen erkennbar bleibt — während die so ungleich reichere deutsche Sprache überall sich zu kläglichem Borgen entschloß, und zumeist bei der so viel ärmeren gallischen Schwester! Letztere ward vor ähnlichen Jämmerlichkeiten durch das Selbstgefühl Derer bewahrt, die sie sprachen, und hier ist wieder ein Punkt, wo wir das französische Vollbewußtsein zu loben haben, während wir die deutsche Selbstvergessenheit nicht genug tadeln können.

Wenn wir noch jetzt bemerken, daß in den Zeitungen und Wochenschriften fast jeder Satz durch Fremdwörter entstellt ist, so haben wir allen Grund, einen vernünftigen Purismus mit Wärme zu empfehlen. Mit einem „vernünftigen Purismus" meinen wir, daß es keineswegs unser Wunsch ist, jene Zeit nach den Freiheitskriegen wiederkehren zu sehen, wo man aus übertriebener Deutschthümelei längst eingebürgerte Fremdwörter zu verbannen bestrebt war, und weil die Nase ursprünglich aus dem Lateinischen stammte, statt ihrer „Gesichtserker" einzuführen beschloß. Mit solchen Lächerlichkeiten verschone man uns! Indeß wache ein Jeder darüber, daß er nicht ein Fremdwort gebrauche, für das er im Deutschen einen gleichguten und gleichbezeichnenden Ausdruck besitzt! Raumer geißelt in seinen „Briefen aus Paris und Frankfurt" die Neigung der Deutschen, Fremdwörter zu gebrauchen, durch folgende spöttische Bemerkung:

„Frageſtellungen (neudeutsch Interpellationen genannt)."

Dieſes borgende und jedes Selbſtbewußtſeins baare Verhalten, deſſen ſich die Deutſchen nur zu lange ſchuldig machten, erinnert an den beſchämenden Gegenſatz der alten Römer, die wir aus einem gleichen Grunde noch an einer andern Stelle werden zu loben haben. Beſtrebte ſich doch Cicero, trotz ſeiner Bewunderung für die griechiſche Sprache und die griechiſche Literatur, im Lateiniſchen alles lateiniſch zu ſagen. So überſetzte er das griechiſche ἠθικός, das in der römiſchen Literatur bereits Aufnahme gefunden, durch moralis und begründete ſein Verfahren durch folgende Erklärung: „Decet augentem linguam Latinam dicere moralem.“ Uebrigens haben, wie wir ſchon an Leibnitz rühmten, alle großen Männer eine vaterländiſche Ader, und ſie dulden an keiner Stelle, daß das Heimiſche, ſobald es ſich würdig darzuſtellen weiß, durch das Auswärtige verdrängt werde. Wie Leibnitz mit all' ſeinem Scharfſinn darüber brütete, Mittel und Wege aufzufinden, um den Einmiſchungen Ludwig's XIV. in deutſche Angelegenheiten einen Riegel vorzuſchieben, ſo lag ihm auch die Verbeſſerung und Bereicherung der deutſchen Sprache ſehr am Herzen. Er erſtrebte in ſeinen „Unvorgreiflichen Gedanken“ ganz daſſelbe für die deutſche Sprache, was Cicero für die lateiniſche. Leibnitz wollte eine fremde Terminologie ganz und gar verbannen, und alle techniſchen Ausdrücke deutſch wiedergeben.

In dieſem Eifer für deutſche Reinſchreibung begegnete ſich Leibnitz mit einem der Häupter der romantiſchen Schule. Denn Friedrich Wilhelm von Schlegel bethätigte am Abende ſeines Lebens einen faſt radicalen Purismus. In der letzten Ausgabe ſeiner Werke ſtrich er nämlich alle Fremdwörter, wenn ſie nur irgendwie ſich deutſch ausdrücken ließen. So verwandelte er Idee in Vorſtellung, obgleich man hiergegen einwenden könnte, daß beide Begriffe ſich nicht vollſtändig decken; ſtatt „im Detail“ ſagte er „im

Einzelnen", was höchst billigungswerth war, und ähnlich verfuhr er an vielen andern Stellen.

Daß wir auf die Verbannung der Fremdwörter ebenso häufig zurückkommen, wie Cato auf die Zerstörung Carthago's, dazu zwingen uns leider noch täglich die beschämendsten Beispiele. Machte doch Athanase Coquerel in der Revue des deux mondes vom 1. Februar 1871 darauf aufmerksam, daß die Feldpostkarten, die man in Frankreich auf der Brust der in der Schlacht gefallenen deutschen Krieger gefunden, mehr französische als deutsche Wörter enthalten hätten. Die Wahrheit seiner Behauptung konnte er durch einfaches Hinweisen auf die in den Feldpostkarten aufgeführten Wörter nur allzu leicht veranschaulichen. Also: Karte — französisch; Armee-Corps — französisch; Division — französisch; Compagnie — französisch; Infanterie-Regiment — französisch; Cavalerie-Regiment — französisch; Batterie — französisch. Wer bei'm Lesen des so wohlverdienten Spottes von Seiten Athanase Coquerel's in Betreff der deutschen Entlehnungen aus der französischen Sprache sich nicht feierlich der Reinschreibung angelobt, der hat durch den gedankenlosen Gebrauch des Fremdländischen von Jugend auf jegliche Fühlung mit dem echt Vaterländischen verloren. Wie Mithridates seinen Magen an eine immer größere Menge von Gift gewöhnte, so haben sich in den Köpfen der Deutschen die weitesten Räume für Beherbergung fremdländischen und namentlich französischen Wortkrams gebildet. Es ist löblich, mehrere Sprachen zu sprechen, aber es ist vor allem nothwendig, seine Muttersprache bis auf den Grund zu kennen. Und wer die so schwierige deutsche Sprache vollkommen beherrschen will, und wer sich bestrebt, die überaus reiche deutsche Literatur einigermaßen in seinen geistigen Schatz aufzunehmen, indem er von den Hervorbringungen jedes Jahrhunderts wenigstens in Betreff des Vorzüglichsten Kenntniß nimmt, der hat bei der Kürze des Lebens für das Fremde nur wenig Zeit übrig.

Daß die Deutſchen, die den Römern ihre Jurisprudenz entlehnten, ſich nicht auch ihren Stolz auf ihre Mutterſprache aneigneten! Die Römer, die ſich ſo würdevoll in ihre Toga zu hüllen wußten, verlangten überall in den unterworfenen Ländern, wie Valerius Maximus uns berichtet, in der Sprache des herrſchenden Volkes, mithin in ihrer eigenen, angeredet zu werden. Auch die Griechen, trotz des Ruhmes ihrer einzigen Literatur, mußten ſich zu der Anrede im Lateiniſchen entſchließen. Die Deutſchen dagegen in ihrer zu großen Gutmüthigkeit befliſſen ſich, als die Franzoſen ſie während der Emigration überſchwemmten, auf's Angeſtrengteſte, den Fremdlingen in ihrer Sprache zu antworten. Zum Danke wurden ſie von den übermüthigen Franzoſen ausgelacht, wenn ſie ſich hier und da Blößen gaben. So ſagte einſt Rivarol, als er während eines Abendeſſens in Hamburg ein Witzwort von Stapel gelaſſen und bemerkte, daß mehrere Mitglieder der Geſellſchaft unter einander flüſterten, weil ihnen das eigentliche Salz der Rede entgangen war, ſo ſagte einſt Rivarol mit ſpöttiſchem Zucken der Mundwinkel zu einem franzöſiſchen Landsmanne: „Voyez-vous ces Allemands? Ils se cotisent pour entendre un bon mot.“

Ja, die Deutſchen hatten ganz das Bewußtſein verloren, daß ſie eine der reichſten und urſprünglichſten Sprachen zum Pathengeſchenke erhalten. Die größte Schuld an dieſer traurigen Vergeſſenheit trugen die Höfe und die vornehme Geſellſchaft. Klopſtock klagt mit Recht darüber, daß „Die, welche man an Höfen ſieht und manchmal ſo ziemlich blindlings für die beſten hält“, die deutſche Sprache ſo ſtiefmütterlich behandelten. Für Klopſtock's Zeit war dieſe Klage unbedingt berechtigt, auch für Jahrhunderte, die hinter ihm lagen. Doch ſtößt man hier und da, wenngleich leider ſelten, auf rühmliche Ausnahmen, wo Deutſche ihre Mutterſprache durch falſchen Aufputz nicht entſtellten. So gab der als Romanſchriftſteller gegen das Ende des ſiebzehnten und im Anfange des

achtzehnten Jahrhunderts blühende Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel sich die größte Mühe, den zu seiner Zeit wie eine Seuche verbreiteten französischen Redensarten wo möglich ganz aus dem Wege zu gehen. In seinem Roman: „Die römische Octavia", der sieben Bände zählte, gelang es ihm, seinen Vorsatz durchzuführen. In sämmtlichen sieben Bänden findet man kein einziges französisches Wort.

Der Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel war also der „guten Scribenten" einer, der, ohne die Vorschriften des späteren Klopstock gehört zu haben, für die Reinheit der deutschen Sprache sich abmühte. Gegen die deutsche Sprache waren übrigens außer dem großen Friedrich sonst noch die größten Geister*) häufig ungerecht. So auch Goethe, obgleich er in der deutschen Sprache das Höchste leistete. Wäre nun das Verhältniß zwischen Klopstock und Goethe nicht bereits ein gespanntes gewesen, weil die Ermahnungen, die der Dichter der „Messiade" an den Dichter des „Werther" wegen seines wilden Treibens in Weimar gerichtet hatte, nicht gerade mit Unterwerfung aufgenommen wurden, so wäre es seit den „römischen Elegien" zwischen den Beiden dennoch zum Zwiespalte gekommen. Denn der vaterländische Klopstock war

*) Außer der Gleichgültigkeit der größten deutschen Geister hatte die deutsche Sprache während einer langen Zeitperiode die gesammte deutsche Geistlichkeit — nach der Reformation trifft dieser Tadel meist nur den katholischen Klerus — zu hochmüthigen Gegnern. Die Geistlichen nannten die deutsche Sprache eine „lingua agrestis". Auch die deutschen Philologen versündigten sich gegen ihre Muttersprache auf's Gröblichste. Deshalb war Klopstock's Abneigung gegen Ernesti eine berechtigte. Hatte Letzterer sich doch über die deutsche Sprache geringschätzig ausgedrückt und sie „Frau Muttersprache" genannt! Ueberhaupt donnert Klopstock gegen die Scholiasten wegen ihrer Vernarrtheit in die alten Sprachen und wegen ihres verkehrten Glaubens, daß die deutsche Sprache für viele Gedanken nicht den passenden Ausdruck darbiete. Entrüstet ruft er aus: „Und zu glauben, die wahre, innere, tiefeingeprägte Kraft und Schönheit des deutschen Geistes könne durch unsere Sprache nicht ausgedrückt werden!"

betrübt und empört zugleich, daß Goethe in den römischen Elegien darüber klagte, „die deutsche Sprache habe sich unüberwindlich gezeigt“ und ihn verhindert, ein wahrhafter Dichter zu werden. In einem Gespräche mit Delbrück strömte Klopstock den Zorn aus, der durch diese Goethe'sche Aeußerung in ihm erweckt worden, eine Aeußerung, die ihm wie Landesverrath erschien. Freilich machte sich auch Schiller einer lieblosen Bemerkung in Bezug auf die deutsche Sprache schuldig. Denn in seiner „Vorerinnerung“ zu der Uebersetzung des zweiten Buches der Aeneide behauptet er, „daß der römische Dichter von seiner Sprache unstreitig weit mehr unterstützt werde, als der deutsche von der seinigen hoffen könne“; ferner betont er die „angestammte Härte“ der deutschen Sprache; ja, zuletzt bedenkt er die deutsche Sprache mit folgenden höchst unschmeichelhaften Beiwörtern: „schwankend, unbiegsam, breit, gothisch, rauhklingend.“

Uns däucht, daß Schiller sich noch liebloser über die deutsche Sprache äußerte, als Goethe, mithin in dieser Beziehung von Klopstock einen noch herberen Tadel verdiente.

Was würde Klopstock vollends gesagt haben, wenn sein Ohr noch durch eine Aeußerung Heinrich Laube's wäre beleidigt worden! Konnte sich Letzterer doch entschließen, über den Mißklang der deutschen Sprache folgendes zu äußern:

„Es fiel mir ein, wie oft man in Deutschland lacht über des Franzosen Unfähigkeit, unser „Hauch“ und „fürchterlich“ auszusprechen, und wie man niemals bedenkt, daß ihn unsre Sprache so mißklingend abschrecken kann, wie mich das semitische Gezisch in Afrika.“

Freilich waren nicht alle deutschen Dichter und Schriftsteller gegen die deutsche Sprache ungerecht, die es ihnen doch ermöglichte, so viel Schönes und Hohes der Welt zu verkünden. Denn nicht blos Gellert in seiner berühmten Unterredung mit Friedrich dem

Großen, ſondern auch der ſonſt ſteifleinene Gottſched, der ebenfalls zu dem Freunde Voltaire's *) war befohlen worden, auch Gottſched vertrat die Schönheit und den Wohlklang der deutſchen Sprache. Friedrich der Große bemerkte unter anderm gegen den Leipziger Profeſſor, wie „rival“ im Deutſchen durch Nebenbuhler ſo häßlich wiedergegeben werde: „Welch' fataler Ton, Buhler!“ rief der König aus. Gottſched erwiderte hierauf: „Ew. Majeſtät erlauben, die franzöſiſche Sprache hat das Wort „boule“ ebenfalls, und Sie werden einräumen, daß die deutſche „Liebe“ bei weitem ſüßer klingt, als das franzöſiſche „amour“.

Gottſched hätte noch manche deutſche Wörter anführen können, die durch ihren bloßen Klang ſchon poetiſch wirken. So: Thräne, Heimweh, Abendroth.

Hören wir jetzt einige Ausländer, die ſich über die deutſche Sprache gerechter ausdrücken, als ihre eigenen Söhne! So ſagte der gemüthsinnige Norweger Henrik Steffens, der ſich der deutſchen Sprache ebenſo geſchickt zu bedienen wußte, wie es der Franzoſe Chamiſſo verſtand, zu ihrem Ruhme folgendes:

„Selbſt die deutſche Sprache, das edle Gefäß reiner Gedanken, hatte für mich einen unendlichen Reiz, einen wunderbar tiefen Klang. Keine andre, ſchien es mir, tönte ſo voll aus der innern Hülle eines tief bewegten Daſeins hervor, keine andere ſchmiegte ſich ſo fügſam, ſo voll an den ſchärfſten Gedanken, wie an den freien und zarten Wuchs der blüthenreichſten Poeſie.“

Am wohlthuendſten iſt es allerdings, wenn ein Franzoſe ſich mit Begeiſterung über die deutſche Sprache äußert. (Verſteht Frankreich doch ſo ſelten, gegen das Ausland gerecht zu ſein!) Freilich geſchah es vor dem großen Völkerkampfe von 1870—1871,

*) Voltaire begegnete ſich mit Karl V. in verächtlichſten Urtheile über die deutſche Sprache. Er ſagte nämlich: „Die deutſche Sprache und alle Diejenigen, die ſich ihrer bedienen, ſind nur zu Unterhaltungen mit Pferden befähigt.“

daß Philarète Chasles, der ſich auf das Deutſche für einen Franzoſen vortrefflich verſteht, unſre Sprache faſt ebenſo hochſtellte, wie es nur Klopſtock je gekonnt.

Zum Glück haben wir außer Klopſtock noch andere berühmte Deutſche, die von ihrer Mutterſprache Gutes redeten, ſo daß wir nicht zu einem Norweger und Franzoſen flüchten müſſen, um zu vergeſſen, wie Goethe, Schiller und Laube ſo lieblos über ſie aburtheilten. Daß Klopſtock, wie wir bereits erwähnten, ſich mit Begeiſterung über die deutſche Sprache äußerte, beweiſen unzählige Stellen in ſeiner deutſchen Gelehrtenrepublik. Aus Klopſtock's Epigrammen ergiebt ſich, daß er die deutſche Sprache weit über die franzöſiſche ſtellte. In dem „An Boileau's Schatten" überſchriebenen Epigramme ſagt er, daß, wenn die franzöſiſche Sprache trotz „ihrer doppelten Kümmerlichkeit" mit dem Blicke des Stolzes auf die deutſche herabſehe, ſich dieſe ein Lächeln des Mitleids nicht verſagen könne. Klopſtock rühmt dann an einer andern Stelle, daß „Bildſamkeit ein Hauptzug ſei, der die deutſche Sprache von der franzöſiſchen unterſcheide," und daß die „freiere nicht Satzungen folgen dürfe, die ſie zur gegängelten Sclavin erniedrigen würden." Voller Stolz behauptet er endlich in einem andern Epigramme:

„Unſere Sprache bedarf der Aehnlichkeit nicht mit Helläniſ,
Um die ſchönſte zu ſein der europäiſchen Sprachen!"

Die kluge Caroline von Humboldt nannte die deutſche Sprache ebenfalls „die ſchönſte und kräftigſte von allen." Dies iſt nun ſo gut, als ob Wilhelm von Humboldt, der große Kenner der Sprachen, es ſelber geſagt hätte. War doch das Verhältniß der beiden Ehegatten eins der innigſten, war doch ihr gegenſeitiger Gedankenaustauſch ein überaus reger, und würde doch die vorſichtige Caroline mit einem Ausſpruche, der ſo außerordentliche Kenntniß vorausſetzte, ſich nimmermehr hervorgewagt haben, wäre ſie nicht durch eine

Aeußerung ihres berühmten und zum Urtheilfällen auf linguiſtiſchem Gebiete wohlberechtigten Gatten hierzu gekräftigt worden.

Während ein berühmter Dichter, wie Klopſtock, und die kluge Gattin eines hervorragenden Gelehrten und ausgezeichneten Staatsmannes, wie Frau von Humboldt, ſich mit ſolcher Begeiſterung über die deutſche Sprache äußerten, hatte der Kaiſer Karl V. in Betreff derſelben nur verächtliche Ausdrücke. Er ſagte nämlich: „Ich ſpreche mit Gott ſpaniſch, mit den Damen franzöſiſch, mit meinen Pferden deutſch.“ Und durch die Wahl des deutſchen Volkes hatte er die erſte Würde der Chriſtenheit erlangt! „Dank vom Hauſe Oeſterreich!“

Nennen wir nach Caroline von Humboldt noch einen Dichter der Neuzeit, der von der Herrlichkeit der deutſchen Sprache in vollſten Tönen ſang; wir meinen Emanuel Geibel. In jenen Tagen, wo die Dänen wagen durften, den Schleswig-Holſteinern die deutſche Sprache zu verbieten, ſang er von ihrer Herrlichkeit, wie folgt:

„O Mutterſprache, reichſte aller Zungen,
Wie Lenzwind ſchmeichelnd, ſtark wie Wetterdröhnen,
In deren dreimal benedeiten Tönen
Zuerſt erfriſcht das Wort des Herrn erklungen,

Mit ehrnen Banden hältſt du uns umſchlungen,
Und alle, die du zählſt zu deinen Söhnen,
Daß keiner ſich dem Machtſpruch mag gewöhnen,
Der ihm mit anderm Laut in's Ohr gedrungen.“

Als Deutſchland mächtig daſtand, war auch ſeine Sprache geachtet. Friedrich der Rothbart, einen rühmlichen Gegenſatz zu Friedrich dem Großen bildend, ſtellte die deutſche Sprache ſo hoch, daß, obgleich mehrere fremde Idiome ihm geläufig waren, er mit den Geſandten fremder Völker doch nur durch Dolmetſcher verkehrte. In dem Stolze auf die deutſche Sprache fand Kaiſer Friedrich an dem Feldmarſchall Blücher einen würdigen Nachfolger.

Als Blücher nämlich nach der Schlacht von Waterloo mit Windesschnelle auf Paris losmarschirte und mit dem Marschall Davouſt wegen der Räumung der Hauptſtadt zu verhandeln hatte, da wollte er durchaus, daß die franzöſiſchen Noten, die er in ſeinem Hauptquartier empfing, deutſch ſollten beantwortet werden. Doch die Umgebung Blücher's theilte nicht das deutſche Hochgefühl des greiſen Siegers, und ſo mußte er ſich einmal wieder den Federfuchſern fügen, die überdies ſchon nicht allzugut bei ihm angeſchrieben waren. Wovon der Fürſt Blücher im Jahre 1815 zu ſeinem lebhafteſten Bedauern abſtehen mußte, das ward von dem Fürſten Bismarck in der bei ihm gewohnten kräftigen Weiſe durchgeführt: die nach Paris abgeſandten Noten ſind in deutſcher Sprache abgefaßt.

Haben wir uns nun nach ſo mannigfachen Betrachtungen über die deutſche und franzöſiſche Sprache zu entſcheiden, welcher von beiden der Vorrang gebühre, ſo möchten wir ſagen, daß die Natur mehr für die deutſche gethan, die Menſchen dagegen mehr für die franzöſiſche. Mit andern Worten: die deutſche Sprache iſt reiner und reicher, als die franzöſiſche; letztere aber empfing eine ſorgfältigere Pflege. Die deutſche Sprache glich während mehrerer Jahrhunderte einem Sänger mit der herrlichſten, umfangreichſten Stimme, der aber Naturaliſt geblieben und dem wunderbaren, ihm zum Pathengeſchenke gemachten Edelſteine keinen Schliff zu Theil werden ließ. Die franzöſiſche Sprache dagegen erinnerte an eine Stimme, die urſprünglich wenig ausgiebig war, auch keines hellen Metallklangs ſich erfreute, die aber durch größten Fleiß und höchſte Kunſt ihre Mittel ſo zu erweitern und zu ſo blendenden Wirkungen zu geſtalten wußte, daß die reicher ausgeſtattete, aber ihr Beſitzthum nicht gehörig verwendende, deutſche Sprache zeitweiſe gänzlich durch ſie in Schatten geſtellt ward. Um Sonne und Wind gleich zu vertheilen, dürfte man vielleicht behaupten, daß die franzöſiſche

Proſa es zu größerer Feinheit, Durchſichtigkeit und Beſtimmtheit gebracht hat, während wiederum die deutſche Poeſie die franzöſiſche an Erhabenheit, Innigkeit und wunderbaren Naturlauten weit überragt.

Spendeten wir eben der Klarheit, Kürze und Anmuth der franzöſiſchen Proſa unſere höchſte Anerkennung, ſo verletzt es uns doch ein wenig, ſie von einem Franzoſen überſchwänglich loben zu hören. (Freilich ſollte man an das Selbſtlob der eitlen Gallier ſich endlich gewöhnt haben.) Dieſe Ueberhebung in Bezug auf eigene Leiſtungen geſchieht nun durch Herrn George Perrot, der in der Revue des deux mondes den Satz aufſtellt, die attiſche Proſa ſei in der Neuzeit nur durch die franzöſiſche Proſa erreicht worden.*)

Unſere obige Behauptung in Betreff der franzöſiſchen Poeſie drückt bereits Voltaire mit viel ſtärkeren Worten ſo aus: „Oserai-je le dire? C'est que de toutes les nations polies la nôtre est la moins poëtique.“

Die franzöſiſche Sprache, ein durchaus ausreichendes Werkzeug für den Genius des ſie ſprechenden Volkes, brauchte nicht poetiſch zu ſein, weil dieſes ſelbſt nicht poetiſch war. Deshalb fehlt der franzöſiſchen Sprache das Epos, das ja eine Dichtung des ganzen Volkes iſt; es fehlen ihr überhaupt jene tiefpoetiſchen, oft dem untern Volksleben entnommenen Geſtalten, wo ein in rührend inniger Weiſe ſich ausſprechendes Innere einen verklärenden Schein wirft über die niedern äußern Verhältniſſe. Die Franzoſen, zu verſtändig, um ihrem Sprachmateriale etwas zuzumuthen, was es nicht leiſten konnte, haben denn auch in ihren literariſchen Schöpfungen nur

*) Ce n'est pas un médiocre honneur pour Gorgias, Protagoras, Prodicos et leurs élèves que d'avoir pris une telle part à l'élaboration de cette prose attique qui, comme instrument d'analyse et de civilisation, n'aura de rivale au monde que la prose française.

ſelten Perſonen aus den niedern Ständen zu ihren Helden gemacht, da ſie nicht die Mittel beſaßen, dieſe mit jener poetiſchen Innerlichkeit auszuſtatten, wodurch ſie in germaniſchen, von poetiſchen Völkern geſprochenen Idiomen von anziehendſtem Reize werden. Die Franzoſen wählten ganz richtig Geſtalten aus den höhern und höchſten Kreiſen, die durch das Ausſprechen würdiger Gedanken und feiner Gefühle — mochte dies zuletzt auch auf's kühle Akademiſche hinauslaufen — einer gewiſſen Wirkung ſtets ſicher bleiben, verfehlen ſie immerhin die mächtige Herzenserſchütterung. Nachfolgende Ausſprüche Jean Paul's kennzeichnen die franzöſiſche Poeſie ſehr richtig, wenigſtens diejenige, welche vor Chateaubriand, Frau von Staël und der romantiſchen Schule liegt, und die in dem Zeitalter Ludwig's XIV. ihren Höhepunkt fand. Jean Paul ſagt nun:

„Kurz, die franzöſiſche Menſchheit treibt und trägt in den Kunſtwerken nichts, als Fürſten, Helden und Adel, kein Bei- und Unterwerk von Volk, ſo wie die Bäume um Neapel den, der ſich in der Hitze darunter ſetzt, nur mit Blüthen beſchatten, nicht mit Blättern, weil keine darunter hängen."

Dann an einer andern Stelle:

„Das helle Waſſer ihrer Poeſie wird immer das dunkle, aber feuerhaltige Oel der unſrigen als zu leicht und unvermiſchbar ausſtoßen. Oder auf eine andre Weiſe: da überall bei ihnen das Auge mehr herrſcht, und bei uns das Ohr — ſie Schwerhörigen wollen ihre Dichterpfauen mit ihren glänzenden Schwanzſpiegeln und Augen und dem bis an die Flügel gerückten Schweifrade, ungeachtet der etwas ſchlechten Töne und Füße derſelben, behalten, ſo wie wir Schwerſichtigen unſre unſcheinbaren Dichterlerchen und Nachtigallen mit ihren Liedern in den Wolken und in den Blüthen vorziehen."

Auch folgende Aeußerung Jean Paul's über franzöſiſche Poeſie und das mangelnde Verſtändniß der Franzoſen für die deutſche Dichtung enthält viel Wahres:

„Was ſoll ein Franzoſe für Freude an Literaturen und Dichtkünſten haben, die ſo nackt wie ungefallene Eva's oder Grazien vortreten, er, der aus einer Dichter-Aſſemblée herkommt, wo jeder ſogar den Gottestiſchrock und das Sterbe- und Trauerkleid mit Troddeln und Treſſen beſetzt und gut parfümiert."

Nachdem wir die Sprache des deutſchen und franzöſiſchen Volkes, ſowie die aus ihnen hervorgegangenen Literaturen, mit einander verglichen, möchte jetzt wohl die Frage an der Zeit ſein, welche von den beiden Nationen in ihren ſämmtlichen Stämmen und Provinzen durch einen gemeinſamen geiſtigen Schatz und eine gemeinſame Geſchichte, die nach vielen Jahrhunderten zählt, am feſteſten zuſammengewachſen, und wo der Einklang der Gemüther der größere ſei.

Es iſt nun von der wunderbaren Homogenität der franzöſiſchen Bevölkerung unendlich viel geſprochen worden; doch ſteht es hiermit, bei Lichte beſehen, keineswegs ſo günſtig, wie gemeiniglich angenommen wird. Jene übertriebene Centraliſation, wie ſie in Frankreich ſeit dem erſten Kaiſerreiche beſteht, vermöge welcher die Miniſter von Paris aus das ganze Land, das von ſelbſtſtändigen Gemeinden keine Ahnung hat, willenlos leiten, jene Centraliſation*),

*) Niemals iſt wohl eindringlicher und beredter gegen die franzöſiſche Centraliſation geſprochen worden, als in einem Berichte des herrlichen Malesherbes an Ludwig XVI., als dieſer gutmüthige, aber wenig begabte König das Glück hatte, einen der umſichtigſten und beſten Männer Frankreichs als Miniſter zu beſitzen. Freilich duldeten die Höflinge einen Miniſter, der die Laſten des Volkes erleichtern wollte, nicht lange an ſeinem Platze. Malesherbes ſagt nun in ſeiner Vorſtellung an den König:

„Il restait à chaque corps, à chaque communauté de citoyens le droit d'administrer ses propres affaires — droit que nous ne disons pas qui fasse partie de la constitution primaire du royaume, car il remonte bien plus haut:

die durch Drähte das ganze Heer von Beamten (Marionetten) lenkt, welche ihrerſeits die trägen Volksmaſſen modeln und formen, ließ an eine wunderbare Uebereinſtimmung der Geiſter in Frankreich glauben, während es doch nichts war, als das dumpfe und ſtumpfe Hinleben von Millionen. Die große Maſſe des Volkes, weil ſeit vielen Jahren alles ohne ſie abgemacht ward, hatte den Gedanken an die Möglichkeit, ſie könnte ein Ding aus ſich heraus anfaſſen und zur Vollendung bringen, vollkommen eingebüßt. Sind die Millionen in den Provinzen allerdings inſofern gute Franzoſen, als ſie unweigerlich den von Paris kommenden Befehlen Folge leiſten, ſo haben ſie doch in tiefſter Seele ihre Abneigungen und Zuneigungen bewahrt, und die Bewohner von Languedoc und Provence*) fühlen ſich von den Nordfranzoſen, namentlich von den kalten, berechnenden Normannen, nicht blos nicht angezogen, ſondern ſogar

---

c'est le droit naturel, c'est le droit de la raison. Cependant il a été enlevé à Vos sujets, Sire, et nous ne craindrons pas de dire, que l'administration est tombée à cet égard dans des excès qu'on peut nommer puérils.

Depuis que des ministres puissants se sont fait un principe politique de ne point laisser convoquer d'assemblée nationale, on en est venu de conséquences en conséquences jusqu'à déclarer nulles les délibérations des habitans d'un village, quand elles ne sont pas autorisées par l'Intendant — en sorte que si cette communauté a une dépense à faire, il faut prendre l'attaché du subdélégué de l'Intendant, par conséquence suivre le plan qu'il a adopté, employer les ouvriers qu'il protège, les payer suivant son arbitraire — et si la communauté a un procès à soutenir, il faut aussi qu'elle se fasse autoriser par l'Intendant. Il faut que la cause soit plaidée à ce premier tribunal avant d'être porté devant la justice, et si l'avis de l'Intendant est contraire aux habitans, ou si leur adversaire a du crédit à l'Intendance, la communauté est déchue de faculté de défendre ses droits.

Voilà, Sire, par quels moyens on a travaillé à étouffer en France tout esprit municipal, à éteindre, si on le pouvait, jusqu'aux sentimens de citoyen — on a, pour ainsi dire, interdit la nation entière et on lui a donné des tuteurs.

*) Frau Louiſe Collet ſagte zu dem Cardinal Antonelli: „Je suis née en Provence; je suis donc presque Italienne par le sang. Je me sens plus de confraternité avec les Italiens qu'avec les Normands par exemple, race anglaise et froide.“

abgeſtoßen, während umgekehrt der Normanne mit ſeiner engliſchen Bedächtigkeit, ſowie der ernſte und oft ſchwermüthige Sohn der ehemaligen Vendée, von der queckſilbernen Beweglichkeit und dem vulcaniſchen Naturell ihrer ſüdlichen Landsleute nicht wohlthätig berührt werden.

Ueberhaupt iſt der Nordfranzoſe von dem Südfranzoſen*) weit mehr unterſchieden, als der Oſtpreuße von dem Badenſer, und die Homogenität Deutſchlands, wenn dieſes erſt ein Menſchenalter unter dem zuſammenhaltenden und ausgleichenden Kaiſerthume gelebt hat, wird dann viel größer ſein, als ſie je in Frankreich beſtand. Die diesſeits und jenſeits der Loire wohnenden Franzoſen ſind in Bezug auf Aeußeres und Inneres weſentlich verſchieden. Wie ſehr die Südfranzoſen der von Norden, namentlich von Paris aus, betriebenen Gleichmacherei widerſtreben, davon haben wir in literariſchen Erzeugniſſen hohen Ranges, die von Kindern der Langue d'Oc gedichtet wurden, vollgültige und beredte Zeugniſſe. Es giebt im Süden Frankreichs entſchieden eine occitaniſche Nationalität, die ebenſo wenig wegzureden iſt, als die Ruthenen Galiziens, obgleich man vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren meiſt zu behaupten pflegte, dieſe exiſtirten gar nicht und ſeien von dem Grafen Stadion erfunden worden, um den Polen ein Paroli zu biegen. Ja, die occitaniſche Nationalität nimmt einen ganz andern Raum ein, als die Ruthenen; denn, während dieſe, etwas mehr als ein Drittel in Galizien bildend, in Bezug auf Bildung und Wohlhabenheit gegen die Polen gewaltig zurückſtehen, verbeitet ſich die occitaniſche Nationalität über den ganzen ſchönen Süden Frankreichs und iſt

*) Aus einem Berichte Pückler-Muskau's geht hervor, wie die niedern Claſſen der Provence das ſchriftmäßige Franzöſiſch gar nicht verſtehen. Er erzählt:

„Auf mein Rufen erſchien ein junger Mann mit einer Laterne, der mich in provençaliſcher Sprache anredete; ich benachrichtigte ihn auf Franzöſiſch von meiner Noth, er verſtand mich aber nicht, und erſt nach langer Mühe gelang es, uns durch Zeichen einander verſtändlich zu machen."

reich an anmuthigen und poetiſchen Elementen. Sie wird freilich von den aus dem Norden kommenden Beamten über die Achſel angeſehen und ihr Daſein vollſtändig geleugnet. Doch durch Todtſchweigen Derer, die ein Intereſſe an dem Nichtvorhandenſein eines Dinges haben, wird daſſelbe nicht aus der Welt gebracht, namentlich nicht ein ſo lebensvolles Geſchöpf, wie die occitaniſche Nationalität. Ihr gehören über ein Viertel der Bewohner Frankreichs an, und dieſe zehn Millionen erſcheinen in ihrer Art und Weiſe zu ſein häufig mehr ſpaniſch und italieniſch, als franzöſiſch. Das Occitaniſche oder, wie wir es mit dem bekannteren Namen nennen wollen, das Provenzaliſche iſt keineswegs ein bloßer Dialect, wie auch Macaulay annimmt, ſondern eine eigene ſelbſtſtändige Sprache. Wie die Deutſchen in der Sprachforſchung das Erſtaunlichſte leiſteten, ſo hat auch Friedrich Diez in ſeiner Grammatik der romaniſchen Sprachen dem Provenzaliſchen die Selbſtſtändigkeit einer eigenen Sprache ſiegreich erſtritten, ſo daß hierüber bei den Stimmberechtigten in Zukunft keine Meinungsverſchiedenheit mehr ſtatthaben kann. Natürlich hat eine ſelbſtſtändige Sprache auch ſelbſtſtändige Literaturerzeugniſſe aufzuweiſen, und die der Langue d'Oc ſind duftig und ſüßberauſchend, wie der ſchöne Himmel, der ſie hervorrief. Unter den provenzaliſchen Dichtern führen wir zuerſt Jasmin an, nicht als ob er der größte unter den Sängern der Langue d'Oc wäre, ſondern weil wir da einen Namen nennen, der den meiſten Literaturfreunden gleich traut in's Ohr klingt. Eine wie weite Geltung übrigens Jasmin im Süden hatte, beweiſt der Umſtand, daß, als Louis Napoleon nach dem Staatsſtreiche ſeine große Reiſe durch Frankreich machte, um das Volk für das Kaiſerreich zu gewinnen, man in der Umgebung des Prinz-Präſidenten ſich große Mühe gab, den volksbeliebten Dichter zu einigen huldigenden Verſen für den Mann des zweiten Decembers zu veranlaſſen. Und wie Jasmin mit den Jahren immer mehr und mehr in den

Herzen der Südfranzosen Wohnung genommen, das ersah man an den Huldigungen, die seinem gefeierten Namen dargebracht wurden, als man in Agen sein Standbild errichtete. Da der Dichter am besten von Denen verstanden wird, die nicht blos in des Dichters Land gehen, sondern dort wohnen, so ward auch Jasmin auf's Schwungvollste von Mistral gefeiert, wie Chateaubriand von Béranger, wie Delavigne von Lamartine, wie Schiller von Goethe.

Mistral, sich nicht der französischen Akademie und den Nordfranzosen anbequemend, nennt seinen berühmten Landsmann „Jansemin" — so heißt er in der Langue d'Oc, und nicht Jasmin, wie er gemeiniglich, nach dem Pariser Beispiel, geschrieben wird — Mistral bezeichnet in seiner dichterischen Anrede aus dem Frühlinge des Jahres 1870 Jansemin als „den großen Troubadour des Südens". Nachdem Mistral in schwungvollen Versen der Gascogne gedacht, daß sie ohne Furcht vor den Maßregelungen, woran es die einheitswüthigen Nordfranzosen nicht fehlen gelassen, ihre alte Sprache bewahrt, nach diesem Danke gegen die engeren Landsleute wendet er sich voller Zorn gegen das alles selbstständige Leben ertödtende Paris, das er das „insolente" nennt, was wahrlich keine poetische Uebertreibung, sondern eine einfach richtige Bezeichnung ist. Mistral führt nun aus, daß, als es fast den prosaischen Männern des Nordens, den alles auf einen Ton stimmenden Dirigenten im Orchester der Hauptstadt, gelungen sei, die süßen, melodischen Laute des Südens verstummen zu machen, daß sich da plötzlich von Agen — dem Geburtsorte Jansemin's — ein solcher Strom von Poesie ergossen, daß von Bordeaux bis nach Marseille die ganze, herrliche Gegend im Glanze geschwommen. Wie lebhaft Mistral den Unterschied zwischen dem Nord- und Südfranzosen fühlt, geht daraus hervor, daß er den ersteren als „Franchimand" bezeichnet, gleichwie die Vlamingen Belgiens, die gegen die ihre Nationalität unterdrückenden Wallonen den tiefsten Haß fühlen, beflissen sind, diese

mit „Fransquillons“, was von einem Schimpfworte nicht allzu entfernt iſt, als von ſich gründlich verſchieden hinzuſtellen. Miſtral ſchaut mit einem weit liebevolleren Auge über die Pyrenäen, als über die Loire, denn die Nordfranzoſen verſtehen nicht die Langue d'Oc, wohl aber die Catalanen. Deshalb ſingt er:

„Alles, was von den hohen Gipfeln, die euch gehören, von der Stirn der Pyrenäen das Auge uns zeigt, Catalaniſch oder Gasconiſch, verſteht unſere Sprache. Von den Bergen, auf flachem Wege, ſehe ich gebräuntes Volk ſich bewegen, und die Kronen der Lebenden und Todten regnen auf das Standbild Janſemin's. Denn unſre Todten, unſre Väter und unſre heiligen Rechte als Volk und als Dichter, die geſtern der Fuß des Uſurpators niedertrat, und die mißhandelt klagten, jetzt leben ſie ruhmvoll! Jetzt treibt Blüthen die Langue d'Oc zwiſchen ihren beiden Meeren. O, Janſemin, du haſt uns gerächt.“

Schon im Jahre 1867 hatte Miſtral ſehr deutlich zu erkennen gegeben, daß er ſich den Catalanen verwandter fühle, als den Nordfranzoſen. In einem ausgezeichneten Gedichte nämlich, welches „Die Gräfin“ betitelt iſt, hatte er die Bruderhand über die Pyrenäen hinübergeſtreckt, und zwar dem Catalanen Don Victor Balagner. Wandelte dieſer Spanier doch mit ihm auf gleichem geiſtigen Pfade. Denn Don Victor Balaguer, der als Dichter und Cortesdeputirter in Spanien eine weitgehörte Stimme hatte, kämpfte ebenfalls gegen die von Madrid aus betriebene Verwiſchung aller provinziellen Eigenthümlichkeiten, wie Miſtral gegen die jede Beſonderheit austilgende Centraliſation von Paris. Freilich winkte dem Don Victor Balaguer größere Ausſicht, mit ſeinem Widerſtande ſiegreich durchzudringen, als Miſtral, da die Landsleute des erſteren noch nicht zu einer ſolchen Gleichförmigkeit herabgebracht ſind, wie die ſchneller zu drillenden und leichter in eine beſtimmte Form zu zwängenden Franzoſen. Miſtral wird nun wohl viele Bewunderer ſeines ſchönen

Gedichts gefunden haben, aber wenige kräftige Anhänger, die geneigt und befähigt wären, das selbstständige Leben Südfrankreichs auf's Neue erstehen zu lassen. Daß Mistral dies dunkel fühlt, geht aus dem klagenden Refrain hervor: „Ach, wenn sie mich zu verstehen wüßten! Ach, wenn sie mir folgen wollten!" Uebrigens weiß Mistral es schön zu schildern, wie prächtig und herrlich es einst ausgesehn in Südfrankreich. Er singt von der Provence:

„Sie hatte hundert feste Städte, sie hatte zwanzig Seehäfen; der Oelbaum vor ihrer Thür schattete süß und klar; und alle Frucht, die die Erde trägt, blühte innerhalb ihrer Grenzen."

Nachdem Mistral in zauberischen Farben es ausgemalt, wie schön früher die Provence gewesen, schildert er den ihr von Nordfrankreich angethanen Zwang und die an ihr durchgeführte geistige Knebelung. Zu trauernden Weisen übergehend, singt er:

„Ihre Schwester, ihre Stiefschwester, um ihr Gut zu erben, hat sie eingesperrt hinter Mauern, hinter die Mauern eines Klosters, wo sie fest verschlossen ist von Advent zu Advent."

Wenn Malesherbes in beredter Prosa gegen die französische Centralisation geeifert, so bringt Mistral in den schwungvollsten Versen und in greifbarster Deutlichkeit den Unsegen und die Eintönigkeit zur Anschauung, die man versucht durch das von Paris her betriebene Reglementiren auch über das ursprünglich so farbenreiche und lebensvolle Südfrankreich auszubreiten. Wie es in Nordfrankreich langweilig und poesielos zugehe, macht er durch folgende Schilderung sehr anschaulich:

„Dort sind Junge und Alte gleicherweise gekleidet mit Kapuze von weißer Leinwand und mit schwarzer Kutte, dort regelt dieselbe Glocke alles gemeinsam."

In einem zweiten Epos „Calendau", das gleichfalls im Jahre 1867 erschien, spricht Mistral in nicht minder lebhafter Weise seinen Schmerz aus, daß sein geliebtes Südfrankreich von den

nördlichen Brüdern so um alle Lebensfrische und Ursprünglichkeit gebracht worden. Ja, er scheut sich sogar nicht, die Nordfranzosen mit nackten Worten als „les envahisseurs du nord“ zu bezeichnen. Dann spricht er in einer Anmerkung zu dem ersten Gesange seines Epos mit trotziger Entschiedenheit sich dahin aus, daß, falls die Vereinigung des südlichen Frankreichs mit dem nördlichen sich nicht vermeiden ließ, es doch besser gewesen wäre, wenn sie sich in anderer Weise vollzogen hätte. Nach seiner Ansicht hätte es ausgereicht, wenn der Süden Frankreichs mit dem Norden nicht enger, als durch einen Staatenbund, vereinigt worden. Mit deutlichen Worten sagt er, daß er gewünscht hätte, „que la fusion n'allât pas au-delà de l'état fédératif.“

Da die Franzosen, wie die alten Griechen, sämmtliche Völker im Vergleich zu sich als „Barbaren“ betrachten (Herr Gambetta hatte ja die Frechheit, in einer Proclamation die Deutschen als „Barbaren“ zu bezeichnen) so muß es ihnen nicht allzu angenehm in die Ohren geklungen haben, als sie aus ihrem eigenen Schooße mit dieser nichts weniger als schmeichelhaften Bezeichnung bedacht wurden. Mistral nun, also einer der begabtesten Südfranzosen, bezeichnet seine Landsleute im Norden als „Barbaren“. Seine Worte, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, lauten:

„Es ist immer ein großes Unglück, wenn wegen Ueberrumpelung die Civilisation der Barbarei den Vortritt lassen muß, und der Triumph der „Franchimands“ (Nordfranzosen) verzögerte den Fortschritt um zwei Jahrhunderte.“

Mistral sagt also den centralisirenden Nordfranzosen im Namen seiner engern Landsleute zweierlei:

1) Wir wünschten mit euch einen Staatenbund, aber keinen Einheitsstaat zu bilden.

2) Durch die Vereinigung mit euch wurden wir in der Civilisation um zwei Jahrhunderte zurückgeworfen.

Daß Miſtral als treuer Dolmetſch, wenn auch nicht aller, doch vieler Südfranzoſen ſpreche, iſt nicht zu bezweifeln. Auch war ja einer der Hauptvorwürfe gegen die Girondiſten, dieſe talentvollen Kinder der Langue d'Oc, daß ſie den eiſernen Ring, der ganz Frankreich umſchloſſen hielt, zerſprengen wollten. Bekanntlich wurden ſie von dem Einheitsfanatiker des Nordens wegen ihrer centrifugalen Neigungen auf's Schaffot geſchickt. Jedenfalls bezeugen die ſchwungvollen Verſe Miſtral's, in denen er, wie jeder begabte Dichter, nicht eine vereinzelte Anſicht, ſondern den Herzſchlag einer Mehrheit zum tönenden Ausdrucke bringt, die deutlich ausgeſprochene Abneigung der Franzoſen gegen das, alles in eine Form gießende Nordfranzoſenthum, wie es mit der „wundervollen Homogenität" Frankreichs gar nicht ſo glänzend beſtellt iſt.

Und wie wir aus der Provence eine ſehr zu beachtende Stimme vernehmen, die keineswegs davon zeugt, daß ſämmtliche Franzoſen überaus glücklich ſeien, auf ihr Haupt die in Paris erfundene Kopfbedeckung ſetzen zu müſſen, ſo ſind auch die Deutſchen in Elſaß-Lothringen, ſowie die Vlamingen in den nordöſtlichen Departements nicht ganz und gar aus franzöſiſchem Teige geknetet. Im Gegentheile haben, wie dies auch ganz natürlich iſt, da die Stammeseigenthümlichkeiten ja nicht damit erlöſchen, wenn der Bruchtheil eines großen Volkes von eigener Sprache, Sitte und Empfindungen mit einem andern großen Volke politiſch zuſammengeſchweißt wird, dieſe zu Frankreich hinübergeriſſenen Deutſchen, wie ihr Blut und ihren äußern Habitus, ſo auch ihre Gedankenwelt ganz im Einklange mit dem geiſtigen Grundtone des Mutterlandes erhalten. Freilich ſich ſelber unbewußt. Sie haben, weil ſie nur ſelten Ehen mit Franzoſen und Franzöſinnen eingingen, in dem Ausſehn der Männer und Frauen treu den germaniſchen Typus bewahrt. In ihrem ganzen Auftreten und Sichbewegen, ohne daß ſie nöthig haben, den Mund zu öffnen, erkennt man ſofort die ſchwerfälligere Art

der Deutſchen gegenüber der hüpfenden und tanzmeiſterlichen Weiſe der Franzoſen. Auch ihre Neigungen und Gewohnheiten ſind durchaus — inſoweit es wenigſtens das Elſaß betrifft — alemanniſch und nicht galliſch. Trotzdem aber, weil ſie politiſch mit Frankreich während zweier Jahrhunderte vereint waren, und weil ſie dieſe oft rührende, oft aber auch unwillig machende Anhänglichkeit der Deutſchen an die jedesmalige Herrſchaft, die über ſie während eines längern Zeitraums gebot, in großer Stärke beſitzen, ſo ſind ſie ihrer Behauptung nach die allerbeſten Franzoſen. Und ſie haben, wie es denn wackere Deutſche nie an ſich fehlen laſſen, den oft hochmüthig auf ſie herabſehenden Franzoſen die beſten Dienſte geleiſtet, ihnen tapfere Soldaten, pflichttreue Beamten geliefert, und durch den germaniſchen Trieb zur Belehrung gegenüber vielen in tiefſte Unwiſſenheit verſenkten Departements dem ſich ſo ſehr überſchätzenden, aber ſo zahlreiche Blößen zeigenden Frankreich es ermöglicht, doch auf einen Landestheil hinweiſen zu können, der es an Schulbildung einigermaßen mit dem intelligenten Deutſchland aufzunehmen vermochte.

Und wie dankten die Franzoſen den Elſäſſern ihr würdiges Verhalten und ihre treuen Dienſte? Dadurch, daß ſie über ihr ſchwerfälliges Auftreten, ihr einfältiges Ausſehn und ihre ſchlechte Ausſprache des Franzöſiſchen ſich todtlachen wollten. Erzählten ſie doch von Elſäſſern die lächerlichſten Beiſpiele, wie in deren breitem Munde das Franzöſiſche entſtellt worden. So behaupteten ſie von dem Finanzminiſter Humann, der ebenſo, wie der ſpätere berühmte oder berüchtigte Präfekt von Paris, Hausmann, ein Elſäſſer von Geburt war, daß derſelbe, als ihm einſt von der Deputirtenkammer ſämmtliche Vorſchläge beanſtandet wurden, klagend ausgerufen habe: „Mes brochets sont des truites“, während er zu ſagen beabſichtigte: „Mes projets sont détruits.“ Wie dem auch ſei, die Elſäſſer waren die Zielſcheibe des Witzes für ſämmtliche Franzoſen.

Um auf eine, ſchon von uns angeführte Aeußerung des Fürſten Bismarck zurückzugreifen, daß die Elſäſſer in Frankreich eine geiſtige Ariſtokratie bildeten, ſo war dieſer Satz des deutſchen Reichskanzlers allerdings inſofern richtig, als man den Werth ihrer Leiſtungen in die Wagſchale legt; prüft man dagegen, mit welchen Augen ſie von den Franzoſen angeſehen wurden, ſo kann man ſie weit richtiger als die Paria's bezeichnen, auf die ſich der Spott des galliſchen Elements in unerſchöpfter Fülle entlud. Während man ſich über ihre ſchlechte Ausſprache des Franzöſiſchen luſtig machte, nahm man es ihnen andrerſeits ſehr übel, wenn ſie deutſch ſprachen. Von dem Zorne eines franzöſiſchen Officiers, als er elſäſſiſche Bauern, die mit ihm in demſelben Eiſenbahnwagen fuhren, deutſch ſprechen hörte, berichtet uns ein Vlaminger in dem Brüſſeler Blatte „de Zweep".

Der vlamiſche Berichterſtatter ſaß im Auguſt des Jahres 1865 mit elſäſſiſchen Bauern und Bäuerinnen, die zu einer Kirmeß fuhren, in einem Eiſenbahnwagen dritter Claſſe. Sei es, daß das den Bauern winkende Vergnügen ſie ſo fröhlich ſtimmte, ſei es, daß ſie von beſonders heiterm Naturell waren, genug, ſie kamen aus dem Scherzen, Lachen und Singen gar nicht heraus. Doch ſollte dieſe ausgelaſſene Stimmung, die dem ſtill beobachtenden Vlamingen ſehr zuſagte, nicht lange währen. Auf einer Zwiſchenſtation ſtieg nämlich ein beurlaubter franzöſiſcher Officier ein. Dieſer riß gewaltig die Augen auf, als er hörte, wie die Bauern und Bäuerinnen ſich ſo munter im Deutſchen unterhielten. Bald drehte er den langen ſchwarzen Knebelbart mit den ſichtbarſten Zeichen von Ungeduld, warf nach der Gruppe der deutſch ſprechenden Elſäſſer die wüthendſten Blicke, und endlich, da er nicht länger an ſich halten konnte, rief er mit zorniger Stimme:

„Mais où sommes-nous? Est-ce croyable? Sommes-nous en France ici, oui ou non? S'imagine-t-on qu'on tolère de

tels scandales? Permettre que des citoyens français — car ces animaux-là ont l'honneur d'être Français — conçoit-on, est-il croyable qu'on les laisse nous écorcher les oreilles de leur maudit jargon! Il n'y a donc ni police ni administration dans ce département!"

Die elsässer Bauern und Bäuerinnen, mit jener Schüchternheit, die sie Beamten und allen uniformirten Persönlichkeiten gegenüber empfinden, verstummten sofort, als sie diesen zornigen Erguß des Officiers hatten über sich ergehen lassen. Der Officier gab, wenn er auch durch Sprache und Uebermuth seine Nationalität nicht verrathen hätte, sich schon dadurch als echten Franzosen zu erkennen, daß er sogleich nach der Polizei schrie und es als ganz selbstverständlich annahm, daß diese den Leuten verbieten dürfe, sich in ihrem angebornen Idiome zu unterhalten. Der Berichterstatter des Brüsseler Blattes knüpft an den von ihm erzählten Vorfall folgende, wie uns scheint, sehr richtige Betrachtungen:

„Ich dachte mir: unglückliche Elsässer! Auf dem eigenen Boden so herabgewürdigt zu werden! O, hättet ihr doch bei euren Stammesbrüdern bleiben können! Eure sogenannten höhern Stände würden sich dann nicht von euch losgesagt haben, um sich in fremden Sängen und Klängen zu berauschen und ihrem Volksthum völlig den Rücken zu kehren. Eure Muttersprache würde vielmehr von ihnen geehrt und gepflegt, die Seele eurer Voreltern würde nicht verkannt und mißachtet sein; eure Bildung wäre nicht, wie es jetzt der Fall ist, zurückgeblieben: die einzige Bildung, die auf Sittlichkeit und Erkenntniß sich gründet."

Es begreift sich, daß die Beobachter aus fremden Völkern, welche die blinde Anhänglichkeit der Deutschen an die jedesmalige Regierung nicht in ihre Beurtheilung mit hineinziehen, es begreift sich, daß die stolzen Nordamerikaner mit Erstaunen, ja, mit kaum verhehlter Verachtung auf die Elsässer, Lothringer und die Blamingen

blicken, die, obgleich ſie von den Franzoſen über die Achſel angeſehn werden und für ihre Vorzüge bei einer ganz anders gearteten Nation kaum ein Verſtändniß finden, ſich trotzdem größtentheils mit Leidenſchaft für Frankreich erklären. Ein amerikaniſcher Schriftſteller nun, Charles Leland mit Namen, äußert ſich, nachdem er die germaniſchen Bewohner von Elſaß, Deutſch-Lothringen und Franzöſiſch-Flandern genau beobachtet, in einem Schreiben, das er an den Herausgeber von Trübner's „Literary Record" richtete, in einer für die Beſprochenen wenig ſchmeichelhaften Weiſe, wie folgt:

„Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß viele Germanen in Elſaß und Deutſch-Lothringen den Ueberlieferungen ihrer Abſtammung untreu geworden, und daß ſie, verblendet durch bodenloſe Eitelkeit, lieber verachtete Anhänger Frankreichs, als geachtete Freunde ihrer eigenen Raſſe ſein wollen. Sie ſtellen ſich in dieſer Beziehung weit unter die armen, unwiſſenden ſchwarzen Sclaven von Amerika, denn dieſe, ſo nachahmungsſüchtig ſie auch von Natur ſind, und wie leicht ſie ſich durch die Schauſtellungen der weißen Ariſtokratie in den Südſtaaten blenden laſſen, ſind doch während des Rebellionskrieges dem wahren Intereſſe ihrer ſchwarzen Brüder ſtets treu geblieben. Ja, ich wiederhole es, bei der ſchmählichen Bewunderung ihrer frech anmaßenden franzöſiſchen Gebieter müſſen dieſe deutſchen Nachäffer des Franzoſenthums vor den ſchwarzen Sclaven Amerika's, was die wahre Manneswürde betrifft, die Segel ſtreichen."

Uebrigens dürfen wir nicht zu erwähnen vergeſſen, daß es bei den Elſäſſern und Lothringern nicht blos die blinde deutſche Anhänglichkeit an die bisherige Regierung war, die ſie zu theilweiſe fanatiſchen Franzoſen machte; nein, es traten zu der Fürſprache des Gemüthes auch Gründe des Verſtandes hinzu. Auch wenn die Franzoſen ihnen nicht immer in allen möglichen Tonarten vorgeſungen hätten, welch' Glück ſie genöſſen, die Mitglieder der erſten Nation der Welt zu ſein, ſo lehrte ſie ſchon die unparteiiſche

Geſchichte ganz deutlich, daß ſeit ihrer Vereinigung mit Frankreich letzteres Land ſich mit vielem Ruhme bedeckt und in dem europäiſchen Areopage meiſt das erſte Wort geführt habe. Dieſe äußern, glänzenden Seiten, die Frankreich unbeſtritten beſaß, zogen natürlich mehr an, als die innern Vorzüge Deutſchlands, die nur dem ſchärferen Auge ſichtbar wurden, während die kümmerliche politiſche Geſtalt des unter übermüthigen Vierfürſten ſeufzenden Reiches kaum Mitleid und höchſtens Achſelzucken hervorrief. Denn man hat nur Mitleid mit unverſchuldetem, nicht mit verſchuldetem Unglücke. Warum duldeten die Deutſchen ſo viel Unwürdiges? Warum ſonnten ſie ſich in den Schlöſſern, prunkenden Feſten und in der glänzenden Dienerſchaft ihrer Beherrſcher, ſtatt in ihrer eigenen Größe? Und was aus Baden, Baiern und Würtemberg nach dem Elſaſſe herüberklang, war gerade keine anmuthige Melodie, die zur Vereinigung hätte locken können. In Baden, das doch während der trüben Zeit des Bundestages zuweilen einen Schimmer männlicher Geſinnung und ſtaatsbürgerlichen Selbſtbewußtſeins gezeigt hatte, erlebte man ja das betrübende Schauſpiel, daß noch in den funfziger Jahren gegen den Profeſſor Gervinus wegen ſeiner „Einleitung in die Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts“ ein Proceß angeſtrengt wurde. Der Staatsanwalt wollte dieſe Einleitung als eine Schmähſchrift und nicht als eine ernſthafte hiſtoriſche Arbeit angeſehen wiſſen. So wurden denn damals einem, wegen ſeines früheren Göttinger Rechtsſinnes und wegen bedeutender wiſſenſchaftlichen Leiſtungen in höchſter Volksgunſt ſtehenden Profeſſor mit einem politiſchen Proceſſe Scherereien bereitet, die freilich für ihn läſtig waren, der Regierung aber den größten Abbruch thaten, da ſie ſich in Zwieſpalt ſetzte mit der erleuchteten Mehrheit ihres eigenen Volkes. Und wie man in Baden den Profeſſor Gervinus maßregelte, ſo bedrohten die Behörden in Würtemberg den Nationalökonomen Liſt mit Stockſchlägen, und in Baiern mußten Studenten

stundenlang vor dem Bilde des Königs Ludwig knieen, des „Teutschesten der Teutschen". Bekanntlich beliebten die römischen Imperatoren, die das Menschenthum am meisten mit Füßen traten, eine derartige Behandlung ihrer Unterthanen.

Wahrlich, die Zustände in Deutschland waren nicht dazu angethan, in den Elsässern und Lothringern Sehnsucht nach dem alten Mutterlande zu erwecken! Dies fühlten die Franzosen auch sehr richtig heraus und besprachen vor dem Jahre 1866 die Möglichkeit eines Rückfalles von Elsaß-Lothringen an Deutschland mit großer Ruhe und berechtigter Sicherheit. So warf im Jahre 1859 der Constitutionnel die Frage auf, ob Elsaß und Lothringen gern unter deutsche Herrschaft zurückkehren würden, und antwortete, wie sich von selbst begreift, in verneinender Weise. Durfte es doch damals, wo Deutschland das Bach'sche Oesterreich an seiner Spitze duldete, voll begründeten Hohns fragen, ob die Deutschen glaubten, Elsaß und Lothringen würden sich bereitwillig dem Scepter der Habsburger beugen.*) Nein, und zehnmal nein, da konnten die Elsässer und Lothringer keinen Augenblick schwanken, wem sie sich anzuschließen hätten. Es war wahrlich wenig lockend, sich unter die österreichische Regierung zu beugen, die das Blut der Ungarn wie Wasser vergoß, die eine Verfassung von sich geschleudert hatte, wie einen abgenutzten Handschuh, die durch das mit dem Papste abgeschlossene Concordat das Volk für immer in geistigem Cretinismus zu erhalten gedachte, und die endlich, nicht damit zufrieden, bei sich daheim ägyptische Finsterniß verbreitet zu haben, auch anderswo das Licht auszulöschen beflissen war. Forderte sie doch in Berlin auf das Unverschämteste dazu auf, daß man dort

*) Eh bien! qu'on leur demande, si, pour retourner sous le sceptre des Hapsbourg, elles sont prêtes à renier la grande nation dont elles sont devenues les filles orgueilleuses et dévouées.

ebenfalls die Verfaſſung breche und den reinen Abſolutismus wieder einführe.

Uebrigens würde Frankreich, wenn es ſich zu genauen und gewiſſenhaften Forſchungen, ſobald dieſelben ſich gegen ſein Recht und ſeinen Vortheil entſcheiden, zu erheben vermöchte, ſich nicht verhehlen, wie die Erwerbung des Elſaſſes ſeinerſeits theils durch liſtige, theils durch gewaltſame Maßregeln in's Werk geſetzt wurde. Als Straßburg durch ſchändliche Ueberrumpelung in die Klauen Ludwig's XIV. fiel, da gab es in dem damals zerbröckelten und durch religiöſen Zwieſpalt ſo zerriſſenen, in den verſchiedenſten Tonarten ſprechenden Deutſchland nur einen einzigen Schrei des Unwillens. Selbſt aus dem Munde des Kurfürſten von Mainz, der ſonſt den bigotten Habsburgern ſo ganz gewonnen war, erſcholl der Ruf: „Oeſterreich iſt nicht mehr fähig, das Reich zu ſchirmen; man muß ſich einen andern Kaiſer wählen!“ Hierin hatte der Kurfürſt nur zu recht, denn dem Uebermuthe Frankreichs mit nichts, als einem offenen Sendſchreiben, mochte es immer aus der Feder eines Leibnitz gefloſſen ſein, entgegenzutreten, konnte den angerichteten Schaden nicht wieder gutmachen. Allerdings hieß es mit vollſter Wahrheit in dieſem Sendſchreiben:

„Frankreich bedrängt ohne Rückſicht auf das Geſetz der uralten Gewohnheit, nach welcher Könige zum Kriege ſchreiten, das Reich mit unaufhörlicher Hinterliſt und läßt endlich eine in Wortſchwall ſtinkende Kundgebung eines nicht etwa angeſagten, ſondern begonnenen Krieges übermitteln.“

Doch wozu helfen die ſtarken Worte, wenn ſie nicht die Herolde ſtarker Thaten ſind?

Nicht blos zum Lächeln, ſondern zum Lachen fordert folgende Stelle in dem offenen Sendſchreiben auf, die an die Thatloſigkeit eines Romulus Auguſtulus erinnert:

„Die kaiſerliche Majeſtät hat ſich vorgenommen, wenn es Gott gefalle, die franzöſiſchen Waffen auch jetzt mit glücklichem Erfolge zu überhäufen, die verborgenen Pläne Gottes anzubeten und zu loben, da Gott ja auch durch Attila ſeine Geliebten zur Beſſerung züchtigte.“

Die Franzoſen verſpotteten die öſterreichiſche Thatloſigkeit in folgenden Worten, die in Reime gebracht und in Muſik geſetzt, vom Volke geſungen wurden:

„Es-tu un roi d'Autriche, seigneur et maître de l'empire romain? Tu devais augmenter l'empire, et tu le laisses dépérir; tu as laissé venir les meurtriers au détriment des villes; honte à toi, grand est ton déshonneur!“

Das öſterreichiſche Unvermögen lebte in treuſter, freilich unbegreiflicher Ehe mit dem Hochmuthe des Wiener Cabinets. Wie weiſe hätte es gehandelt, wenn es dem Frieden von Utrecht beigetreten wäre, wozu es von Bolingbroke ſo dringend aufgefordert wurde! Denn dieſer engliſche Staatsmann machte ſich anheiſchig, bei dem durch die wiederholten großen Niederlagen mürbe gewordenen Ludwig XIV. es durchzuſetzen, daß Straßburg und Landau an Deutſchland zurückgegeben werden ſollten. Doch die hochmüthige Kriegspartei in Wien glaubte den Kampf auch ohne Hülfe Englands und Hollands gegen Frankreich ſiegreich fortſetzen zu können. Sie vergaß nur dabei, daß die ewige Finanznoth des Wiener Cabinets daſſelbe, ſo oft es allein auftrat, höchſt unbedeutend, ja, faſt lächerlich erſcheinen ließ. Konnte doch der deutſche Kaiſer, während England ohne Mühe für den Krieg jährlich über 60 Millionen aufbrachte, mit höchſter Anſtrengung kaum ſechs Millionen flüſſig machen. So kam es denn ganz natürlich, daß, als Oeſterreich allein die Kriegsbühne betrat, die Dinge einen höchſt kläglichen Verlauf nahmen, und Frankreich wieder die Oberhand gewann.

Und unter dem so ohnmächtigen österreichischen Schutze verkümmerte das deutsche Reich während langer und trauriger Jahrhunderte!

Der Elsässer konnte, wie gesagt, gegenüber den kläglichen Verhältnissen in Deutschland, wie sie bis zum Jahre 1866, Gott sei es geklagt, in traurigster Beharrlichkeit bestanden, viele Gründe anführen, weshalb er lieber zu Frankreich gehören wollte. Erinnerte man früher einen Elsässer daran, daß er doch dem Stamme nach ein Deutscher sei, so bekam man ungefähr folgende Antwort: „Wohl werden wir immer Deutsche bleiben; aber es ist bei euch doch vieles ganz anders. Wer bei uns von der Regierung nichts haben will, kann thun und reden, wie ihm gut däucht; wenn man seine Abgaben bezahlt, braucht man vor keinem Menschen den Hut zu ziehen, während ihr über dem Rhein tausend Rücksichten zu nehmen habt. Unsern Söhnen steht jede Laufbahn offen."

Als der wackere Arndt diesen Punkt mit einem gebildeten Elsässer besprach, hörte er von demselben ähnliche, für die damalige Zeit unbestreitbar wahre Gründe, weshalb die Bewohner jener ursprünglich deutschen Provinz lieber bei Frankreich blieben. Vor allem wies der Elsässer auf die Bevorzugung Einzelner und ganzer Stände hin, die in Deutschland noch an der Tagesordnung sei. Seine an Arndt gerichtete Erwiderung schloß mit den Worten: „Wenn auf unsrer Staatsharfe die Saite der Freiheit auch eine Zeitlang verstimmt ist, oder gar nicht tönt, so klingt doch ewig hell und mit stets erfreuendem Klange die Saite der Gleichheit." Hiergegen konnte von Arndt nicht viel eingewandt werden, der ja in tiefster Brust darüber trauerte, daß die deutschen Fürsten, die vor Napoleon den krümmsten Buckel gezogen, ihren Völkern mit so stolzem und steifem Nacken gegenüberstanden. Und wie die Elsässer und Lothringer die ihnen von Frankreich gebrachte Gleichheit hochhielten, so hatten sie sich auch von Seiten ihrer Beamten, mochten

letztere immerhin weniger pflichtgetreu und fleißig sein, wie die deutschen Angestellten, einer weit größeren Höflichkeit und Artigkeit zu erfreuen, als ihre stammverwandten Brüder jenseits des Rheinstroms. Es wäre nun auch für die Jetztzeit zu wünschen, daß die preußischen und überhaupt die deutschen Beamten zu der sie auszeichnenden Pflichttreue jene verbindlichen Formen gesellten, welche die Franzosen unbestritten vor ihnen voraushaben, und die man im Elsaß und in Deutsch-Lothringen schmerzlich vermissen wird. Wenn die Preußen nach jedem Feldzuge, mögen sie ihn noch so siegreich durchfochten haben, auf's Sorgsamste den begangenen Fehlern nachspüren, um diese in Zukunft durch Vorzüge zu ersetzen, so mögen sie auch für ihre zu verbessernden Civilbeamten die Parole ausgeben: „La raideur prussienne est abolie!“

Aus den erst angeführten Gründen — und sie sind wahrlich keine leichtwiegenden — fühlten sich die Elsässer und Lothringer zu Frankreich mächtig hingezogen. Und ihr abweisendes Verhalten gegen Deutschland, nachdem sie politisch wieder mit demselben vereint worden, entspringt zuletzt einem schönen Grundzuge ihres Charakters, nämlich der von ihren Altvordern ererbten Treue. Sie können sich von ihrem früheren Vaterlande Frankreich im Gemüthe noch nicht lossagen, einmal, weil sie während mehrerer Jahrhunderte zu ihm gehörten, und dann, weil es ihrem Edelmuthe widerstrebt, von der alten, durch schwerste Schläge getroffenen Heimath sich auch mit den Fasern ihres Herzens gänzlich loszulösen. Diese schöne und ruhmwürdige Eigenschaft der Elsässer und Lothringer gewährt Deutschland die Bürgschaft, daß sie dereinst, sobald sie zur Erkenntniß gelangten, wie sie vermöge ihres Natürells und ihrer tiefinnersten Wesenheit unwiderruflich zur germanischen Völkerfamilie gehören, die treuste und anhänglichste Provinz des deutschen Kaiserreichs bilden werden. Ihre Treue zu Deutschland zeigte das frühere Wappen der Stadt Straßburg. Dieses Wappen

war ein ſilberner Schild, den ein rother Schrägbalken durchſchnitt. Der ſilberne Schild erinnerte an den alten lateiniſchen Namen der Stadt: Argentoratum (Silberſtadt). Der rothe Schrägbalken aber rief auf's Ehrenvollſte das viele Blut in's Gedächtniß, das die Bürger Straßburg's für Deutſchland vergoſſen hatten. Möge Straßburg, wie ganz Elſaß und Deutſch-Lothringen, mit ſeinem beſten Herzblute für Deutſchland ſchaffen und ſtreben, und, wenn es der Rathſchluß des Allerhöchſten ſo will, auch kämpfen und leiden!

Daß die Elſäſſer ſchon hier und da zu der Erkenntniß gelangen, wie ſie von den Franzoſen immer hochnaſig behandelt wurden, und wie die eigentlichen Wurzeln ihrer Kraft in Deutſchland ruhen, das geht aus einem Liede hervor, welches Alfred Meißner bei einer Wanderung durch das neue Reichsland aufſpürte. Folgende zwei Strophen bezeugen deutlich, daß viele Elſäſſer ſich nicht verhehlen, wie die leichtfüßigen Franzoſen ſie wegen ihres ſchwerfälligen allemanniſchen Benehmens als Trampelthiere anſahen:

„Wenn unſereins 'was wagte,
Das bracht' ihm wenig Glück;
Dem armen deutſchen Michel,
Ihm fehlt le chic, le chic!

Wenn unſereins 'was ſagte,
Von Herzen, treu und warm,
So zuckte man die Achſeln;
Ihm fehlt la forme, la forme!“

Daß demnach manche Elſäſſer mit der Rückkehr in's deutſche Vaterhaus ganz zufrieden ſind, lehren folgende zwei Strophen:

„Das Blatt hat ſich gewendet,
Und eure Zeit iſt aus!
Wir Deutſchen ſind nun wieder
Die Herr'n in unſerm Haus.

Und du, o deutſcher Beſen,
Kehr' flink und ſchnell das Haus!
Kehr' mir die welſche Sippe'
Zum deutſchen Land hinaus!“

Das niederländiſche Volksblatt „de Zweep“ behauptet ebenfalls, daß man im Elſaß anfange, ſich zu der Trennung von Frankreich Glück zu wünſchen. Die Worte des niederländiſchen Blattes lauten:

„In Elſaß und Lothringen iſt man bereits glücklich, daß man von der ſogenannten „Grande nation“ erlöſt iſt. Bereits iſt dort der allgemein verbindliche Volks-Unterricht eingeführt: germaniſche Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit, Fleiß und aufrichtige Gottesfurcht werden ſehr bald die ſchmerzlichen Wunden des letzten Krieges geheilt haben, und deutſche Redlichkeit, mit Bürgertugend gepaart, wird an die Stelle welſchen Truges und franzöſiſcher Aufſchneiderei treten.“

Hiergegen kommt es wenig in Betracht, daß der Profeſſor der Theologie, Herr Lichtenberger, in der proteſtantiſchen Kirche St. Nicolaus zu Straßburg einen Vortrag gehalten, der von überſchwänglichen Liebesbetheurungen an Frankreich überfließt. Wir geben die Hauptſtellen aus der Rede des Herrn Lichtenberger, weil ſie ein glänzendes Zeugniß ablegen, mit welcher Freiheit in Elſaß und Lothringen, ſich die dem deutſchen Reiche feindlichſten Geſinnungen ausſprechen dürfen. Wenn Herr Profeſſor Lichtenberger ſich und ſeine Gemeinde mit den an den Waſſern von Babylon weinenden Juden vergleicht und, mit deutlicher Hinweiſung auf Frankreich, ausruft: „Wenn ich jemals dich, o Jeruſalem, vergeſſe, dann möge meine Rechte ſich ſelber vergeſſen!“ ſo iſt ihm das Hochpathetiſche unbenommen, und er erweckt bei uns nur den Gedanken, daß der Stil Victor Hugo's auch bei den Elſäſſern Nachahmer gefunden. Herr Profeſſor Lichtenberger läßt ſich aber durch ſeine Vorliebe für Frankreich zu folgenden Sätzen verleiten:

„Nous ne cesserons dans nos consciences de protester en faveur du droit contre l'injustice; nous ne cesserons d'être fidèles à notre patrie véritable. Il est temps de montrer que

l'Évangile ne se fait pas le complice de la violence. Il est une tristesse qui ne cédera ni aux rigueurs, ni aux bienfaits.

Nous dirons à nos vainqueurs: Vous pouvez tout nous prendre ou tout nous donner, vouz pouvez occuper nos champs, vous asseoir de force à nos foyers, vous pouvez relever nos ruines et apporter parmi nous la prospérité et l'ordre, voire même l'abondance et la liberté; il est un sanctuaire où vous ne pénétrerez pas, c'est notre âme; il est un bien que vous ne nous ravirez pas et que nous n'échangerions pas contre tous les trésors que vous pourrez nous offrir, c'est notre tristesse. Elle est notre seule consolation, car elle est notre dignité et notre force. Nous pleurerons et nous nous souviendrons. Dieu a pitié de ceux qui savent être tristes. Aux exilés qui suspendent leurs harpes aux saules près des fleuves de Babylon, il envoie le Cyrus de la délivrance qui les ramène en Sion."

Das Hinweiſen auf den rettenden Cyrus ſähe man in franzöſiſcher Auffaſſung ſicher als Hochverrath an, und wenn der Bewohner eines mit Frankreich gewaltſam vereinten Landestheiles ſich in ähnlicher Weiſe ausließe, ſo würde er, wie weiland der Buchhändler Palm, durch Blei vom Leben zum Tode gebracht werden.

Der Profeſſor Lichtenberger bildet mit dem Profeſſor Ewald und dem Profeſſor Vogt ein gelehrtes Kleeblatt von einſeitigſter Geſchichtsauffaſſung. Wenn wahrhafte Staatsmänner, die das fließende und ſich immer neu geſtaltende Leben der Völker in's Auge faſſen, den eingefrorenen Anſichten des Doctrinarismus nicht die geringſte Berechtigung zugeſtehen, ſo liefern ihnen die drei ebengenannten Profeſſoren auf's Neue eine ſehr willkommene Begründung für ihre vornehme und ablehnende Haltung. Den Profeſſoren, die ſich mühſam in ein Syſtem hineingearbeitet haben, wird gleich alles feſt und unverrückbar. Sie hemmen, wie Hegel, den Fortſchritt,

indem ſie das jedesmalige Beſtehende für gut und vernünftig erklären, oder ſie machen es noch toller, indem ſie, gleich dem Profeſſor Stahl, den Fortſchritt in Rückſchritt verwandeln wollen. Mögen die Profeſſoren deshalb auf ihrem Katheder bleiben, aber keinen Staatsſeſſel beanſpruchen!

Um jetzt, nach mannigfachen Seitenbetrachtungen, auf unſern Ausgangspunkt zurückzukommen, ſo iſt die Homogenität Frankreichs keineswegs eine größere, als die Deutſchlands. Geſteht doch die Revue des deux mondes in einem Aufſatze mit der Ueberſchrift: „Les Revendications du pangermanisme“ von den Franzoſen ein, ſie ſeien ein „peuple hybride“. Natürlich wiſſen ſich die gewandten Franzoſen, wenn ihnen etwas fehlt, ſogleich zu helfen. Der Verfaſſer des ebengenannten Aufſatzes bezeichnet demnach die Stammeseinheit als „un fait brutal“; er ſpricht mit Geringſchätzung von dem „résultat fortuit de la communauté de race.“ Dieſe Behauptungen verhindern aber die Franzoſen — auch die gelehrteſten unter ihnen — durchaus nicht, den Preußen vorzuhalten, daß ſie mehr ſlaviſch, als deutſch ſeien. Möchten dieſe Herren Franzoſen doch einmal nach Königsberg, Tilſit und Memel kommen, um dort dem Ausſehn und dem Herzen nach die deutſcheſten Deutſchen zu finden! Gerade in jenen Gegenden wirkte der kategoriſche Imperativ Kant's auf's Wohlthätigſte, und das mächtige Pflichtgefühl jener Kerndeutſchen rettete in den Freiheitskriegen Preußen und Deutſchland. Kommt ein Bewohner von Memel und Tilſit nach Carlsruhe und München, ſo iſt ſeine Erſcheinung ernſter und zugeknöpfter, als die des offneren und leichtblütigeren Süddeutſchen, aber Beide verſtehen einander viel beſſer, als der Bretone den Provenzalen, und ihre Art und Weiſe zu ſein iſt lange nicht ſo verſchieden, wie die der engern Landsleute von Chateaubriand und Mirabeau. In Bezug auf Homogenität hat alſo Frankreich keinen Vorzug vor Deutſchland, und wird erſt den ſtolzen Kriegsjahren

von 1870—1871 ein Jahrzehnt würdiger Friedensarbeit gefolgt sein, ein Jahrzehnt, in dem sich ein selbstbewußtes deutsches Staatsbürgerthum herausgebar, dann ist Deutschland eins der reichstgegliederten und dabei unverrückt um den festesten Mittelpunkt kreisenden Reiche, wie man nur eins finden kann, oder besser, wie man keins finden kann.

Der unzerreißbare Mörtel, der die französische Nationalität zusammenhielt, war der Allen gemeinsame Stolz auf eine große Geschichte. Dieser Stolz ist nun, wie wir bereits zugegeben haben, in vieler Hinsicht ein wohlberechtigter. Die Franzosen haben in Kunst und Wissenschaft das Löblichste geleistet, und bei der jahrhundertlangen Schwäche ihrer deutschen und italienischen Nachbarn war auch ihre politische Geschichte reich an großen und glänzenden Erfolgen. Doch für Den, der als unparteiischer Richter den Werth zweier Völker auf gleicher Wagschale abmißt, ist die entscheidende und den Sieg verbürgende Frage immer die, welches von den Beiden für die Cultur des Weltalls am wohlthätigsten wirkte. Und da stehen die Franzosen hinter den Deutschen entschieden zurück, denn diese in ihrer stillen, sinnigen Weise haben für Humanität das Meiste geleistet. In Bezug auf Erfindungen, die dem Antlitze der Welt freiere und belebtere Mienen verliehen, gebührt den Deutschen unbestritten der Vorrang. Doch besitzen die Franzosen nicht genug Objectivität, um sich dies selber einzugestehen, geschweige denn es ehrlich vor Jedermann zu bekennen. Konnte doch selbst Arago sich nicht entschließen, in seiner Lobrede auf Watt dem Helden seiner Darstellung ganz gerecht zu werden! Stellte er doch den experimentirenden Franzosen Papin mit dem erfindenden Engländer auf gleiche Stufe! Ernst Renan nun, der außer einer bezaubernden Darstellung auch über wissenschaftliche Tiefe gebietet, urtheilt viel unbefangener, als Arago. Denn nicht allein, daß er den Franzosen auf dem Felde der Erfindungen keinen Vorrang, oder wenigstens

eine Gleichſtellung mit hierin glücklicheren Völkern eingeräumt wiſſen will, nein, er geſteht ohne alle Einſchränkung zu, daß ſeine Landsleute kein eigentlich erfindendes Genie beſitzen. Uns däucht, daß in dieſer Hinſicht folgende Worte Renan's an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen:

„Ni dans l'art, ni en religion, ni en philosophie, ni en littérature, ni en politique la France ne sait inventer.“

Freilich kommen zu ſolchem Eingeſtändniſſe nur hohe, erlenchtete Geiſter, wie Renan. Männer von bloßem Talente, aber ohne einen Funken von Genie, wie Gambetta, ſehen natürlich durch die dichte Eitelkeitswolke nicht hindurch, die jeden Franzoſen von Jugend auf ebenſo umgiebt, wie die Luft, die er einathmet. Gambetta nun ſagte in einer Rede, die er an die Bewohner von Bordeaux im Anfange des Jahres 1871 richtete, daß die Deutſchen die von den Franzoſen gemachten Erfindungen gegen ſie benutzten. Er nannte dieſe Erfindungen nicht und bewies ſo wieder, wie leicht das Wort ſich einſtellt, wo der Gedanke fehlt. Gerade im Gegenſatze zu Gambetta, nnd mit weit größerer Wahrheit, klagte Wernicke ſchon vor langer Zeit in witzigen Verſen darüber, daß die Deutſchen wohl zu erfinden, aber das Erfundene nicht zu ihrem Vortheile zu benutzen verſtänden. Wie bei den ſteten Uebergriffen Frankreichs nicht anders möglich war, iſt die Spitze in den Verſen Wernicke's gegen den deutſchen Erbfeind gerichtet, der uns ſeit Jahrhunderten mit Raub, Einäſcherung, Spott und allen möglichen Demüthigungen heimſuchte. Die Verſe Wernicke's lauten nnn:

„Daß Frankreich uns pflegt zu verwunden
Mit Pulver, welches wir erfunden;
Daß es in Büchern uns verlacht,
Nachdem das Drucken wir erdacht;
Daß wir dort unſer Geld verſchwenden,
Mit dem es uns nachher beſticht;
Daß es durch unſre Länder bricht
Mit Pferden, die wir ihnen ſenden.“

Wenn wir vorhin das Wort „Erbfeind" in Bezug auf Frankreich gebrauchten, ſo beſinnen wir uns, wie Herr Emil Beauſſire in einem Aufſatze, betitelt: „Les Haines Nationales", tadelnd hervorhebt, daß der Deutſche in Bezug auf die Franzoſen ſich des Wortes: „l'ennemi héréditaire" bediene. Herr Emil Beauſſire behauptet, daß unſer gelehrter Haß in die entlegenſten Zeiten zurückgehe, um Gründe für dies feindliche Gefühl aufzufinden. Nun, in entlegene Jahrhunderte haben die Deutſchen gar nicht nöthig zurückzugehen, um für die den Franzoſen charakteriſirende Bezeichnung „Erbfeind" die Berechtigung darzuthun. Brauchen ſie doch einfach an den Juli des Jahres 1870 zu erinnern, wo ſie inmitten des anſcheinend verbürgteſten Friedens durch eine franzöſiſche Kriegserklärung überraſcht wurden. Der Zweck dieſer Kriegserklärung war, den Deutſchen ihre ſchönſten Provinzen zu rauben, und ſie zu ewiger politiſchen Unmündigkeit zu verdammen. Uns däucht, ein feindlicheres Benehmen kann nicht leicht gedacht werden.

Doch kommen wir, nachdem wir die Berechtigung nachgewieſen, in Bezug auf den Franzoſen das Wort „Erbfeind" gebrauchen zu dürfen, jetzt auf das erfindende Genie beider Nationen zurück! Wie Arago in Bezug auf Erfindungen den Engländern ihren Antheil zu verkleinern gedachte, ſo beſtritt Gambetta überhaupt den Deutſchen die Befähigung, etwas zu erfinden. Uebrigens hat Profeſſor Virchow noch vor kurzem einen anmaßenden Gallier gebührend abgefertigt, der den deutſchen Gelehrten beſchuldigte, ſich mit einer Erfindung auf wiſſenſchaftlichem Gebiete gebrüſtet zu haben, ohne zu erwähnen, wie viel er dabei franzöſiſchen Quellen verdanke. Wie die Deutſchen es den Franzoſen jetzt in keiner Weiſe rechtmachen können, ſo beklagte umgekehrt Herr Georges Daremberg im Journal des Débats vom 2. Januar 1872, daß die deutſchen Gelehrten den Arbeiten auf gleichem Gebiete von Seiten ihrer franzöſiſchen Collegen allzu wenig Beachtung ſchenkten. Dieſe Bemerkung

erlaubte ſich Herr Georges Daremberg, als er das ausgezeichnete Werk des Heidelberger Profeſſors Wundt beſprach, das vom Profeſſor Monoyer in's Franzöſiſche überſetzt worden. Herr Georges Daremberg rühmt allerdings, daß der Arzt in dem Buche des Profeſſors Wundt alles finde, was er nur ſuchen könne; doch entſchließt er ſich erſt zu dieſem Lobe, nachdem er hinzugefügt, der franzöſiſche Profeſſor habe das deutſche Werk verbeſſert und vervollſtändigt.

Die Gewohnheit, den Deutſchen ihre Verdienſte zu verkleinern, oder ganz und gar zu beſtreiten, ſtammt aus jenen traurigen Tagen, wo Deutſchland unter den Nationen in ſo mitleidenswürdiger politiſcher Geſtalt daſtand. Während der langen und trüben Zeit, wo Deutſchland Knechtsdienſte that unter der Zuchtruthe übermüthiger Vierfürſten, war es klug, von ſeiner glänzenden Vergangenheit zu ſchweigen, die einen zu beſchämenden Gegenſatz gebildet hätte zu einer unwürdigen Gegenwart. Nunmehr aber, wo das deutſche Volk an die Seite getreten der ſtolzeſten und freieſten Nationen — denn es wird ſich in langſamem, aber ſicherm Kampfe erringen, was ihm noch fehlt — jetzt, wo das deutſche Volk wieder den Reigen führt unter den germaniſchen Nationen — und bei dieſen allein keimen zur Reife gedeihende Früchte edlen Staatsbürgerthums, während bei den romaniſchen Nationen unter der duftigſten Schaale ein verfaulter Kern zu Tage tritt — jetzt darf ſich das deutſche Volk beſinnen auf ſeine culturhiſtoriſchen Großthaten. Es darf ſtolz hernennen, was es auf den verſchiedenſten Gebieten Großes vollbracht, ſicher, daß eine zuhorchende Welt dem imponirenden Staatsweſen zu der Bewunderung für die kriegeriſchen Leiſtungen der Gegenwart bereitwillig die Anerkennung hinzugefellt für die ſegensvollen Saaten, die der deutſche Volksgenius zeitigte auf dem Felde der Erfindung, der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſowie der Religion. Wenn ſich in Deutſchland der Feudalismus am zäheſten einniſtete

und am ſchwierigſten von dem langſam erſtarkenden Volkskörper ausgeſtoßen ward, ſo bewährte ſich in dieſem Punkte der früher ſo oft behauptete Satz, daß die Deutſchen die von ihnen gemachten Erfindungen nicht zu benutzen verſtänden, und daß dieſe meiſt fremden Nationen zu Gute käuen. Denn das Schießpulver, das der deutſche Mönch erſand, grub ja dem Feudalismus das Grab. Es war deshalb vom Standpunkte des Götz von Berlichingen und anderer Ritter, die Buſchklepperei für ein berechtigtes adeliges Gewerbe hielten, ein ganz richtiger Gedanke, wenn ſie den Erfinder des Schießpulvers zur Hölle verwüuſchten. Wie nun das Schießpulver einen beſondern kriegeriſchen Staud, der durch größere Geübtheit in den Waffen die übrigen Staatsinſaſſen ſich unterworfen hielt, unmöglich machte; wie ſeit dieſer wohlthätigen, wenngleich Hunderttauſende vernichtenden Erfindung erſt ein freies Bürgerthum emporkommen konnte, das den ſtahlgepanzerten Rittern in offener Feldſchlacht muthig nud oft ſiegreich entgegentrat, ſo hat die ungleich ſegensreichere Erfindung der Buchdruckerkunſt den Grund gelegt zu allem Großen, Freien und Schönen, was in der Neuzeit hervorkeimte, und wodurch die Ueberbleibſel des rauhen und rohen Mittelalters allmälig ausgetilgt wurden. Wenn durch die Erfindung des Schießpulvers der Körper der Menſchheit gleichſam frei gemacht ward, indem man ſich durch Hülfe deſſelben gegen eine Kriegerkaſte vertheidigen lernte, die trefflich das Roß zu tummeln und das Schwert zu ſchwingen verſtand, die aber meiſt weder leſen noch ſchreiben konnte; wenn durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt die Gedanken der Menſchenliebe, der Freiheit und des Rechts, wie ſie aus den Herzen und den Köpfen großer und edler Männer hervorgingen, ſich über den Erdkreis verbreiteten und den Scheiterhaufen der Päpſte, den Zwingburgen der Tyrannen und den Salbadereien der Aſtergelehrten — wir meinen hier vorzüglich die Scholaſtiker — ein Ende machten, ſo kam als dritte, unendlich

wohlthätige und die beiden andern krönende Erfindung die Reformation hinzu, die das reine Christenthum wiederherstellte und die bemalten Puppen und sonstigen unheiligen Krimskram aus den Kirchen verbannte, um die unsichtbare Gottheit wieder über den Häuptern der Frommen schweben zu lassen. Wahrlich, die drei großartigen Geschenke, die Deutschland auf dem Altare der Humanität darbrachte: das Schießpulver, den körperlichen Bann zerschmetternd, die Buchdruckerkunst, den geistigen Bann brechend, und endlich die Reformation, das Gewissen wiederherstellend — diese drei Geschenke sichern unserm Vaterlande für immer den Dank der Menschheit.

Bei hoch- und weitblickenden Persönlichkeiten erfreute sich Deutschland demnach wegen seiner großen Culturthaten von jeher vollster Anerkennung, bei den Völkern aber erst seit seinem Auftreten als mächtige Nation, denn die Zersplitterung in so viele elende Bruchtheile ließ Diejenigen, die auf der Oberfläche verharren — und diese bilden, wie die Verhältnisse heute noch liegen, die ungeheure Mehrheit eines jeden Volkes — ließ die nur den Zustand der jedesmaligen Gegenwart in's Auge Fassenden kaum ahnen, was die zersplitterten Vielheiten, so oft sie sich als Einheit zusammenfaßten, Ueberraschendes und Gewaltiges zu vollbringen im Stande waren.

So lange der Deutsche sich von seinen Vierfürsten alles gefallen ließ, versuchten auch die fremden Nationen an ihm ihr Müthchen zu kühlen, und da er in seiner blöden, verlegenen Erscheinung nicht dazu geeignet war, die Vermuthung geistiger Großthaten zu erwecken, so wollte man dem in trübster Gegenwart Lebenden auch noch seine große Vergangenheit abstreiten. Wie die Engländer bei sich zu Hause frühere Spuren der Erfindung des Schießpulvers zu entdecken vermeinten, so bestritten die Holländer den Deutschen auf's Hartnäckigste die unsterbliche Ehre, großen und

erhabenen Gedanken durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt den Weg durch die Welt gebahnt zu haben, mit einem Worte, ihr Lorenz Koſter war der Vordermann Johann Guttenberg's. Ja, hiermit nicht genug, Luther iſt in den Augen der Czechen, die, durch nationalen Hochmuth ganz toll geworden, inmitten des wohlthätigen deutſchen Culturſtroms eine ſtörende ſlaviſche Klippe bilden, ein ſchwacher Abklatſch ihres Huß und ihres Hieronymus von Prag. Man war demnach während der politiſchen Zerſplitterung Deutſchlands bei den fremden Völkern und Völkchen nur zu geneigt, unſer prächtiges geiſtiges Gewand ebenſo in Stücke zu zerreißen, wie unſer nationaler Körper in loſen Bruchtheilen umherſchlotterte. Den Schwachen giebt man Naſenſtüber und Rippenſtöße, vor den Starken dagegen beugt man ſich und ſingt ihnen Ruhmeslieder.

Hatten wir ſo eben Gelegenheit zu bemerken, daß den Deutſchen die von ihnen gemachten Erfindungen beſtritten wurden, ſo lange ſie in ihrer politiſchen Unmündigkeit an ihrer geiſtigen Mündigkeit zweifeln ließen, ſo wollen wir jetzt einmal betrachten, wie ſich der Deutſche heutzutage ausnimmt in den Augen des von Haß erfüllten Franzoſen. Wir dürfen uns dieſer Betrachtung nicht entziehen, weil ſie uns Anhaltspunkte darbietet zur Beantwortung der Frage, ob eine Verſöhnung zwiſchen Deutſchland und Frankreich in Bälde wahrſcheinlich ſei, oder nicht.

Das Bild, das die Franzoſen von den Deutſchen entwerfen, iſt nun nicht gerade mit den günſtigſten Farben gemalt. Schauen wir es uns ein wenig genauer an!

Die Deutſchen ſind nach der Behauptung der Franzoſen „Söhne der Hunnen“.

So nennt Auguſt Barbier das Volk von reinſtem Blute und edelſter Geſichtsbildung in ſeinem „Les fils des Huns“ überſchriebenen Gedichte. Auch Herr Caro ſagt von den Deutſchen: Nous avons affaire à des Attilas lettrés, savans, philosophes et

jurisconsultes.“ Als Dritter im Bunde erklärt Herr Albert Sorel die Deutſchen für „Vandales élevés à l'école polytechnique“.

Die Franzoſen, die den Deutſchen das Schimpfwort „Vandalen“ bei jeder Gelegenheit in's Geſicht ſchleudern, thäten klug, mit ihrem Hohn innezuhalten. Denn es würde uns leicht ſein, zu beweiſen, daß auf ſie das Wort „Vandalen“ viel beſſer paßt, als auf die Deutſchen. Haben ſie doch noch im Frühling des Jahres 1871 dem Namen: „Vandalen“ alle Ehre gemacht. Doch wir greifen in eine etwas entlegene Zeit zurück und gedenken der Art, wie die italieniſchen Kunſtwerke im letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts von den ſiegreichen Franzoſen nach Paris befördert wurden. Es kamen dabei Verſtümmelungen vor, wie ſich deren die derben Römer unter Mummius ſo zahlreiche in Corinth zu Schulden kommen ließen. Unter anderm wurden dem berühmten Chriſtus von Benvenuto Cellini die Arme abgeſchlagen, nachdem man lange vergeblich verſucht, ihn in die für ihn beſtimmte Kiſte hineinzuzwängen. Es gehört die eherne Stirn der Franzoſen dazu, nach ſolchem roheſten Benehmen den Deutſchen „Vandalismus“ vorzuwerfen.

Die Deutſchen ſind ferner neidiſch.

Als Erfinder dieſer deutſchen Untugend tritt ebenfalls Herr Auguſt Barbier auf. Die Strophe, in der er den Neid der Deutſchen an den Pranger ſtellt, lautet:

„Toi que l'on estimait parfum d'honnêteté
Et fleur de poésie,
Tu n'avais dans le coeur, sous masque de bonté,
Que basse jalousie“.

Zu dem Neide geſellt ſich bei den Deutſchen die Habſucht.

Die Habſucht giebt den Deutſchen nicht das erfindungsreiche Gehirn eines Dichters, ſondern ein franzöſiſcher Gelehrter Schuld, nämlich Herr Caro vom Inſtitute. Auch er klagt, gleich dem Herrn Barbier, darüber, daß die Deutſchen nicht mehr die liebenswürdigen

Idealiſten ſind, die Jahrhunderte hindurch ſich von den Franzoſen das Fell über die Ohren ziehen ließen. Wie gern ſähen die Franzoſen noch heutzutage den Deutſchen als Fauſt mit Gretchen im Mondſchein durch den Garten wandeln, um ſich ihr ſchönes „Er liebt mich“ vordeclamiren zu laſſen, oder als Gelehrten über den Sanscrit gebückt! Doch, daß er den Franzoſen tüchtig heimleuchtete, als ſie, Gott weiß zum wievielten Male, in ſein Gebiet einfielen, dadurch hat er es gründlich mit jenem übermüthigen Gegner verdorben, der einen Freibrief zu haben glaubte, Deutſchland auf den Kopf ſtellen zu dürfen, ſo oft es ihm beliebte. Doch hören wir die Klagen des Herrn Caro über den früher ſo idealen Deutſchen, der leider im Jahre 1870 ein ſo grober Realiſt geworden! Die franzöſiſche Elegie über den verſchwundenen deutſchen Idealismus lautet:

„On pourrait même dire qu'il y a deux Allemagnes: l'une idéaliste et rêveuse, l'autre pratique á l'excès sur la scène du monde, utilitaire à outrance, âpre à la curée. Nous vivions depuis longtemps à cet égard dans un malentendu presque ridicule. L'épreuve a été rude; mais nous en profiterons, et nous saurons maintenant ce que peut cacher de haines sourdes, de convoitises très-matérielles, de passions tenaces, le coeur de ces spéculatifs, amoureux de Gretchen et voués au sanscrit.“

Ferner ſind die Deutſchen durchaus nicht großmüthig.

Dieſen Fehler tiſcht uns Herr Albert Sorel in einem Aufſatze der Revue des deux mondes vom 15. Mai 1871 auf, der überſchrieben iſt: „L'Instruction obligatoire et le militarisme en Allemagne.“ Nachdem Herr Albert Sorel behauptet: „Les Allemands ne sont pas naturellement généreux,“ fährt er dann in ſeiner ungünſtigen Schilderung folgendermaßen fort:

„Ce n'est pas qu'ils soient cruels de tempérament et dépourvus d'une certaine bouté brutale dans leur vie privée;

mais ils sont élevés á recevoir un mot d'ordre, et ils y obéissent sans réserve. La sentimentalité excessive qu'ils étalent souvent n'exclut pas dans la pratique des habitudes de violence grossière.“

Indeß geſteht derſelbe Franzoſe, der den Deutſchen jegliche Großmuth abſpricht, ihnen ſpöttiſcher Weiſe eine erſtaunliche Geduld zu. Nach ſeiner Ausſage ertragen ſie in der Schule die Ruthe, und ſo, an das Prügeln gewöhnt, während des ſpätern Kriegsdienſtes den flachen Säbel. Den Mangel an Großmuth, den Herr Albert Sorel den Deutſchen vorwirft, hatte der Oberſt Stoffel bereits bei ſämmtlichen Preußen entdeckt. In ſeiner bekannten, ſehr tüchtigen Schrift über die Wehrkraft Norddeutſchlands ſchildert er, nachdem manche löbliche Eigenſchaften von ihm der dortigen Bevölkerung zugeſtanden worden, am Schluſſe die Preußen folgendermaßen: „ungelenk, ziemlich anmaßend, und aller Großmuth bar.“

Wie wir erſt drei Sykophanten aufführten, die den Deutſchen Vandalismus Schuld gaben, ſo haben wir auch für die ihnen gänzlich abgeſprochene Großmuth ebenfalls ein liebenswürdiges Kleeblatt, nämlich Herrn Albert Sorel, den Oberſten Stoffel, und Herrn Albert Dumont. Letzterer ſingt nun in folgender Tonart:

„Le manque de générosité est le trait distinctif du caractère allemand.“

Der Deutſche iſt auch geizig, ſelbſt wo es das Vaterland gilt.

Die Untugend des Geizes entdeckte Herr Albert Duruy an den Deutſchen während einer mehrmonatlichen Kriegsgefangenſchaft in einer Stadt am Rheine, und er verfehlte nicht, in der Revue des deux mondes vom 1. Juni 1871 ſeinen Landsleuten dieſen ſaftigen Biſſen für ihre giftige Zunge anzutiſchen. Die Glaubenswürdigkeit des Herrn Duruy erhellt am beſten aus ſeiner Erzählung von einem preußiſchen Hauptmanne, der ihn ſeiner Uhr und

ſeines Geldes beraubte. Herr Duruy begleitet dieſe Lüge mit folgender Bemerkung:

„J'étais encore plus surpris qu'indigné. Je savais bien qu'ils brûlaient les villages, et je les soupçonnais d'avoir tiré sur nos ambulances, mais je n'aurais jamais cru qu'ils descendissent jusqu'á détrousser leur prisonniers. Hélas! l'avenir me réservait bien d'autres surprises.“

Nachdem Herr Duruy ſich an einen preußiſchen Hauptmann mit der frechſten Lüge gewagt, kann es uns nicht verwundern, wenn er das ganze deutſche Volk für geizig erklärt. Dies geſchieht in folgenden Worten:

„Dans la plupart des villes assignées comme résidence aux prisonniers de Sedan ou de Metz, la population ne manquait jamais, toutes les fois qu'arrivait l'annonce d'un revers pour nos armes, de témoigner sa joie d'une façon bruyante par des chants, des salves d'artillerie, quelques illuminations peu nombreuses cependant, car cela coûte, et l'Allemand est avare, même envers la patrie.“

Damit den Deutſchen keine einzige böſe Eigenſchaft fehle, ſind ſie auch voller Verſtellung.

Herr Albert Duruy iſt beſonders glücklich in der Aufdeckung des Kakodämoniſchen in dem deutſchen Natürell. Denn er iſt es, der, außer dem Geize, auch die Heuchelei in dem deutſchen Nationalcharakter entdeckte. Er ſpricht nämlich von einer „hypocrisie naturelle et un manque absolu de générosité.“ Ferner ſagt er: „La tartuferie n'est pas seulement dans les usages de la diplomatie allemande, elle est dans les moeurs et dans le tempérament de la nation.“ Nachdem Herr Albert Duruy über das ganze deutſche Volk ſeinen Geifer ausgeſpritzt, nimmt er den König Wilhelm und den Miniſter Bismarck noch beſonders vor mit folgenden Worten: „Le mysticisme cafard du roi

Guillaume et la tartuferie bonhomme de son premier ministre sont célèbres aujourd'hui dans le monde entier."

Sich mit der Beſchuldigung der Heuchelei an den Kaiſer Wilhelm heranzuwagen, einen der offenſten und redlichſten Charaktere, die je die Sonne beſchienen, konnte nur der Frechheit und oberflächlichen Schätzung eines Franzoſen einfallen! Gleichfalls iſt der Fürſt Bismarck eine jeglicher Verſtellung ferne, zu ſo großartiger Offenheit angelegte Natur, daß er für das enge und geheime Treiben der Diplomaten von jeher viel zu gut war, und nur zu dem kräftigen und friſchen Walten in hellem Sonnenlichte paßt, als der genialſte Vollſtrecker der Willensmeinungen eines redlichen Volkes, dem Heuchelei eine Unmöglichkeit iſt.

Auch Herr Albert Dumont verbreitet ſich in einem Aufſatze überſchrieben: „La propagande prussienne en Alsace" (alle dieſe Ausſpritzungen franzöſiſchen Geifers duldete die Revue des deux mondes in ihren früher ſo achtbaren Spalten), über die Heuchelei der Deutſchen mit ſichtbarem Behagen. Der liebenswürdige Herr Franzoſe fügt dann mit einer Art mitleidigen Bedauerns hinzu: „Les Allemands ne sont pas responsables de la forme d'esprit qui leur est propre; mais leurs qualités mêmes contribuent à rendre ce côté de leur esprit plus ingénieux et plus faux."

Jedesmal, wenn wir uns daran machten, die franzöſiſchen Schilderungen des deutſchen Nationalcharakters zu überſetzen, hielten wir, wie gezwungen, inne. Die ehrliche deutſche Sprache ſträubte ſich, ſo vielen Lügen ihren reinen Spiegel zu leihen.

Den Deutſchen fehlt, nach der Anſicht der Franzoſen, ferner Takt in wiſſenſchaftlichen Arbeiten und Geſchmack in den Künſten. Der für Deutſchland ſo liebenswürdige Herr Dumont behauptet, daß wir dies ſelbſt erkennen und eingeſtehen. Dieſes Feingefühl fehle den Deutſchen nun auch im Moraliſchen. Wie Herr Dumont — man ſieht, dieſer Liebenswürdigſte aller Franzoſen iſt unermüdlich

im Durchſpüren der Katakomben des deutſchen Nationalcharakters — wie Herr Dumont bemerkt, führt dieſe Unſicherheit im Moraliſchen zu den ſchuldhafteſten Verirrungen, ſo daß die Deutſchen zuletzt nicht mehr Recht von Unrecht zu unterſcheiden wiſſen. Die Deutſchen ſuchten nun ferner vermöge der ihnen eigenthümlichen Verſtellungskunſt in den Augen der fremden Völker als friedliche Hirten aus den Virgil'ſchen Eklogen zu erſcheinen. Dies wird ihnen in einem „Les Revendications du pangermanisme“ überſchriebenen Aufſatze Schuld gegeben. Ebendaſelbſt wird ihnen vorgeworfen, daß ſie ſich bei der franzöſiſchen Kriegserklärung „überraſcht“ angeſtellt. Nun, daß die Deutſchen einigermaßen überraſcht ſein durften, mögen die Worte des Präſidenten der franzöſiſchen Republik, Herrn Adolf Thiers, bezeugen, der ſich in ſeiner an die Nationalverſammlung gerichteten Botſchaft über die Kriegserklärung Napoleons III. folgendermaßen äußerte:

„Le gouvernement de l'empire a provoqué, sans motifs, la guerre la plus importante qui fut jamais.“

Daß unter den abſcheulichen Eigenſchaften, die den Deutſchen von den Franzoſen angedichtet wurden, auch die Grauſamkeit nicht fehlen durfte, verſteht ſich von ſelbſt. Mit dieſer Anklage — nebſt der Heuchelei von allen die unbegründetſte — trat Herr Laboulaye hervor, ein hochgebildeter Franzoſe, der zu dem Reize ſchöner Darſtellung, die bei ſeinen Landsleuten eine ſo weitverbreitete Eigenſchaft iſt, die dort weniger häufige Gründlichkeit und Gelehrſamkeit hinzugeſellt. Nichtsdeſtoweniger ſcheut Herr Laboulaye ſich nicht, in ſarkaſtiſcher Weiſe den Preußen — mithin den Deutſchen — die Ader des Mitleids und des Mitgefühls gänzlich abzuſprechen. Indem er nämlich die Zerſtörung des in der Pariſer Umgebung maleriſch gelegenen Dorfes Garches erwähnt, fährt er fort:

„Par malheur, Garches s'est trouvé sur le chemin des Prussiens, ces grands propagateurs du pétrole — on y prie

un Dieu inconnu des Prussiens, le Dieu de miséricorde et de charité.“ *)

Stellen wir alle die lächerlichen und abscheulichen Eigenschaften zusammen, welche die Franzosen dem deutschen Nationalcharakter anlügen — „andichten“ würde eine zu milde Bezeichnung sein — so kommt ein Geschöpf zum Vorschein, wie Shakespeare und Molière, diese Meister in der Darstellung menschlicher Schwächen und Laster, kein ungünstigeres zu zeichnen vermochten. Oder richtiger ausgedrückt: der deutsche Nationalcharakter vereinigt nach der Behauptung der Franzosen alles in sich, was Shakespeare und Molière an Lächerlichkeit und Verruchtheit in den verschiedensten menschlichen Charaktern entfalteten. Also die Deutschen sind Söhne der Hunnen (zum Glück, daß sie von der platten Nase und den hervorstehenden Backenknochen, diesem Kennzeichen der Hunnen, verschont blieben; im Ernste gesprochen, sind die Deutschen das an Blut reinste und adeligste Volk Europa's); sie sind neidisch (nie ist fremdem Verdienste feuriger, ja, mit Ungerechtigkeit gegen das Einheimische gehuldigt worden, als in Deutschland), ferner habsüchtig (während vieler Jahrhunderte trennten fremde Völker die besten Theile vom deutschen Reichskörper); ihnen fehlt jegliche Großmuth (wir lassen von jetzt an die Entkräftung in der Parenthese bei Seite, da

*) Wenn Herr Laboulaye den Preußen anlog, sie hätten Petroleum gebraucht, während seine Landsleute die schönsten Gebäude der französischen Hauptstadt durch dies, wie das Heerfeuer um sich greifende Oel anzündeten, so wollen wir doch daran erinnern, was weniger bekannt geworden ist, daß man auch während der Belagerung von Paris Bomben von Petroleum verfertigte, um sie auf die anstürmenden Deutschen zu schleudern. Während des Processes gegen die Communisten in Versailles sagte Assy folgendes aus:

„Ich fand, und ich bin nicht der Einzige, Raketen aus Zink, von denen eine große Anzahl im Industrie-Palaste lag, die dazu bestimmt waren, während der Belagerung durch die Preußen Petroleum auf sie zu werfen.“

Regierungs-Commissar: „Dies ist nicht zulässig. Es ist nicht erlaubt solche Dinge zu sagen.“

Abgeſchmacktheiten und Lügen nicht widerlegt zu werden brauchen, und die ſo dicht neben einander geſtellten, den Deutſchen angelogenen, böſen Eigenſchaften nur lächerlich wirken können); ſie ſind geizig, voller Verſtellung*); ihnen fehlt Takt bei wiſſenſchaftlichen Arbeiten und Geſchmack in den Künſten; endlich ſind ſie grauſam.

Auf dieſe franzöſiſchen Auslaſſungen möchten wir mit einem, dem Alterthume nachgebildeten Satze antworten: Alle Franzoſen ſind Lügner, folglich iſt ihr Lob beleidigend, ihr Tadel ſchmeichelhaft. Folglich haben die Deutſchen alle die entgegengeſetzten Eigenſchaften, die ihnen die Franzoſen Schuld geben, folglich löſt ſich in dem Ruhmesgeſange, den jetzt die Völker des Erdballs für das ſiegreiche Deutſchland anſtimmen, die galliſche Diſſonanz in wohlthuende Harmonie auf.

Und hiermit genug des Geifers und Uebelwollens!

Gegenüber der in die giftigſten Farben getauchten Schilderung der Deutſchen aus dem Munde der Franzoſen, wollen wir das wahrhafte Bild eines tapfern, treuen und leider allzu geduldigen Volkes entwerfen.

Perthes, einer der beſten und frömmſten Männer, die je gelebt haben, urtheilt:

„So viel Liebe, wie die deutſche Nation, hat keine Nation in der Welt.“

Alſo das, was in den Augen des großen Heidenapoſtels das Erſte und Vornehmſte war, jene von Paulus dithyrambiſch gefeierte Liebe, beſitzt das deutſche Volk als ſchönſtes, durch die Jahrhunderte bewahrtes Erbgut.

Wo aber die Liebe, dieſe ſonnigſte Ausſtrahlung der Gottheit, im Herzen eines Volkes wohnt, da iſt daſſelbe auch durchglüht

*) Klopſtock ſagt in ſeiner deutſchen Gelehrtenrepublik: „Denn ſie waren auch darin Deutſche, daß ſie alle Verſtellung, ſelbſt diejenige, welche die Klugheit nothwendig zu machen ſcheint, von ganzer Seele haßten.“

und durchleuchtet von dem Himmelsfunken der Religion. Daß die Religion ein köſtliches Beſitzthum des deutſchen Volkes ſei, dafür zeugt ein an Geiſt und Gemüth gleich hervorragender Mann, nämlich Bunſen. Da er in ſeinen Werken fortlebt, gehört er ja noch der Gegenwart an. Bunſen ſagt:

„Das deutſche Volk iſt von Natur das innerlichſt religiöſe, und gerade deshalb dasjenige, welches die Stimme des Gewiſſens in Glaubensſachen am meiſten ehrt.“

Auch der berühmte Pater Hyacinthe ſprach auf der Verſammlung der Altkatholiken zu München von den „loyales et robustes consciences“ der Deutſchen.

Für die Religiöſität der Deutſchen zeugte ſogar ein chineſiſcher Landrichter, mit Namen Wan, der in einer höchſt merkwürdigen öffentlichen Anſprache, in welcher er die ſchwachen Punkte des Chriſtenthums ſehr ſcharf hervorzuheben wußte, über das deutſche Volk ſich folgendermaßen äußerte:

„Von allen Nationen jenſeits des Meeres glaubt keine ſo innig an den Herrn des Himmels, als das deutſche Volk.“

Wenn nun zu dieſer, den Deutſchen bezeugten Religiöſität das glänzende Lob hinzutritt, das ihnen Tacitus in Bezug auf ihre Treue und Wahrheitsliebe ſpendet, ſo erklärt auch aus letzterer, ſo ſeltenen und deshalb um ſo rühmlicheren Eigenſchaft einer der gelehrteſten deutſchen Forſcher, nämlich Gieſeler, die Vorliebe der Deutſchen für den Arianismus. Gieſeler meint, daß es viel weniger die arianiſche Formel geweſen ſei, welche die deutſchen Stämme, mit Ausnahme der Franken, ſo mächtig angezogen habe, als ihre Verachtung der Römer, die ſie als „Lügner und Betrüger“ kennen gelernt, es ihnen unmöglich gemacht habe, dort die religiöſe Wahrheit zu ſuchen.

Dem Arianismus verdanken wir ja einen der edelſten Helden, Theoderich, von dem ſich die holdeſte und tugendreichſte Tochter

Thusnelda's, die Königin Louise von Preußen, so mächtig angezogen fühlte.

Gegenüber der Religiösität der Deutschen haben die Franzosen nur den Aberglauben der Landbevölkerung, und den Unglauben oder Ultramontanismus der mittleren und vornehmen Classen in's Feld zu stellen. Im achtzehnten Jahrhunderte war der religiöse Anblick Frankreich's ein so betrübender, daß Rousseau während seines Aufenthaltes in Paris sich bezeichnen durfte als „le seul homme en France qui croye en Dieu."

Wie die Deutschen ihrem Gott treu sind, so zeigen sie Treue in allen ernsten und hohen Verhältnissen des Lebens. Auf diesem Gebiete ist Leichtfertigkeit bei ihnen eine höchst seltene Erscheinung. Von den Franzosen kann man aber in dieser Beziehung nicht gleich Gutes aussagen. Der vlamische Dichter, Frans de Cort, liefert in sehr anschaulicher Weise den Beweis, daß das unterscheidende Merkmal des französischen Volkscharakters „Treulosigkeit" sei, während auf dem edlen Grunde der deutschen Natur die „Treue" eine sichere Stätte finde. Frans de Cort führt den seit Uralters bei dem vlamischen Volke geltenden Spruch an: „What walsch is, valsch is!" (Was verwälscht, das ist verfälscht.) Ueber die französische Treulosigkeit urtheilt ein Schriftsteller des Alterthums schon ebenso schlimm, wie jetzt das gesammte Volk der Vlamingen. Salvianus sagt nämlich: „Bei den Galliern ist Eidschwur, Manier zu reden." (Wer dächte hierbei nicht an Franz I., dessen drittes Wort „Foi de gentilhomme" war, und der niemals sein Wort hielt?) Auch Johannes von Müller, trotz des französischen Hanges seiner Natur und trotz der geringen Treue gegen sich selber, weiß doch sehr gut zu unterscheiden zwischen dem echten Golde deutscher Gesinnung und der leichten Waare französischer Anhänglichkeit. Er sagt:

„Die civilisirten Manieren haben sonst ihr Gutes, aber die

Teutſchen waren für ihr Inneres beſſer, heldenmüthiger, geſünder, mannhaft ſchöner."

Auch Kaiſer Maximilian I. ließ ſich über die Treuloſigkeit der Franzoſen vernehmen, und zwar in folgenden Worten: „Sie ſingen höher, denn genotiret; ſie leſen anders, denn geſchrieben; ſie reden und ſagen anders, denn ihnen im Herzen iſt."

Es hatte Schiller demnach nur zu guten Grund, für den Erbprinzen von Sachſen-Weimar Beſorgniſſe zu hegen, als dieſer ſich mit ſeinem treuen, unverdorbenen Jünglingsherzen nach Paris begab. Er ſprach in dem bekannten Gedichte, das betitelt iſt: „Dem Erbprinzen von Weimar (als er nach Paris reiſte)," den ſehr natürlichen Wunſch aus, daß den jungen Fürſtenſohn der „vaterländ'ſche Sinn begleite," wenn ihn das Schiff nach jener linken Seite hinübertrage, „wo deutſche Treu' vergeht."

Wenn man bei Staatsmännern vor allem Menſchenkenntniß antrifft, ſo iſt es einigermaßen auffallend, daß wir bei Richelieu auf einen Zug ſtoßen, der uns zu beweiſen ſcheint, wie er ſich über die Treuloſigkeit ſeiner Landsleute noch Täuſchungen hingegeben. Da Richelieu nämlich erfahren hatte, daß ein ihm nahe ſtehender höherer Staatsbeamte, Aubepine-Chateauneuf mit Namen, während einer gefährlichen Erkrankung des Cardinal-Miniſters gar keine Beſorgniß gezeigt und ſogar eines Abends getanzt habe, ſo ließ er ihm in dem Augenblicke, wo er das Heft wieder in die Hand nahm, das Staatsſiegel abfordern, um die an ihm begangene Treuloſigkeit zu beſtrafen. Es bleibt dieſer Anſpruch Richelieu's an die Anhänglichkeit eines Landsmanns, auch bei ſchwerſter, den Tod in Ausſicht ſtellender Krankheit, entſchieden auffallend, da er doch Gelegenheit hatte, die franzöſiſche Treuloſigkeit in nächſter Nähe und in höchſter Höhe zu betrachten. Lieferte doch der König ſeinen beſten Freund der Rachſucht Richelieu's aus. Und noch ſchlimmer. Als Ludwig XIII., der ſich auf der Jagd befand, nach

der Uhr ſchließen konnte, daß ſein Freund ungefähr um dieſelbe Zeit das Schaffot werde beſteigen müſſen, da ſagte er mit einem ſehr kühlen Tone des Bedauerns zu ſeiner Begleitung: „Jetzt mag der arme Cinq-Mars eine unangenehme Minute haben.“

Ja, Treue iſt ein Grundzug des deutſchen Nationalcharakters, während Treuloſigkeit die Franzoſen kennzeichnet. Selbſt Napoleon I., der ſonſt den Deutſchen von jeher wenig günſtig geſinnt war, weil er bei ſeinem Scharfblicke in ihnen ſeine gefährlichſten Feinde gewittert hatte und ſich auch keinen Augenblick verhehlte, daß ſie vorzüglich ſeinen Sturz herbeigeführt; ſelbſt Napoleon I. ſtellte ihnen noch auf Sanct-Helena in Bezug auf ihre Treue ein Ehrenzeugniß aus. Er bemerkte nämlich: „Wenn die Deutſchen mich gewählt und ausgerufen hätten, ſo wäre ich nicht hier.“

Es erſcheint uns nothwendig, den Begriff „Treue“ in ſeiner wahren Weſenheit feſtzuſtellen, damit hündiſches Schwanzwedeln und blinde Vollſtreckung des Anbefohlenen nicht verwechſelt werden mit liebevoller Selbſtentäußerung und wohlbewußter Mannesthat. Wir meinen, wenn wir die deutſche Treue loben, jene gewiſſenhafte Durchführung der einmal übernommenen Aufgabe, ſei es gegenüber einem Einzelnen, ſei es gegenüber einer Geſammtheit. Doch iſt dieſe Treue nicht gleichbedeutend mit jener aſiatiſchen Unterwürfigkeit, die blind ausführt, was der Herr oder die Herrſchaft befohlen, und die niemals prüft, ob das Auszuführende auch gut und recht ſei. Solch ſclaviſches Gehorchen kann nur von Schriftſtellern, wie Hobbes und Vilmar, geprieſen werden, denen der Begriff von Manneswürde und freier Selbſtbeſtimmung niemals klar geworden. Vilmar preiſt ja den finſtern Hagen, als dieſer den vertrauensvollen Siegfried hinterrücks durchbohrte, weil die grimme Burgunderkönigin, deren Lehnsmann er war, ihm befohlen, ſie zu rächen. Als ob ein Menſch das Recht hätte, einem andern eine That zu gebieten, die das Gewiſſen verbietet! Wer ein ſolches nichtswürdige

Benehmen Treue zu nennen die Stirn hat, befleckt eine der ſchönſten, ſeltenſten und glänzendſten Tugenden. Die Treue gegen den Lehnsherrn verkehrt ſich in ihr Gegentheil, wenn ſie zur Treuloſigkeit gegen das eigene Gewiſſen wird. Iſt dies Palladium geſchändet, ſo hat äußere Ehre keinen Werth mehr und iſt ein übertünchtes Grab. Jene Höflinge, die den Marſchall d'Ancre ermordeten, weil deſſen hochmüthiges Gebahren dem jungen Könige unbequem geworden, frevelten, nächſt der Befleckung ihres Gewiſſens, gegen ihren hohen Auftraggeber, indem ſie dem unreifen Jünglinge den Glauben erweckten, der Wille des Herrſchers enthalte die Abſolution für jegliche Frevelthat. So ward das Herz Ludwig's XIII. ſchon früh kühl und edlerer Empfindungen unfähig. Es ward ihm demnach nicht ſchwer, im Mannesalter ohne Gewiſſensbiſſe ſeinen beſten Freund der Rachſucht Richelieu's preiszugeben, nachdem er im Jünglingsalter den Günſtling ſeiner Mutter hatte in's Jenſeits befördern laſſen.

Nein, die Treue darf nur golden genannt werden, wenn ſie ſich bewährt für einen edlen und goldenen Grundſatz, wie Vaterland, Freiheit, Beſchützung einer großen, hochverdienten Perſönlichkeit. Hierin leiſteten die Deutſchen von jeher Großes und werden es auch in Zukunft thun, da es ja ſtets Hohes und Würdiges giebt, für das zu kämpfen und zu ſterben Ehre verleiht hienieden und Seligkeit dort oben.

Nachdem wir den deutſchen Nationalcharakter eingetaucht in den reinen Weiher eines guten Gewiſſens und eines redlichen Wollens, nachdem der von den galliſchen Krähen mit Koth beworfene germaniſche Schwan mit ſtrahlendem Gefieder auf der Oberfläche wieder erſchienen iſt, brauchten wir nur die dunklen und ungünſtigen Farben, die uns zur Hand liegen, etwas anzufeuchten, um die Franzoſen noch viel ſchwärzer zu malen, wie ſie es bei den Deutſchen gethan. Doch wir wollen höflicher und unparteiiſcher

ſein, als ſie. Nicht ein Deutſcher ſoll das Franzoſenthum zeichnen, ſondern letzteres ſich ſelber. Wir wollen nämlich den nationalen Genius Frankreichs aus der Schilderung der Klügſten und Begabteſten ſeiner Söhne hervortreten laſſen, ſo daß gegen die Treue der Zeichnung ſich kein Einwand erheben dürfte. Wenn der gelehrte Herr Laboulaye den Deutſchen vorwirft, daß das Gefühl des Mitleids ihnen fremd ſei, daß ſie mithin zur Grauſamkeit hinneigen, ſo nennt Voltaire, dieſer geiſtreichſte aller Franzoſen, ſeine Landsleute „Tiger". Hätte er ihr Wüthen in der Revolution erlebt, ſo wäre ihm dieſe blutgierigſte aller Beſtien für den Vergleich vielleicht noch nicht grauſam genug geweſen. Die ſchreienden Gegenſätze in dem franzöſiſchen Nationalcharakter ſchildert der Philoſoph von Ferney ſehr glücklich in folgenden Worten: „Les Français sont un peuple qui plaisante et qui fait des St. Barthélémi, qui égaie et qui produit des monstres."

Daß es keine Beſcheidenheit in Frankreich giebt, bezeugt Rouſſeau. Dies geſchieht in einer Stelle ſeines „Emile", die ſo lautet:

„Cette méthode est toujours sûre en France. Le vrai talent, plus simple et moins charlatan, n'y fait point fortune. La modestie y est la vertu des sots."

Ein Kritiker könnte es ſich hier bequem machen und uns vorwerfen, daß wir den Genfer Bürger zu einem Franzoſen ſtempeln. Aber nicht blos, daß Rouſſeau durch ſeine glänzende Schreibweiſe ein echter Franzoſe war, auch ſeine geringe Charakterfeſtigkeit bei dem feinſten und oft durchdringendſten Verſtande machen ihn voll und ganz zum Sohne der galliſchen Erde.

Für die den Franzoſen fehlende Beſcheidenheit ſtellt ſich bei ihnen die Lüge in ſtattlichſter Geſtalt ein. Wir haben ſchon einmal das Journal des Débats angeführt, wie es ſich über die Lügenhaftigkeit ſeiner Landsleute beklagte, und wollen es da wieder ſprechen

laſſen, wo es erwähnt, wie die franzöſiſchen Lügner, ſelbſt wenn ſie entlarvt ſind, keineswegs beſchämt das Auge ſenken. Das Journal des Débats ſagt in einem Leitartikel vom 26. Januar 1872 über die Lügen, mit denen der Krieg von 1870 eingeleitet wurde, folgendes:

„Die Einen haben behauptet, daß auch kein Knopf fehle an der Ausrüſtung der Soldaten, und daß das ganze Heer in der prächtigſten Verfaſſung ſei, um ſogleich in's Feld rücken zu können; die Andern haben, um eine für den Krieg günſtige Abſtimmung dem geſetzgebenden Körper abzuſchwindeln, erlogene Depeſchen vorgeleſen, deren Mangel an Thatſächlichkeit ſpäterhin aufgedeckt wurde. Nichtsdeſtoweniger wandern die Einen, wie die Andern, mit frecher Stirn in Paris umher."

Ueber den Mangel an Sittlichkeit und das daraus hervorgehende Abſterben wahrer Kunſt in Frankreich ſprach ſich der Maler Gérard höchſt unzweideutig aus, indem er zugleich die Deutſchen als ein jungfräuliches Volk pries, weshalb bei ihnen das Schöne und Hohe eine Stätte finde. Gérard's Worte lauten:

„Die Franzoſen ſind ein unſittliches Volk, wo man nirgends mehr ehrbare Grundſätze antrifft. Deshalb iſt die Kunſt bei uns unmöglich. Sie hat ſich nach Deutſchland geflüchtet, wo ſie ein jungfräuliches Volk vorfand."

Dusmenil nannte die „Eitelkeit" die Erbſünde der Franzoſen. Wir haben bereits an einer andern Stelle erwähnt, daß das Journal des Débats die „Lüge" für die franzöſiſche Erbſünde erklärte. Georges Sand erzählt uns, daß man ihr zugemuthet habe, im Intereſſe Frankreichs zu lügen, daß ſie aber geantwortet, ſie verſtehe dieſe Kunſt nicht*). Chateaubriand ſagt, daß Mißwollen

*) Ils me disent, qu'au lieu d'apprécier et de juger au coin du feu leurs malheureux tâtonnemens, je devrais écrire en l'honneur du gouvernement de la république, chanter apparemment des victoires que nous ne

und Anſchwärzung zwei dem franzöſiſchen Nationalcharakter anhaftende Eigenſchaften ſeien, und daß, wenn man gegen einen Franzoſen ſein Inneres erſchloſſen habe, Spott und Verläumdung dies Vertrauen zu belohnen pflegten.

Auch General Trochu, als er im Generalrathe des Morbihan zum Präſidenten gewählt ward und bei ſeiner Einführung die übliche Rede hielt, lieferte von ſeinen Landsleuten eine nichts weniger, als ſchmeichelhafte Charakteriſtik. Er ſagte, daß ein Theil der franzöſiſchen Bevölkerung den Unterſchied zwiſchen „wahr" und „falſch", zwiſchen „gerecht" und „ungerecht", zwiſchen „mein" und „dein" gänzlich verlernt habe. Seine Landsleute lebten, wie Trochu ſehr richtig bemerkt, ſeit langen Jahren nur von Lobſprüchen und Zeichen von Bewunderung, die gegenſeitig einer dem andern zuerkannte. Trochu bezweifelt nun, daß die harten Prüfungen, die von der Vorſehung über Frankreich verhängt worden, dazu beigetragen haben, ſeine Landsleute etwas beſcheidener zu machen und ſie zu einer ernſtlicheren Prüfung der Thatſachen zu veranlaſſen. Die Meiſten laſſen ſich in Frankreich, nach Trochu's Behauptung, nur von ihrem perſönlichen Vortheile leiten. Ganz Frankreich befinde ſich demnach auf einer ſehr niedrigen Stufe der Moral. Die wenigen Franzoſen nun, die über die Menge hervorragen und in den Sumpf der Gemeinheit nicht mituntertauchen wollten, dienten zur Zielſcheibe für die Böswilligen.

General Trochu ſchließt ſeine Rede mit folgenden ſehr beherzigenswerthen Worten:

„Meine Herren, erkennen wir an dem von mir in großen Zügen entworfenen Gemälde mit männlicher Selbſterkenntniß, und

---

remportons pas, et fêter la prochaine délivrance que rien ne fait espérer. Je n'ai qu'une réponse à faire: je ne sais pas mentir; non-seulement ma conscience s'y oppose, mais encore mon cerveau, mon inspiration du moment, ma plume.

ohne uns noch weiter Täuſchungen hinzugeben, daß wir einen allgemeinen Verfall zu bekämpfen haben. Und weil das Geſetz uns mit kluger Vorausſicht verbietet, politiſche Gegenſtände in unſere Berathung zu ziehen, ſo tragen wir den Kampf auf ſein eigentliches Gebiet: auf das Gebiet der Moral."

Der ſelten begabte Herr von Tocqueville, der engliſche Genauigkeit, deutſche Tiefe und franzöſiſche Klarheit in ſeinen Werken vereinigte, urtheilte folgendermaßen über ſeine Landsleute:

„Manche einzelne Franzoſen haben als Individuen geſunden Menſchenverſtand, die Franzoſen als Volk und als Bürger genommen haben ihn nicht."

Faſſen wir die verſchiedenen Charaktereigenſchaften der Franzoſen, ihnen beigelegt von den Beſten ihrer Söhne, in ein Geſammtbild zuſammen, ſo nimmt ſich dies wahrlich nicht beſſer aus, als jenes gehäſſige, das ſie von dem deutſchen Volke entwarfen. Die Franzoſen ſind alſo grauſam; ſie ſcherzen und morden in einem Athem (Voltaire); ſie kennen keine Beſcheidenheit (Rouſſeau); ſie ſind Lügner (Journal des Débats); ſie ſind unmoraliſch (Gérard); die Eitelkeit iſt ihre Erbſünde (Dusmenil); ſie ſpotten und ſchwärzen an (Chateaubriand); ſie haben keine Vernunft (Tocqueville).

Wenn die Franzoſen ſich ſelber ſo ungünſtig beurtheilen, kann es ſie nicht Wunder nehmen, daß ſcharfſichtige Augen bei fremden Völkern ebenfalls ihre Fehler gewahr werden. So ſprach ſchon Caeſar von ihrem wetterwendiſchen Sinne, der ſie nach immer neuen Staatsformen ſuchen läßt.*) Ferner berichtete der große römiſche Feldherr von den Parteien, durch die Gallien zerriſſen werde.**) Dieſe antike Aeußerung Caeſar's paßt noch auf die modernen Franzoſen. Sich abſtoßende Parteien giebt es in derſelben

*) Mobilitate et levitate animi novis imperiis studebant.

**) In Gallia non solum in omnibus civitatibus, sed paene etiam in singulis domibus factiones sunt.

Familie. Victor Hugo's Vater war Bonapartiſt, ſeine Mutter Legitimiſtin, Victor Hugo ſelbſt zuerſt Legitimiſt, dann Orleaniſt, zwiſchendurch auch Bonapartiſt, inſofern er Napoleon I. vermittelſt ſeiner Verſe in den Himmel erhob; ſpäter ward der berühmte Dichter Republikaner, Socialiſt, Communiſt, und das Ende ſeiner politiſchen Wandelungen wiſſen die Götter. Führen wir jetzt noch eine Stimme aus dem Alterthume an, die den Franzoſen ihre Eitelkeit und daraus hervorgehende Lügenhaftigkeit vorwirft. Diodorus Siculus ſagt nämlich: „Sie (die Gallier) erlauben ſich viele Uebertreibungen, um ſich ſelber zu erheben und Andre herabzuſetzen.“

Da die Franzoſen, wie wir erſt ſahen, in ihrem Haſſe den ehrlichen und offenen Deutſchen die Heuchelei andichteten, ſo wollen wir hier doch noch einfügen, daß, wenn ſie ſich wegen ihres Schönheitsſinnes (ſie ſollten beſſer ſagen: wegen ihres wetterwendiſchen Sinnes) gern mit den alten Griechen vergleichen, ſie jedenfalls ihnen darin ähnlich ſind, daß auch auf ſie das Wort des Juvenal paßt: „Natio comoeda est.“

Springen wir aus dem Alterthume in die allerneuſte Zeit, ſo lauten die Meinungen über die Franzoſen noch viel ungünſtiger. Ein Araber urtheilte über die Franzoſen, als ſie im September 1870 das Kaiſerreich geſtürzt hatten und im Frühling von 1871 ſich ſelbſt zerfleiſchten, in folgenden Worten:

„Die Franzoſen ſind mabul (toll): Pariſer Regierung — Verſailler Regierung — kein Grandkebir (Oberhaupt) mehr — in Frankreich nichts mehr!“

Die einſichtigen Araber meinten nun, daß es ſchimpflich ſei, einem ſo tollen Volke noch länger unterworfen zu bleiben.

Sogar den Czechen, die ſonſt doch mit den Franzoſen beſtändig liebängelten, ward die franzöſiſche Wirthſchaft zu toll, und die Prager „Bohemia“ brachte folgende Wortſpiele über den heilloſen Zuſtand Frankreichs:

La nation française = A. B. C. (abaissée).
La gloire = F. A. C. (effacée).
Son armée = D. P. C. (dépecée).
Les places fortes = O. Q. P. (occupées).
Deux provinces = C. D. (cédées).
Le peuple = E. B. T. (hébété).
Les lois = L. U. D. (éludées).
La justice = D. C. D. (décedée).
Les juges = H. T. (achetés).
La liberté = F. M. R. (éphémère).
Le crédit = B. C. (baissé).
Les denrées = E. L. V. (élevées).
La ruine = H. V. (achevée).
La honte seule est = R. S. T. (restée).

Dem alten würdigen Perthes erſchienen die Geſchicke Frankreichs ſchon vor fünfzig Jahren im trübſten Lichte. Folgende Stelle in einem ſeiner Briefe ſpricht für ſeine düſtere Auffaſſung der franzöſiſchen Zukunft:

„Betrachte das Schickſal der Franzoſen, ihren bisherigen Untergang, ihre fürchterliche Zukunft. Die Zerſtörung der Juden iſt nichts dagegen.“

Wenn der beredte Kanzelredner Theremin nach den Freiheitskriegen von dem „Abgrunde“ ſprach, in den das franzöſiſche Volk durch ſeinen „Dünkel“ gefallen, ſo iſt es jetzt durch ſeinen Hochmuth ſo tief geſunken, daß es nur durch eine faſt übermenſchliche Anſtrengung wird wieder auf ſeine Füße zu ſtehen kommen.

Das engliſche Weltblatt: „Die Times“, urtheilte während des Krieges von 1870—1871: „Frankreich iſt keine Nation mehr, es iſt nur noch Pöbel.“

Der berühmte Geſchichtſchreiber Carlyle äußerte ſich in den

Spalten der „Times“ fast ebenso streng über die Franzosen, wie das Weltblatt selber.

Der Nordamerikaner Nathan Sheppard, der die Belagerung von Paris mitdurchmachte und von dem, was er in diesen bangen Monaten erlebte, ein später veröffentlichtes Tagebuch niederschrieb, spricht sich über die Franzosen mit unverhohlener Verachtung aus. Seine etwas hartklingende, aber kaum übertreibende Beschreibung lautet:

„Wer die Belagerung von Paris mit durchlebt hat d. h. nicht als Pariser, denn diese sind alle von einer Eitelkeit zerfressen, die nicht nur jede unbefangene, nein, auch jede einigermaßen vernünftige Anschauung der Dinge ausschließt, der muß sich nothwendig in der Seele eines Volkes schämen, das sich nicht seiner selbst schämt. — — — Der Fall von Paris besiegelt den Fall der Nation, in der lange schon jeder Blutstropfen von Männlichkeit versiegt ist. Wahrhaftig, man fühlt sich versucht, Gott zu danken, daß man nicht einem Volke angehört, welches nicht einmal mehr heldenhaft unterzugehen vermag.“

Ein Garibaldinischer Officier, der für die Franzosen sein Leben einsetzte und mit sehr günstigen Gesinnungen für sie den Boden Frankreichs betrat, urtheilte über sie bei'm Scheiden:

„Diese Franzosen flößen Widerwillen ein, theils durch ihre Apathie und Entsittlichung, theils durch ihr Verpfafftsein. Frankreich ist, moralisch genommen, viel weiter zurück, als selbst Italien.“

Also, wie der französische nationale Genius aus der Schilderung der Klügsten und Begabtesten seiner eigenen Söhne, sowie aus der Auffassung von scharfblickenden Fremden hervorgeht, steht Frankreich in geistiger, sittlicher und religiöser Beziehung weit hinter Deutschland zurück.

Wenn Renan in seinem Briefe an Strauß — wir meinen sein Schreiben vom 15. September 1871 — in jenem schönen Briefe,

wo neben etwas Spott und Bosheit ſo viel Adel der Geſinnung und jene bezaubernde franzöſiſche Grazie zu Tage tritt, von der man oft glauben ſollte, ſie ſei dieſem über Verdienſt begünſtigten Volke allein zu Theil geworden, wenn Renan behauptet, daß der Stolz das einzige Laſter ſei, das ſchon hier auf Erden beſtraft werde (l'orgueil est le seul vice qui soit puni en ce monde), ſo hätte er bei dieſer ganz richtigen Behauptung nicht nach Deutſchland hinüberſchielen, ſondern ſein trauerndes Auge voll und ganz auf ſein Vaterland richten ſollen. Wahrlich, des Stolzes Saaten, die in Frankreich ſo üppig emporſchoſſen, ſind vom Ungewitter getroffen worden und liegen flach und platt auf der Erde, freilich nur des Sonnenſcheins harrend, um ſich wieder ſchlank und keck in die Höhe zu richten. Aber, dem Himmel ſei Dank! das Ungewitter hat für die Einſichtsvolleren unter den Franzoſen doch den Nutzen gehabt, daß ſie nicht mehr die Schwefelluft der Selbſtüberſchätzung mit Lungen einathmen, die für eine ſolche Atmoſphäre eigens geſchaffen zu ſein ſchienen. Wir ſtoßen doch, wie geſagt, hier und da in Frankreich auf Spuren von Selbſterkenntniß und auf ernſtliches Beſtreben, ſich von den Fehlern loszuſagen, die ſo großes Verderben herbeiführten. So ſprach Caſimir Périer in einem Berichte, den er über das Budget von 1871 abſtattete, die Hoffnung aus, daß Frankreich ſich von ſeinem tiefen Falle erheben werde; aber er verhehlte dabei nicht, daß dies nur durch ernſtliche Selbſtbeſſerung geſchehen könne. Die Worte des begabten Sohnes eines begabteren Vaters lauten:

„Frankreich wird ſich mit der Zeit von den Prüfungen, welche es erleidet, wieder erholen, aber unter der Bedingung, daß es keinen Augenblick vergeſſe, wie theuer ihm ſeine Unglücksfälle zu ſtehen kommen, und wie ihm obliegt, den Schaden wieder gut zu machen. Wenn nach einer ſo tiefen Erſchütterung das Volk in kurzem nur noch die Erinnerung daran wie an einen böſen Traum

bewahrte; wenn es inmitten von Trümmern nur beſtrebt wäre, ſich zu betäuben, und glaubte, das frühere Leben fortſetzen zu können, ohne eine ernſtliche Einkehr in ſich ſelber, ohne den alten Adam auszuziehen, ohne ſich eine Entbehrung aufzuerlegen, dieſes Volk würde verdienen, für immer ſeine bevorzugte Stellung in der Welt einzubüßen."

Das Journal des Débats, das ſich ſtets durch eine ruhige, vernünftige Haltung auszeichnete, war auch von jeher nicht völlig blind für die franzöſiſchen Fehler. So ſpricht es in einem Leitartikel vom 19. September 1871 davon, daß mehrere Zeitungen, namentlich der Constitutionnel, der Gaulois und der Soir, darauf hingewieſen hätten, wie franzöſiſche Officiere in großer Uniform ſich mit unzüchtigen Frauensperſonen an einem nichts weniger als anſtändigen Orte (bal Mabille) dem Vergnügen des Tanzes hingegeben. Der Gaulois hatte den ſehr berechtigten Wunſch ausgeſprochen, der Oberbefehlshaber der Pariſer Truppen möge den jungen Officieren verbieten, „de se montrer trop tolérans dans l'exposition publique de leurs relations féminines."

Das Journal des Débats beklagt mit Recht, daß die jungen franzöſiſchen Officiere ſo gar nicht zu wiſſen ſcheinen, was ſie ihrer Uniform ſchulden. Es bemerkt dann weiter voller Einſicht, daß ein Officier, der, während er Uniform trägt, nicht auf's Peinlichſte die Vorſchriften des Anſtandes und der Schicklichkeit beobachtet, den Geſammtkörper beleidige, dem er anzugehören die Ehre habe. Mit ſtrengen Worten erklärt das Journal des Débats die obige, an den Officieren gerügte Unſchicklichkeit als „eins der traurigſten Symptome von Frankreichs innerer Fäulniß."

Noch an einer andern Stelle wird den franzöſiſchen Officieren von dem Journal des Débats der Text geleſen, nämlich da, wo es von den an der Spitze der deutſchen Heeresführung ſtehenden Männern ſpricht, die ſich beeifert zeigen, den Mängeln und Fehlern

abzuhelfen, die sich in dem letzten Feldzuge herausgestellt. „Es ist gut," sagt das alte Bertin'sche Organ, das schon so viel Kluges und Verständiges geschrieben, „es ist gut für uns, zu wissen, mit welchem Eifer die Preußen eine Organisation und eine Ausrüstung, die ihnen schon so staunenswerthe Erfolge eingetragen haben, noch zu verbessern trachten. Unsere Officiere können sich nicht genug mit der Ueberzeugung durchdringen, daß unsere Niederlagen von 1870 vor allem andern von unsrer Vernarrtheit in uns selbst und von der vernichtenden Ueberlegenheit herrühren, die wir über das übrige Europa zu besitzen wähnten. Der persönliche Muth ist niemals alles im Kriege gewesen. Sein Antheil an dem Siege nimmt mit jedem Tage und in dem Maße ab, als die Bewaffnung sich vervollkommnet und die Wissenschaft neue Fortschritte macht. Was unsern Truppen fehlt, das ist die Organisation, die Disciplin und nur allzu oft auch bei ihren Führern das sorgfältige und anhaltende Studium. Daß wir selbst unsere Vorzüge übertrieben und bereitwillig vor unsern Fehlern die Augen schlossen, ist uns schon schlecht genug bekommen; unsere Officiere sollten jetzt begreifen, daß sie keinen bessern Beweis ihrer Vaterlandsliebe geben können, als wenn sie entschlossen an das Studium gehen und sich täglich lange Stunden über Bücher und Landkarten bücken. Die Zeit der Hofofficiere und der glänzenden Austheiler von Säbelhieben ist vorüber. Die Zukunft gehört jetzt in dem Heere sowohl, wie in den friedlichen Laufbahnen, den Männern der Wissenschaft."

Ueberhaupt können wir das ganze Sündenregister Frankreichs in den Spalten des Journal des Débats abgedruckt lesen, wenn wir uns nicht die Mühe verdrießen lassen, während mehrerer Monate die bezüglichen Stellen herauszunehmen und aneinander zu reihen. So erklärt es die wiederholten staatlichen Erschütterungen und den schwankenden gesellschaftlichen Zustand Frankreichs aus der abscheulichen Gewohnheit, die Kinder dem Schooße der Familie zu

entreißen. Mit einem Worte, die Familienlosigkeit Frankreichs verschuldet es, daß dort alles aus den Fugen zu gehen scheint.

Auch über die französische Unwissenheit beklagt sich Herr Taine im Journal des Débats vom 17. October 1871.*)

Daß die Zeit für Frankreich gekommen sei, sich nicht an gegenseitig gespendeten Lobeserhebungen zu berauschen, sondern die ernste Wahrheit zu hören, hebt das Journal des Débats in einem Artikel vom 12. September 1871 hervor, wo es den „Times" durchaus die Berechtigung zugesteht, den Franzosen ihre Fehler vorzuhalten, sollte es auch in der, von dem Weltblatte oft beliebten, sehr derben Form geschehen.**)

Sogar der herbe Tadel, den Herr Schollenbach bei der Eröffnung einer protestantischen Schule in Colmar über die französische Unterrichtsmethode***) aussprach, eine Methode, durch die keine gediegenen Kenntnisse verbreitet würden, wohl aber Dünkel und Selbstüberhebung, sogar diese fast geringschätzige Ausdrucksweise reizt das Journal des Débats nicht zum Zorn, sondern es sagt mit rühmenswerther Selbstbezwingung und löblichster Selbsterkenntniß:

„Es ist nicht schwer, zu erkennen, wohin Herr Schollenbach zielt, wenn er von der schrecklichen Bestrafung spricht, die dem Stolze und der Ueberhebung zu Theil geworden, aber der Tadel ist verdient, und wir müssen ihn beherzigen, sowie andere

*) A cet égard, notre ignorance est déplorable. H. Taine. Der Abbé Michaud spricht von „notre France trop crédule et trop ignorante.

**) Il (le Times) nous la (la leçon) fait quelquefois un peu crûment, mais, parmi les nouvelles habitudes que nous devrons adopter, la principale sera d'apprendre à écouter de sangfroid les vérités dures.

***) La méthode mécanique bourre les élèves de notions, surcharge leur mémoire de résumés, et les rend facilement contens d'eux-mêmes, suffisans et vaniteux. Elle pose ainsi, dans les écoles primaires, le premier germe d'un sot orgueil national, et le peuple, ainsi aveuglé, subit tôt ou tard le terrible châtiment réservé à l'orgueil et à la présomption.

Ausstellungen des Herrn Schollenbach, die uns als sehr begründet erscheinen."

Ferner sagt es: „Die unvollkommene und jedes Ernstes bare Erziehung, die wir empfingen, hat einen großen Antheil an unserer Niederlage."

Doch noch andere Franzosen, als die geistvollen Männer, die dem Journal des Débats ihre Kräfte widmen, haben ein offenes Auge für die Schäden ihres Vaterlandes. So sagte Herr von Pressensé in der Nationalversammlung zu Versailles am 8. September 1871: „Mit den hochmüthigen Redensarten muß es endlich einmal bei uns aufhören." Er bemerkte dann im Verlaufe seines Vortrages, daß er nicht behaupten wolle, Paris sei die erste Stadt der Welt, denn es gezieme sich, das Selbstlob von jetzt an bei Seite zu lassen.

Herr von Pompery äußerte in der Sitzung der Nationalversammlung vom 6. Februar 1872: „Die schlimmsten Feinde Frankreichs sind nicht die Preußen, sondern die Franzosen. Wir gereichen Europa zum Gespötte." (Nous sommes la risée de l'Europe.)

Auch Herr Vitet giebt in einem Briefe, den er während der Belagerung von Paris an den Director der Revue des deux mondes schrieb, den Beweis, daß ihm über die Fehler und Sünden Frankreichs ein helles Licht aufgegangen war*).

Dem Mitgliede der französischen Akademie, das sich in Bezug auf die Fehler seiner Landsleute so hellsichtig zeigte, wollen wir

*) Dans l'impitoyable série de catastrophes, et de hontes qui s'est prolongée pour nous du 2 août au er septembre, je reconnais un châtiment; aussi pour nous, l'unique et suprême question est de savoir si, maintenant que Paris est bloqué, la justice divine se tient pour satisfaite, si nos faiblesses et nos serviletés, notre incurie et notre suffisance, nos corruptions et notre orgueil ont reçu toute leur punition, et si la main du juge est lasse de frapper.

Herrn Caro vom Institute anreihen. Dieser, um den Franzosen recht derbe Wahrheiten sagen zu können, nimmt die ihnen vorgeworfenen Schwächen und Fehler mit auf seine eigene Kappe*).

Auch Herr Ch. de Mazade hielt am 28. Februar 1871 seinen Landsleuten einen langen Sündenzettel zur Beherzigung entgegen**).

Herr Jules Simon, einer der klügsten und begabtesten Männer Frankreichs, ist natürlich einsichtig genug, in der Niederlage seines Vaterlandes reichlich so viel Verschuldung, wie Mißgeschick, zu erkennen. In der großen Rede, mit der er am 25. October 1871 die öffentliche Sitzung der fünf Akademien, in seiner Eigenschaft als Minister des öffentlichen Unterrichts, eröffnete, sprach Jules Simon folgende beherzigenswerthe Wahrheiten:

„Ja, wir tragen in uns die Ursache unserer Niederlage. Ja, wir waren ebenso schuldvoll, wie unglücklich. Ja, wir haben die Aufgabe, die Seele Frankreichs wieder gesund zu machen."

Der Minister des Unterrichts forderte in seiner glänzenden Rede seine Mitbürger vor allem zu einem Siege über sich selber auf, was bekanntlich am schwersten ist und am wenigsten von Einzelnen und Völkern vollbracht wird, sobald sie narzissisch in sich verliebt sind. Die hierauf zielenden Worte des Ministers lauten:

„Meine Herren, es gilt einen moralischen Sieg zu erringen, einen Sieg über uns selber. Wir müssen einen ganz neuen Men-

---

*) Nous sommes bien légers, d'une vanité souvent ridicule, d'une ignorance infatuée.

**) Il faut dans tous les cas entrer dans cette ère nouvelle avec un esprit éclairé par de si effroyables malheurs, en sachant bien que nous sommes tenus d'oublier beaucoup et de beaucoup apprendre. Il faut nous accoutumer au travail, aux sévérités de la vie, au respect de la vérité, à un sentiment plus sérieux des choses. Depuis longtemps, il faut bien l'avouer, nous avions oublié tout cela, nous avons vécu d'infatuations et de frivolités, abandonnant les affaires de la France à qui voulait les prendre, et ce n'est pas sans raison qu'on pouvait écrire récemment: „Ce qui nous a perdus, ce n'est pas la Prusse, c'est la bohème."

ſchen anziehen und unſer Volk umbilden durch Vernunft, Arbeit und Rechtlichkeit."

Auch in der Revue des deux mondes ermahnt Herr Louis Reybaud ſeine Landsleute, daß ſie von ihrer leidigen Gewohnheit, allzu gut von ſich ſelbſt zu denken, doch abgehen und ſich dagegen ein wenig mehr mit dem beſchäftigen mögen, was ſich außerhalb der Grenzen Frankreichs zuträgt. Er erzählt ſodann, wie der Bevollmächtigte des Herrn Krupp im Jahre 1867, bei Gelegenheit der Weltausſtellung, dem franzöſiſchen Kriegsminiſterium angeboten habe, eine gewiſſe Anzahl von Kanonen zu liefern, ſowie die zu ihrem Gebrauche nothwendigen Fingerzeige zu geben. Der Bevollmächtigte des Herrn Krupp habe eine unendliche Zeit auf Antwort warten müſſen, und als ihm zuletzt die Geduld geriſſen ſei, und er einen beſtimmten Beſcheid verlangt habe, da ſei ihm geantwortet worden, die Angelegenheit ruhe bei einem beſonders dazu eingeſetzten Ausſchuſſe. Daß dieſe Antwort den Satz: „Wir wollen nicht," fein umſchreibe, habe der Bevollmächtigte des Herrn Krupp, der nicht auf den Kopf gefallen ſei, ſofort begriffen. Er habe demnach die Sache nicht weiter verfolgt. Herrn Louis Reybaud war es nun ermöglicht, den Bericht des franzöſiſchen Kriegsminiſteriums in der fraglichen Angelegenheit einzuſehen, und dieſer lautete ſehr charakteriſtiſch, wie folgt:

„Wie mag man daran denken, ſich mit dieſem deutſchen Anerbieten zu beſchäftigen, wenn man ſo vollendete Modelle beſitzt, Modelle, um die uns Europa beneidet!"

Herr Louis Reybaud bemerkt voller Spott, daß die letzte Redensart bei keinem franzöſiſchen Berichte zu fehlen pflege.

Wie die proteſtantiſchen Franzoſen die katholiſchen an Durchſchnittsbildung bei weitem übertreffen und wie, wenn es zur Zeit Ludwig's XIV. vor der Aufhebung des Edicts von Nantes im Sprichworte hieß: „Riche, comme un protestant", man heutigen

Tages mit noch größerer Wahrheit ſagen könnte: „instruit comme un protestant“, ſo fehlt es auch bei dieſem ſo achtungswerthen Bruchtheile der franzöſiſchen Bevölkerung, deren Vermehrung die Bigotterie der Bourbons und der Haß des ultramontanen Clerus durch die ſchändlichſten Mittel zu verhindern wußten, nicht an der deutlichſten Einſicht, daß Frankreich ſeinen tiefen Fall ſich ſelber, nämlich ſeinen Fehlern und Laſtern zuzuſchreiben habe. Am 16. October 1870 beging die evangeliſche Kirche Frankreichs einen allgemeinen Bußtag, um zu dem allmächtigen Gotte zu flehen, daß er den Franzoſen ihre vielen Sünden vergeben und ſie nicht ſo heimſuchen wolle, wie ſie es verdienten. Ferner machte der reformirte Prediger, Leon Pilatte mit Namen, den Franzoſen in der religiöſen Zeitſchrift: „L'Église libre“, ihren Standpunkt klar, wie es bis dahin von keinem einzigen Sohne dieſes von ſich ſo eingenommenen Volkes geſchehen war. In ähnlich vernichtender Weiſe hat Moſes zu den verblendeten Juden geſprochen. Die kräftigſten Stellen aus der Rede des franzöſiſchen Predigers lauten:

„Wir haben uns gerühmt, das erſte Volk der Erde zu ſein, die andern Nationen mit Verachtung behandelt, und uns angemaßt, ſie Alles zu lehren, ohne von ihnen etwas lernen zu wollen. Verliebt in eitle Ehre und den verderblichen Ruhm, welchen der Krieg gewährt, haben wir ihm begierig nachgetrachtet. Da wir uns unüberwindlich wähnten, ſind wir beleidigend und herausfordernd geweſen, immer bereit das Schwert aus der Scheide zu ziehen; denn das vergoſſene Blut, das nicht das unſere war, achteten wir für nichts. Darum, Herr, haſt Du uns gedemüthigt durch unerhörte Niederlagen. Das Heer, auf das wir ſo ſtolz waren, iſt zerſchmolzen, wie Wachs im Feuer. Die Werkzeuge, auf die wir unſer Vertrauen ſetzten, unſere Feinde haben ſie uns entriſſen. — Du biſt gerecht, o Herr und unſer Stolz hat dieſe Demüthigung verdient ..... Unſere Grundſätze und unſere Sitten waren ver-

derbt. Wir haben den Meineid losgesprochen, verherrlicht und gekrönt. Wir haben das Gewissen und die Wahrheit für Vorurtheile geachtet. Wir haben gespottet über das Reine und Heilige unter den Menschen. Die Frau, die Ehe und ihre heiligen Pflichten, alle häuslichen Tugenden waren Gegenstand unsers Spottes. Unser Theater und unsere Literatur waren Schulen der Unsittlichkeit geworden. Durch die Leichtfertigkeit unsers Charakters, durch unsere lange Einwilligung in die Knechtschaft, durch die Niedrigkeit unserer Neigungen, durch unsere schamlose Kleidung, durch unsere schmutzigen Lieder haben wir unsere Zeit geschändet und der Welt ein Aergerniß gegeben. In allen Schichten unserer Gesellschaft hat das Laster geherrscht und den Augen Aller zur Schau getragen, was zu nennen nicht einmal erlaubt ist .... Und die Schläge, mit denen Du uns schlägst, der jämmerliche Zustand, in den wir gerathen sind, haben uns die Augen noch nicht geöffnet über die Sünden, die uns in's Verderben führten. Wir sind gereizt, aber nicht reuig. — — — Befreie uns, o Herr, von unserer Verblendung!"

Auf dieses französische Sündenbekenntniß, entflossen dem zerknirschten Herzen eines protestantischen Geistlichen, wollen wir die Verse eines deutschen Dichters folgen lassen, in denen ebenfalls Frankreich ermahnt wird, in Sack und Asche zu trauern. Aber mit der hohen Unparteilichkeit, die jedem echten Dichter eignet und mit der liebenswürdigen Entschuldigungsbeflissenheit, die der Deutsche so gern den Nationalfehlern fremder Völker gegenüber in Anwendung bringt, mit dem rühmlichen Bestreben auszugleichen zählt Julius Grosse neben den Sünden der Franzosen auch ihre glänzenden Eigenschaften und mannigfachen Verdienste her, vermittelst derer sie in der Geschichte einen so hervorragenden Platz behaupten. Julius Grosse singt:

„Auf die Kniee, Frankreich!
Viel hat des Himmels Gnade und Langmuth
Dir gewährt zum leuchtenden Vorbild:

Lodernden Heldensinn gegen die Knechtschaft,
Heiligen Todesmuth menschlicher Freiheit,
Die Du errungen in hundert Stürmen,
Sprühende Geister voll Witz und Scharfsinn,
Künste des Friedens und blühenden Handels
Steigende Wohlfahrt — Viel gab der Himmel,
Doch mehr gab die Hölle:
Frevelnder Anmaßung eherne Stirnen,
Gewissenloser Selbstsucht Hochmuth und Habgier,
Prahlender Eitelkeit tolle Berauschung,
Starrer Unwissenheit eigene Vergötterung."

Wie wir im ganzen Laufe unserer Betrachtungen dem ausgleichenden Grundsatze des Dichters huldigten, neben dem Schatten nie das Licht fehlen zu lassen, so sind wir den anziehenden und glänzenden Eigenschaften der Franzosen überall gerecht geworden. Demnach wollen wir auch nicht unterlassen, die vielerlei Entschuldigungen anzuführen, wodurch die so riesengroße Eitelkeit der Franzosen, sowie ihr Stolz, ein Stolz, der auf alle übrigen Völker mit Geringschätzung herabsah, wodurch diese beiden üblen Eigenschaften in etwas verlieren an ihrer Gehässigkeit.

Einmal ist ja die Eitelkeit das Pathengeschenk, das die böse Fee einem jeden Sterblichen in die Wiege legt. Dann aber haben fast sämmtliche fremde Völker und in diesen Völkern deren bedeutendste Männer, so viel Weihrauch für die Franzosen aufsteigen lassen, daß auch die bescheidensten Menschen zuletzt davon schwindelig geworden wären. Sagte doch Friedrich der Große in seiner Unterredung mit dem Marquis von Lafayette, es sei eigen, daß Frankreich so viele große Männer in den Wissenschaften hervorgebracht habe und Deutschland so wenige. Wahrlich, wenn Klopstock, an diese und ähnliche Aeußerungen Friedrich's denkend, eine tiefe Abneigung gegen ihn faßte, so kann man es ihm nicht übelnehmen.

Da ein preußischer König — und der größte und geistreichste unter den Hohenzollern — mit gänzlicher Nichtachtung des deutschen

Volkes den Franzosen Artigkeiten sagte, so ist es nicht zu verwundern, daß die schon allzu eitlen Gallier durch diesen Mangel an nationaler Würde zum Uebermuthe verführt wurden. Es berichtete nämlich die Gazette de France im Jahre 1814, der König von Preußen habe die Ehre gehabt, mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu speisen. Doch wie kann man sich über solche Anmaßung der Franzosen noch verwundern?! Selbst deutsche Schriftsteller, die ihr Vaterland leidenschaftlich liebten, fanden in dieser hochfahrenden Meldung der Gazette de France keinen Anlaß zum Tadel oder zum Zorne. Sogar Börne, dem es wahrlich an ätzender Lauge nicht fehlte, erklärte diese Aeußerung der französischen Zeitung für das Zeichen eines „großartigen Selbstgefühls."

Da dieselben Ursachen stets dieselben Wirkungen hervorbringen, so mußten die Franzosen sich ebenso, wie der Papst, unfehlbar halten, weil Alles vor ihnen auf den Knieen lag. Wie die übrigen Völker mit unwürdigstem Selbstvergessen den Franzosen, selbst bis zur schwächlichsten Schwäche und bis zum Laster, nachahmten und sich dadurch zu Affen erniedrigten, das hat Friedrich von Logau in einem Sinngedichte sehr kräftig so ausgesprochen:

„Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,
Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen."

Wie die Nachäfferei und Anbetung alles Französischen zur Zeit Lessing's betrieben wurde, darüber spricht sich dieser scharfe Denker am Schlusse seiner Hamburger Dramaturgie mit folgenden Worten aus:

„Alles, was uns von jenseits des Rheins kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten."

Und dann bemerkt Lessing an einer andern Stelle seines, der blinden Nachahmung Corneille's so feindlichen Werkes, daß die Franzosen „sich selbst das erste Volk der Welt sehr bescheiden zu

nennen pflegen." Er hätte gerechter Weise hinzufügen sollen, daß man sich über dieses Selbstlob nicht wundern dürfe, da den Franzosen von einzelnen Persönlichkeiten und ganzen Völkern seit Jahrhunderten so reiches Lob gespendet worden. Stete Lobeserhebungen verwirren zuletzt selbst die klarsten Köpfe. Erklärte doch Alexander der Große sich für einen Sohn des Jupiter Ammon, als die Schmeicheleien seiner höfischen Umgebung seinen sonst so klaren Verstand umnebelt hatten.

Auch der Feldmarschall von Müffling erzählt in seinen „Aus meinem Leben" betitelten Aufzeichnungen, wie in seiner Jugendzeit Alles einen französischen Zuschnitt hatte. Er berichtet:

„Mein Vater — ein Officier des siebenjährigen Krieges — kannte die erste von allen Forderungen seines Königs an junge Officiere, welche sich auf eine schnelle Carrière vorbereiteten, Geläufigkeit in der französischen Sprache und hierauf wurde mein ganzer Unterricht gebaut, der aller Gründlichkeit entbehrte."

Daß bei solcher Nachäfferei der Franzosen von Seiten der Vornehmen in Deutschland auch einmal bis zum niedern Volke die Nachahmungssucht vordringen mußte, war eine unausbleibliche Folge. Goethe, dem sich diese Wahrnehmung aufdrängte, ruft, als die französische Revolution anfing, den Fürsten sehr unangenehm zu werden, ihnen mit begründetstem Spotte folgende Distichen zu:

„Lange haben die Großen der Franzen Sprache geredet,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß;
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franzen;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr begehrtet, geschieht!"

Doch verloren sich mit der französischen Revolution keineswegs die Schmeicheleien der Hohen und Niedern für das verhätschelte Lieblingskind Europa's. Noch in den öffentlichen Erlassen der verbündeten Fürsten an das französische Volk, bevor sie dessen so gefürchtete Grenzen überschritten, fehlte es nicht an liebenswürdigen und verbindlichen Redensarten. So sagten die verbündeten Fürsten

in einer Ansprache an das französische Volk, die sie am 1. December 1813 aus Frankfurt am Main erließen:

„Die verbündeten Monarchen wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, weil die französische Macht, groß und stark, eine der Hauptgrundlagen des europäischen Staatsgebäudes ist."

Auch der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg sprach aus seinem Hauptquartier von Pongy, den 23. März 1814, zu den Franzosen in schmeichelnder Weise, wie folgt:

„Frankreich sei glücklich und frei, aber nicht auf Kosten der Freiheit und des Glückes anderer Nationen."

Der deutsche Dalberg pflegte sich in seinen Briefen als „Charles D'Alberg" zu unterzeichnen. Man kann nach dem eben Berichteten das Benehmen des biedern Freiherrn von Stein nur billigen, als dieser französirte Deutsche — er war der französischen Gesandtschaft beigegeben — während des Wiener Congresses ihm seine Aufwartung machen wollte. Freiherr von Stein ließ durch den anmeldenden Diener heraussagen, falls Herr von Dalberg als Mitglied der französischen Gesandtschaft zu ihm komme, so müsse er ihn schon empfangen; besuche er ihn aber als deutscher Edelmann, so werde er ihn die Treppe herunterschmeißen.

So schmeichelte ein deutscher Edelmann den Franzosen durch die Verstümmelung seines, von einer langen Ahnenreihe ererbten Namens. Doch auch die Engländer ließen es an Schmeicheleien für die Franzosen nicht fehlen, während sie sonst für fremde Völker meist Grobheiten zu haben pflegen.

Ein Armeebefehl des Generals Pelissier machte während des Krimkrieges die französischen Soldaten darauf aufmerksam, daß der englische Oberbefehlshaber Simpson in einer Ansprache an seine Truppen die Franzosen „die größte militairische Nation Europa's" genannt habe.

Auch der ruſſiſche General Bodisco, der mehrere Monate hindurch Kriegsgefangener in Evreux geweſen war, ſtrich den Franzoſen beim Abſchiede Honig um den Mund. In einem, an den Redacteur des „Courrier de l'Eure“ gerichteten Briefe ſagt nämlich der Vertheidiger von Bomarſund:

„Ich werde nie vergeſſen, mit welcher zarten Aufmerkſamkeit Ihre Landsleute die Leiden unſerer Gefangenſchaft zu erleichtern wußten. — — — Es war unſerm Unglück eine große Milderung, auf dieſe Weiſe das Edle und Hohe im franzöſiſchen Charakter perſönlich zu würdigen. Nochmals Lebewohl und Dank den trefflichen Bewohnern von Evreux.“

Wenn Abd-el-Kader der aſiatiſchen Geſellſchaft in Paris, die ihn zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, ein Werk überſandte, das den etwas ſeltſamen Titel führte: „Memento für den Klugen und Mahnung für den Faulen“, und wenn er in dieſem Werke zu beweiſen ſuchte, daß die Franzoſen das geſammte Wiſſen aller Nationen, das der arabiſchen und das der nicht arabiſchen Völker, in ſich vereinigten, ſo war dieſe Schmeichelei allerdings nicht gefährlich, denn einmal entging es den gebildeten Franzoſen nicht, daß die Gelehrſamkeit des arabiſchen Emirs nicht von der Art war, um ihm ein Urtheil zu geſtatten, welches den weiteſten geiſtigen Ueberblick zur Vorausſetzung hatte, und zweitens war es der Mehrzahl der Franzoſen nicht unbekannt, daß Abd-el-Kader ſeinen Unterhalt aus ihrem Staatsſäckel empfange. Es ſchien ihnen deshalb ganz paſſend, daß Abd-el-Kader noch reicheren Weihrauch ſpende, als Diejenigen, die ſich einer unabhängigen Stellung erfreuten. Aber noch in der jüngſten Zeit, noch nach den vernichtenden Niederlagen der Jahre 1870 und 1871, ſcholl den Franzoſen aus dem Munde auswärtiger Völker der Sirenengeſang von der „großen Nation“ in die Ohren. So noch von der chineſiſchen Geſandtſchaft in der zweiten Hälfte des Jahres 1871. Die Mit-

glieder dieser beklagenswerthen Gesandtschaft hatte Herr Thiers so lange warten lassen, bevor sie die von ihrer Regierung ihnen anbefohlene Entschuldigung zu dem Ohr des dermaligen französischen Staatsoberhaupts tragen konnten, daß sie unterdeß ihre Staatsgewänder und sonstige Kostbarkeiten in das Pariser Leihhaus hatten senden müssen, um nur durch ihre endlich bezahlte Wirthshausrechnung der Pfändung zu entgehen. Trotzdem man nun hätte annehmen sollen, daß die Chinesen in Versailles beim Herrn Thiers in einer nicht zur Schmeichelei geneigten Stimmung anlangen würden, so sprach doch das Haupt der Gesandtschaft im Eingange seiner Rede, wie folgt:

„Ich, Tchong-Haou, Abgesandter des großen Kaiserreichs der Tsing, habe von meinem erhabenen Gebieter den Auftrag erhalten, an seiner Statt das erlauchte Oberhaupt der „großen französischen Nation" zu begrüßen und ihm ehrfurchtsvoll einen kaiserlichen Brief zu überreichen."

Auch in dem verwendenden Schreiben, das an den Präsidenten der französischen Republik von Seiten der angesehensten und berühmtesten Engländer gerichtet ward (wir finden am Schlusse des Schriftstücks die strahlenden Namen eines Sir John Lublock, eines Sir John Rose, eines Master Charles Darwin und anderer Leuchten der Wissenschaft), damit er das Urtheil des Versailler Kriegsgerichts in Betreff des Herrn Elisée Reclus, der bekanntlich wegen seiner Betheiligung an der Pariser Commune zur Hinwegführung in eine Strafcolonie war verdammt worden, damit er das über den wissenschaftlich hervorragenden Communisten gefällte Urtheil nicht unterzeichne, sondern dessen Begnadigung bei der französischen Nationalversammlung zu erwirken suche, auch in dieser, an Herrn Thiers von englischen Gelehrten ersten Ranges abgesandten Bittschrift wird gesagt, daß die entehrende Bestrafung eines Mannes, der sich durch so tüchtige Leistungen verdient gemacht habe, einen

Makel werfen werde auf den literariſchen Ruf ſeines „großen Landes“.

Scheint es demnach einen Augenblick, als ob die Franzoſen zur Selbſterkenntniß und der ihnen ſo heilſamen Beſcheidenheit gelangen ſollten, dann ſingen ihnen die fremden Völker gleich wieder ſo ſüße und verlockende Weiſen vor, daß alle guten Vorſätze in den Schlaf gelullt werden und der alte Hochmuthsteufel, der nur ein klein wenig in die Ecke gedrängt war, ſchnell wieder hervorkommt, um auf's Neue die verwegenſten Luftſprünge zu machen. Daß dann früher oder ſpäter wieder ein Salto mortale nicht ausbleibt, iſt ſelbſtverſtändlich.

Wenn wir nun für die krankhafte Eitelkeit der Franzoſen alle Entſchuldigungsgründe anführten, die nur irgendwie ſich unſerm prüfenden Blicke darboten, ſo haben wir für die von ihnen ſeit Jahrhunderten bis zur neueſten Zeit herunter bewieſene Grauſamkeit das ſchärfſte Verdammungsurtheil. Hierfür können wir nichts zur Entſchuldigung anführen, außer daß wir ſagten, das franzöſiſche Volk habe denſelben blutgierigen Inſtinkt, wie der Tiger. Wollte man aber für Perſönlichkeiten und ganze Völker den Inſtinkt gelten laſſen, ſo hörte ja jede Verantwortlichkeit für ſie auf und ſie handelten nicht nach freiem Willen, ſondern nach unerbittlicher Nothwendigkeit.

Die Milde und Gutmüthigkeit des deutſchen Volkes gegenüber der tigerhaften Wuth, die von dem franzöſiſchen Volke bei religiöſen und politiſchen Streitigkeiten an den Tag gelegt wird, ſtellt erſteres unendlich über die Mörder des Admirals von Coligny und des Herrn von Malesherbes.

Daß die Grauſamkeit der Franzoſen noch in jüngſter Zeit auf ſchauerliche Weiſe zur Erſcheinung gelangte, davon haben wir in der lebendigen Verbrennung eines jungen Mannes im Jahre 1870*),

*) Dans un village de la Dordogne un jeune homme a été brûlé vif,

in der Ermordung von unſchuldigen Officieren auf den Straßen von Perpignan*) und in der Erſäufung mehrerer Pariſer Municipalbeamten**) im Jahre 1871 die betrübendſten Beweiſe. Wenn die lebendige Verbrennung auf dem Lande und die Ermordung und Erſäufung in der Stadt geſchah, ſo erſehen wir daraus, wie die Grauſamkeit in Frankreich überall zu Hauſe iſt. Ueber die lebendige Verbrennung berichtet auch das Journal des Débats vom 19. Auguſt 1870. Sie fand ſtatt in dem Weiler Haute Faye, der zum Departement der Dordogne gehört. Der Name des unglücklichen jungen Mannes, der lebendig verbrannt ward und der einer angeſehenen Familie angehörte, lautete Monnéis. Bei der Erſäufung der Pariſer Municipalbeamten durch den Pöbel war das gleichgültige Verhalten der vornehmeren Zuſchauer beſonders haſſenswerth. Mit keiner Silbe ward dem Pöbel ſeine Schändlichkeit vorgehalten und keine Hand ſtreckte ſich den Unglücklichen entgegen, als ſie das Ufer zu erreichen und dem Wellengrabe zu entrinnen ſuchten.

---

en cérémonie, par une bande de furieux, aux cris de vive l'empereur! Aux faits que la presse a rappelés, nous en pourrions ajouter bien d'autres, que nous ont signalés des hommes très dignes de foi. (Revue des deux mondes. Livraison du 15. Septembre 1870. P. 377.)

*) A Perpignan notamment, des scènes hideuses de férocité et de sauvagerie se commirent contre d'innocens officiers, impitoyablement et lentement massacrés par la populace. (La Province pendant la guerre. Par M. Paul Leroy-Beaulieu. Revue des deux mondes. (Mars 1871. P. 161.)

**) Qu'on se rappelle les horribles épisodes qui précédèrent l'assassinat des généraux au 18. mars, ces humbles agens de l'ordre public qui furent attachés à une planche et jetés à l'eau par une populace en délire. Quand les malheureux essayaient de regagner le bord, les radicaux de la plèbe démagogique les rejetaient dans le fleuve à coups de gaffes et à coups de pierre, et ainsi se prolongeait jusqu' à la mort l'agonie horrible. Eh bien! il y avait pour l'honnête homme qui lisait ces détails quelque chose de plus hideux que cette agonie, de plus odieux que la cruauté des bourreaux, c'est l'inertie de la foule qui regardait, l'impassibilité de ces témoins qui s'abstenaient de porter secours. (Journal des Débats. 8. Janvier 1872.)

Lernten wir aus der blutigſten Geſchichte Europa's, wie die Franzoſen im Zorn ſich ſelber zerfleiſchen, ſo haben wir einen ſchwachen Begriff davon, was Deutſchland zu befahren hätte, falls dies erbarmungsloſe Volk ſeine Rache an uns kühlen dürfte. Der franzöſiſche Haß gegen Deutſchland überſteigt nun alle Vorſtellung. Wir wollen einmal wieder das „Paris-Journal" reden laſſen, deſſen wahnſinnige Wuthausbrüche im Jahre 1870, als die Franzoſen fortwährend geſchlagen wurden ſtatt zu ſiegen, wir an einer frühern Stelle anführten. Das „Paris-Journal" läßt ſich nun, ganz in ſeinem alten gehäſſigen Geiſte, folgendermaßen vernehmen:

„Eine ſehr gute Idee des Blitzes! Der electriſche Funke tödtete geſtern zu Chennevière bei St. Maur den baieriſchen Infanterie-Lieutenant Schoeffer. Die Einwohner ſchulden dem heiligen Donner eine geweihte Kerze."

Der ebenfalls nicht gebeſſerte Gaulois rief bei der Nachricht von dem großen Brande Chicago's mit cyniſcher Wildheit aus:

„Nach Paris und Martinique iſt nun auch Chicago in Flammen aufgegangen. Giebt es denn zum Teufel niemals deutſche Städte, die brennen?"

Daß der franzöſiſche Haß auch vor den abſcheulichſten Lügen nicht zurückſchrickt, iſt um ſo begreiflicher, da die galliſche Race ja überhaupt mit der Wahrheit auf geſpanntem Fuße lebt. Wir wollen aus der „Liberté" — faſt jede franzöſiſche Zeitung liefert Beiſpiele für den wüthendſten Haß gegen Deutſchland und durch ihn hervorgerufene abſcheuliche Lügen in reichſter Fülle — einen Auszug geben, um darzuthun, wie ſelbſt gebildete franzöſiſche Aerzte den Deutſchen das Niedrigſte und Schmachvollſte nachſagen. Zum Glück ſind ihre Lügen ſo ungeheuerlich, daß ſelbſt ein Schwachſichtiger ſie auf Meilenweite als ſolche erkennt. Die „Liberté" nun läßt ſich vernehmen, wie folgt:

„Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß wir dahin trachten müſſen, die Summe Geldes nicht zu vergrößern, die wir gezwungen ſind, Deutſchland zu überliefern. Wir müſſen unſere Handelsverbindungen auf das Nothwendigſte beſchränken und namentlich diejenigen abbrechen, bei denen wir verlieren. Von dieſem Gefühl und von dieſer Pflicht durchdrungen, erklären die franzöſiſchen Aerzte jetzt beinahe einſtimmig, daß wir aufhören müſſen, uns der Mineralwaſſer Deutſchlands zu bedienen, und das umſomehr, da wir ſie ſämmtlich durch franzöſiſche Waſſer erſetzen können. Mehrere belehrende Schriften über dieſen Gegenſtand ſind bereits erſchienen; ein berühmter Kliniker, der Doctor Guenau de Muſſy, ſprach ſich kürzlich in einem ſeiner Vorträge folgendermaßen über Ems aus:

„Ems muß jetzt den franzöſiſchen Kranken unterſagt werden; ich kenne verſchiedene Kranke, die im letzten Jahre in Ems geweſen ſind. Sie ſind auf das Feigſte inſultirt und auf das Unverſchämteſte beſtohlen worden. Dieſe deutſche Race ſcheint weder Ehre noch Ehrlichkeit zu kennen.“

Nach ſolchen Schilderungen vom deutſchen Nationalcharakter, für die ein angeſehener franzöſiſcher Arzt mit ſeinem Namen einzutreten die Stirn hatte, nimmt es nicht Wunder, wenn die Landsleute dieſes ſaubern Herrn Franzoſen vor Deutſchen, die ſie in früherer Zeit geſchätzt und geliebt hatten, bei einer Wiederbegegnung wie vor Peſtkranken zurückfliehen.

Von dem Haſſe Frankreichs gegen Deutſchland empfing auch der internationale archäologiſche Congreß zu Bologna einige ſehr unliebſame Proben. Es befanden ſich auf dieſem Congreſſe franzöſiſche Gelehrte in beträchtlicher Anzahl, während Deutſchland ſich nur durch den Profeſſor Virchow vertreten ſah. Dieſer mit der, den Deutſchen eigenen Gutmüthigkeit und in der feſten Annahme, daß nicht blos die Dichter, ſondern auch die Gelehrten auf einer höhern Warte ſtehen, als auf der Zinne der Partei, verſuchte nun

eine freundliche Annäherung. Doch das ſollte ihm ſchlecht bekommen. Herr de Quatreſages, der durch ſeine Behauptung, daß die Preußen eine finniſch-ſlaviſche Miſchrace ſeien, Zeugniß ablegte, wie er einen Sparren im Kopfe hat, rief dem ſich freundlich nähernden Profeſſor Virchow mit theatraliſcher Geberde und mit dem, den Franzoſen eigenthümlichen Pathos zu: „Jamais de réconciliation!“ Auch die übrigen franzöſiſchen Gelehrten gaben ihre Abneigung gegen Deutſchland in den verletzendſten Formen zu erkennen. Die Italiener, hierdurch auf's Unangenehmſte berührt und in peinliche Verlegenheit verſetzt, gaben ſich die größte Mühe, durch verdoppelte Höflichkeit die franzöſiſche Grobheit wieder gut zu machen und auf alle nur mögliche Weiſe ihre Sympathieen für Deutſchland kundzuthun. Dem Profeſſor Virchow wurden, als einem ausgezeichneten Vertreter deutſcher Wiſſenſchaft, aber auch als Deutſchen insbeſondere, ſowohl in Bologna, wie ſpäter in Rom, die wärmſten Huldigungen dargebracht.

Wenn Herr A. de Quatrefages die ihm vom Profeſſor Virchow freundlich dargebotene Hand mit der Geberde des Abſcheus und des Haſſes zurückſtieß, ſo iſt der Botaniker, Herr Eduard Prillieux zu Paris, durch ein Schreiben vom 3. Januar 1872 aus der deutſchen Akademie der Naturforſcher freiwillig ausgeſchieden, obgleich er ihr über zwanzig Jahre angehört hatte. Er bemerkt in dem Schreiben, wodurch er ſein Ausſcheiden ankündigt: „Heute giebt es für einen Franzoſen keinen Platz mehr in einer Geſellſchaft von Deutſchen.“

So glüht der franzöſiſche Haß in der Preſſe, bei Gelehrten, bei Aerzten, bei Richtern, bei den untern Volksſchichten, kurz überall, bei Gebildeten und Ungebildeten.

Die ſeltenen Stimmen, die in Frankreich zur Verſöhnung mit Deutſchland mahnen, erklingen gar ſchwach gegenüber dem Furienchor der Rache. Renan ſagt in ſeinem Sendſchreiben an Strauß ſehr

richtig, der Gemüthszustand Frankreichs in Bezug auf Deutschland lasse sich mit den Worten kennzeichnen: „Wir wollen jetzt einmal mit der Liebe aufhören und es mit dem Hasse versuchen.“ Deutschland verspürt nun allerdings die zweite Hälfte des eben gehörten Satzes in der Ermordung friedlicher Besatzungstruppen von Seiten meuchelnder Franzosen, die dann von dem Schwurgerichte freigesprochen werden; aber wann hätte Frankreich ihm Liebe gezeigt? Etwa in der Einäscherung der Pfalz und in unzähligen Ueberziehungen seines friedlichen Gebietes? Wie viele Unbilden Deutschland von Frankreich erfahren, wollen wir den englischen Unterstaats-Secretär Baxter sagen lassen, der sich vor seinen Wählern so äußerte:

„Was Frankreich betrifft, so haben seine Ruhelosigkeit und sein kriegerischer Ehrgeiz Europa lange genug bedroht. Einmal über das andere wurden seine Heere in Bewegung gesetzt, um jenseits des Rheins die Heimstätten eines fleißigen und friedsamen Volkes zu verwüsten.“

Deutschland würde nun gern die vielfachen, ihm widerfahrenen Unbilden verzeihen, aber das eitle Frankreich verzeiht nicht die ihm zu Theil gewordene so sehr verdiente Demüthigung. Die vereinzelten Rufe demnach, die aus der Mitte des durch verletzten Hochmuth tollgewordenen Volkes zur Versöhnung mit Deutschland mahnen, verklingen unbeherzigt, wie die Stimme des Predigers in der Wüste.

Da die Franzosen als Dialektiker und Sophisten von jeher Großes leisteten, so sind sie bemüht, ihren Haß nur als berechtigtes Echo des so lange gegen sie von Deutschland genährten Hasses erscheinen zu lassen.

Gaben die Franzosen, wie wir bereits anführten, den Deutschen, diesem so aufrichtigen und zur Verstellung so wenig geeigneten Volke, Schuld, sie hätten vor den fremden Nationen stets als

Schäfer aus den Eklogen Virgil's zu erscheinen gesucht, so fällt uns für die Franzosen, wie sie, nachdem der Krieg einen für sie so kläglichen Ausgang genommen, sich als die früher friedfertigsten Menschen darzustellen befliſſen sind, als arglose Leute, an deren gastlichem Heerde schon seit Jahren preußische Spione gesessen, die das Land auszuforschen gesucht (Professor Michelet behauptet sogar, daß deutsche Dienstmädchen zu diesem Zwecke in Frankreich Stellen angenommen), so fällt uns für das Bild, das die Franzosen jetzt von ihrer damaligen Unschuld und Sanftmuth entwerfen, ein Vers aus unserer Kindheit ein: „Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee." O, der abscheuliche deutsche Wolf, der dem armen französischen Lamme, das ihm das Wasser nicht trübte, das Blut aussog! Hierüber belehrt Herr Beaussire seine Landsleute in einem giftigen Aufsatze, betitelt: „Les Haines Nationales. La France et l'Allemagne, dessen bissigste Stellen man unten findet*).

*) Revue des deux mondes 1. Février 1871. Les Allemands nous appellent „l'ennemi héréditaire". Leur haine érudite trouve des prétextes jusque dans les temps les plus reculés. (P. 493.) La littérature a encore été l'instrument de cette haine. L'esprit allemand ne connaissait plus de limites dans son ambition. Il n'aspirait qu'à l'indépendance quand il nous injuriait au XVIIIe siècle; il prétendait à la domination quand il reproduisait et aggravait ses injures au XIXe. (P. 503.) C'est en effet l'orgueil blessé qui a fait depuis cinquante ans le fond de toute la haine des Allemands contre nous. Leurs politiques étaient jaloux de notre gloire militaire et du rôle considérable que nous jouions encore dans le monde, comme leurs lettrés de notre gloire littéraire et de l'influence universelle de notre esprit. (P. 504.) Trois axiomes ont cours en Allemagne; le premier affirme la supériorité de la race germanique sur toutes les races européennes, — le second, la supériorité de la nation allemande sur toutes les nations d'origine germanique, — le troisième, la consécration, dans l'époque actuelle, de cette double supériorité. Qu'il s'agisse de philosophie ou de science, de critique historique ou philologique, ces trois axiomes manquent rarement de se produire. Or l'esprit allemand a beau s'attribuer la primauté dans tous les genres, il n'a pas cessé d'être jaloux de l'esprit francais. Il hait en lui des qualités qu'il n'a jamais su s'approprier et une influence encore sans égale sur la civilisation universelle. Il lui en veut des services qu'il

Wenn Herr Beauſſire behauptet, der langjährige Haß Deutſchlands gegen Frankreich ſtamme vorzüglich daher, weil erſteres voll neidiſcher Wuth richtig herausgefühlt, daß es trotz aller Anſtrengungen doch ſtets hinter dem franzöſiſchen Genius werde zurückbleiben müſſen, wenn Herr Beauſſire dergleichen Abgeſchmacktheiten behauptet, ſo beweiſt er, wie ihm von dem Großherzigen in der deutſchen Volksſeele keine Ahnung aufgegangen. Wo einem Deutſchen reinſte Bewunderung vergönnt iſt, da beneidet er nicht, ſondern giebt ſich hin in unbedingteſter Liebe. Als Schiller in erhabener Selbſtloſigkeit glaubte, niemals die dichteriſche Größe Goethe's erreichen zu können, da ſchrieb er ihm jenen wunderbaren Brief, in dem ſein Herz mit ſeinem Geiſte auf gleicher Höhe erſcheint. Er ſchrieb nämlich an Goethe, daß mit dem Vortrefflichen jedes Ringen aufhöre und es ihm gegenüber nur ein Verhältniß gebe, nämlich Unterwerfung in freier Liebe. Denſelben Gedanken drückt ja Schiller in ſeinem Don Carlos aus, als der ſpaniſche Königsſohn erkannt hatte, daß er es dem Marquis Poſa niemals werde gleichthun können. „Ich endlich mich kühn entſchloß,

---

en reçoit. Il souffre de voir ses propres productions faire plus aisément leur chemin quand elles portent une empreinte française. Il n'est pas loin de croire que nous lui faisons tort quand nous travaillons à les faire connaître. Ils nous accusent d'étroitesse quand nous ne les comprenons pas, de platitude quand nous les comprenons trop bien. Il répugne d'autant plus à notre clarté qu'il a souvent besoin du demi-jour pour s'abuser lui-même et pour abuser les autres sur sa profondeur. Il affecte de nous mépriser; mais sous le mépris se cachent l'envie et la rancune mal dissimulée de l'orgueil blessé. (P. 504.) Nous mettrons toute notre intelligence et toute notre ardeur à nous élever de notre infortune présente, par le progrès continu de nos institutions, de nos mœurs, de notre industrie, de tous nos arts, de notre influence dans tous les genres, à un point de grandeur que nous n'avions pas encore atteint, auquel ils (les Allemands) ne sauraient prétendre, et, puisque la lutte entre eux et nous a été surtout une lutte d'orgueil, si jamais nous devons nous sentir suffisamment vengés, ce sera quand nous leur aurons arraché l'aveu de notre supériorité reconquise. (P. 512.)

Dich grenzenlos zu lieben, weil mich der Muth verließ, Dir gleich zu ſein.“ Das iſt der Ausſpruch des deutſchen Volksgenius. Hätte Deutſchland gefühlt, daß es ſich nie zu der Höhe Frankreichs werde emporſchwingen können, ſo wäre ſein Herz nicht von eklem Neide erfüllt geweſen, ſondern es hätte das Vortreffliche geliebt und bewundert. Doch, wie aus unſerer gewiſſenhaften und unparteiiſchen Vergleichung beider Völker hervorgeht, braucht Deutſchland keineswegs zu verzweifeln, es Frankreich je gleichthun zu können. Frankreich hat allerdings einzelne Vorzüge, die Deutſchland ſchwerlich je erreichen würde, möchte es auch noch ſo eifrig ſich danach abmühen. Doch Deutſchland fühlt ſich jetzt viel zu ſtolz und ſicher, um nicht für immer die einfältige Nachäfferei abgethan zu haben. Es arbeitet innerhalb der ihm von ſeinem Volksgenius geſteckten Grenzen und erreicht hier das Höchſte und für die Menſchheit Erfreulichſte. Und wenn die beiderſeitigen Völker ihre am Baume der Humanität gezeitigten Früchte vorweiſen, ſo wird man die deutſchen ſchmackhafter finden.

Auch Herr Mézières, Profeſſor der fremden Literatur an der Sorbonne, ſpricht in der Vorrede zu ſeiner Goethe-Studie, wie er, in Metz geboren, mithin unweit der deutſchen Grenze auferzogen, keinen Augenblick über den tiefen Haß in Zweifel geweſen ſei, den man jenſeits des Rheins gegen Frankreich ſeit langem gehegt habe*). Dieſer Profeſſor an der Sorbonne macht durch ſeine falſche Auffaſſung der Wirklichkeit ſeinem Titel alle Ehre. Da er das Helle dunkel und das Weiße ſchwarz malt, ſo erinnert er unwillkürlich daran, daß Schopenhauer Hegel mit einem Tintenfiſche verglich. Wie der Tintenfiſch durch die ſchwarze, von ihm ausgeſprützte Flüſſigkeit es unmöglich macht, in ſeinem nächſten Umkreiſe klar zu

*) Un enfant de Metz, élevé près de la frontière, ne pouvait se faire illusion sur les sentimens de l'Allemagne à notre égard, ni se dissimuler la haine qu'on nous portait des deux côtés du Rhiu.

ſehen, man mithin ſeine Bewegungen nicht zu verfolgen vermag, ſo ſenken auch oft die Herren Profeſſoren erſt dichte Finſterniß über ihren Zuhörerkreis, um dann bequem auf dem nächtlichen Gebiete ihre Irrlichter aufſteigen zu laſſen. Der Haß, den Herr Mézières ſeit ſeiner Kindheit in dem angrenzenden Deutſchland geſpürt haben will, iſt ein Irrlicht des künftigen Profeſſorengehirns.

Lautet nun „Haß" die Parole und „Deutſchland" die Loſung, die jetzt in Frankreich ausgegeben werden, ſo berührt es doppelt wohlthuend, wenn hier und da einmal Franzoſen zur Vernunft kommen und der Wahrheit und Billigkeit und, was das Schönſte iſt, der Menſchenliebe ihr Ohr öffnen. Herr Caro vom Inſtitute, der den Deutſchen ſo viel Böſes nachſagte und in ſeinem Haſſe von dem Fürſten Bismarck ein lächerlich entſtelltes Bild entwarf, vermag doch dem Gedanken Raum zu geben, daß ſein Volk, vereint mit dem unſern, gemeinſam wirke an dem Webſtuhle allgemeiner Bildung*). Auch Georges Sand iſt eine zu geniale Frau, als daß auf den vielen Seiten, die ſie voll grimmigen Haſſes gegen die Deutſchen geſchrieben, ſich nicht Stellen finden ſollten, verklärt von dem Silberblicke der Verſöhnung. Wie ſollte eine Frau von edlem Wollen und hohem Denken ſich nicht hingezogen fühlen zu einem Volke, wie dem deutſchen, welches das beſte Herz mit dem tiefſten Geiſt verbindet! Wie ſollte ſie ſich nicht einem Volke zuneigen, das ſo reine Empfindungen und ſo erhabene Gedanken den Franzoſen in jener Univerſalſprache zuſendet, die von dem Mitgliede jeder Nation verſtanden wird, falls dieſe nicht mehr wandelt auf den Pfaden der Barbarei! Wir meinen die deutſche Muſik und vor allem die Schöpfungen Mozart's, Beethoven's und Weber's,

*) Gardons ce que nous pourrons préserver de cette noble et libérale sympathie qui devrait survivre entre les esprits cultivés des deux races les deux grandes ouvrières de la civilisation moderne et préparer le jour de leur réconciliation dans la justice et dans la paix.

die den Pariſern in ihren Concerten ſo vortrefflich zu Gehör gebracht werden. In dieſen Concerten nun fühlte Georges Sand, die des Deutſchen nicht mächtig iſt, den wunderbaren Zauber des deutſchen Genius und durch die ſchrillen Klänge des Haſſes, die ſie während des Krieges von 1870—1871 umtönten, erklang von Zeit zu Zeit vor ihrem geiſtigen Ohre das „Seid umſchlungen, Millionen!“ — jener Hochgeſang der Menſchenliebe, gedichtet von einem deutſchen Dichter erſten Ranges und in Muſik geſetzt von einem deutſchen Tondichter erſten Ranges, ſo daß Wort und Melodie zu den Sternen emportragen. Und wenn nun die Liebe, der Grundton des deutſchen Volkes, den Haß, den Grundton des franzöſiſchen Volkes, zum Schweigen gebracht, dann regten ſich bei der genialen Frau die Schwingen, die ſie in ein anderes Land trugen, das nicht Frankreich und nicht Deutſchland war und wo die edelſten Geiſter der einen und der andern Nation gemeinſam ſchufen an dem „Frieden auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen!“ In ſolchen gehobenen Augenblicken ſchrieb Georges Sand:

„Aus dieſem wüthenden Ringen zweier Völker wird eines Tages die Brüderlichkeit hervorgehen, das künftige Geſetz für die geſammte Menſchheit!“

Und dann ſagt Georges Sand an einer andern Stelle von den Deutſchen:

„Sie ſind ein von uns verſchiedenes Volk, aber gleich uns, aufgeklärt durch Unterricht und Bildung und vor Gott unſersgleichen.“

Am meiſten zum Herzen ſprechend und eine Verſöhnung ſicher anbahnend, falls dieſer Vorgang nicht leider ein ſo vereinzelter wäre, am wohlthuendſten iſt das Benehmen der Frauen Dijon's, als den in der Umgegend ihrer Stadt gefallenen Officieren und Mannſchaften vom achten Pommer'ſchen Infanterie-Regimente (Nr. 61) ein Denkmal errichtet ward. Dieſes, durch ein Eiſen-

gitter umſchloſſenes und von Cedern, Cypreſſen und Trauerweiden umſtandenes Denkmal ſollte nicht blos von pietätsvollen deutſchen Händen geſchmückt werden. Auch die Frauen Dijon's betheiligten ſich an dieſem edlen Werke. Sie ſchmückten es mit Epheu und duftigen Blumen und am Fuße des Sockels befeſtigten ſie ein Papier, das die rührenden Worte trug: „Ennemis sur la terre, amis dans le ciel. De profundis. Bouquets offerts par six Françaises.“ Möchten dieſe edlen Damen Dijon's recht viele Nachahmerinnen finden, dahingegen die Wittwe Carl Heine's recht wenige! Soll doch der Haß der Frau Carl Heine gegen die Deutſchen ſo groß ſein, daß ſie ihre ſchöne ländliche Beſitzung auf dem Wege nach Blankeneſe verwüſten laſſen will, damit kein deutſches Auge ſich an den prächtigen Gartenanlagen erfreuen möge. Es iſt dies ein würdiger Dank für die vielen Millionen, die ſie von ihrem deutſchen Gatten ererbte. Uebrigens hat dieſer Haß, falls er ſich wirklich ſo fanatiſch geäußert haben ſollte, ſchon etwas Spaniſches, und kaum mehr Franzöſiſches. Frau Carl Heine iſt nun allerdings auch aus ſpaniſch-jüdiſchem Blute, nämlich eine geborene Furtado. Wenn Frau Carl Heine ihrem Volke nach ſeinem Kriegsunglücke eine Million ſpendete, ſo war dies ſchön und löblich; wenn ſie aber den Gedanken faſſen konnte, die ländliche Beſitzung ihres Schwiegervaters, des edlen Menſchenfreundes Salomon Heine, zerſtören zu laſſen, damit an den ſchönen Gartenanlagen dieſer Villa kein deutſches Auge ſich hinfürder erquicken möge, ſo iſt dieſer Vorſatz ſpaniſch, ſyriſch, altteſtamentlich, aber Gott ſei Dank nicht deutſch, nicht human, nicht chriſtlich.

Von deutſcher Seite erſchallen die Rufe zur Verſöhnung vollſtimmiger, als die franzöſiſchen, was ganz natürlich, da Haß und Zorn nicht den Grundton unſerer Volksſeele bilden. So äußerte ſich der Abgeordnete Bamberger in der 47ſten Sitzung des deutſchen Reichstages am 2. Juni 1871 auf's Herzlichſte über die

Franzoſen, die er durch einen langen Aufenthalt in Paris, unterſtützt von einer ſcharfen Beobachtungsgabe, genau hatte kennen lernen.

Wie der Abgeordnete Bamberger die internationale Gaſtfreundſchaft rühmte, die von den Franzoſen Jahrzehnte hindurch gegen die Deutſchen — namentlich gegen politiſche Flüchtlinge — geübt worden, ſo hatte auch der Profeſſor Liebig für vieles in Frankreich erfahrene Gute ein dankbares Gedächtniß. Der berühmte Chemiker ſprach in einer, am 112. Stiftungstage der bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, den 28. März 1871, gehaltenen Rede von der großen Güte, die man ihm in Frankreich erwieſen, in folgenden Worten:

„Vor 48 Jahren kam ich nach Paris, um Chemie zu ſtudiren; ein zufälliges Ereigniß lenkte die Aufmerkſamkeit Alexander's von Humboldt auf mich und ein empfehlendes Wort von ihm veranlaßte Gay-Buſſac, einen der größten Chemiker und Phyſiker ſeiner Zeit, mir, dem Knaben von 20 Jahren, den Vorſchlag zu machen, eine von mir begonnene Unterſuchung mit ſeiner Beihülfe fortzuſetzen und zu vollenden; er nahm mich zu ſeinem Mitarbeiter und als Schüler in ſein Privatlaboratorium auf; mein ganzer Lebenslauf iſt dadurch beſtimmt worden. Niemals werde ich vergeſſen, mit welchem Wohlwollen Arago, Dulong, Thénard dem deutſchen Studenten entgegengekommen und viele meiner deutſchen Landsleute, Aerzte, Phyſiker und Orientaliſten könnte ich nennen, welche, gleich mir, der wirkſamen Unterſtützung zur Erreichung ihrer wiſſenſchaftlichen Ziele dankbar gedenken, die ihnen von den franzöſiſchen Gelehrten zu Theil geworden iſt. Eine warme Sympathie für alles Edle und Große und eine uneigennützige Gaſtfreundſchaft gehören zu den ſchönſten Zügen des franzöſiſchen Charakters; ſie werden zunächſt auf dem neutralen Boden der Wiſſenſchaft wieder lebendig und wirkſam werden, auf welchem die beſten Geiſter der beiden

Nationen in dem Streben nach dem hohen, gemeinschaftlichen Ziele sich begegnen müssen und so wird denn die nicht zu lösende Verbrüderung auf dem Gebiete der Wissenschaft nach und nach dazu beitragen, die Bitterkeit zu bekämpfen, mit welcher das tief verwundete französische Nationalgefühl, durch die Folgen eines uns aufgezwungenen Krieges, gegen Deutschland erfüllt ist."

Und mit welcher Anerkennung man in Deutschland über französische Liebenswürdigkeit noch heutigen Tages schreibt, trotz so vieler Kränkungen, die uns von Frankreich zugefügt worden, das möge eine Stelle aus dem so vortrefflich redigirten Wochenblatte: „Das Ausland", bezeugen, eine Stelle, von der Klopstock behauptet haben würde, sie sei voll von der deutschen Ungerechtigkeit gegen das eigene Volk und der zu großen Gerechtigkeit gegen fremde Nationen. Diese Frankreich so erhebende und Deutschland ein wenig herabsetzende Aeußerung des Auslandes kommt in der achten Nummer des Jahrganges 1871 vor, an der Stelle, wo indische Literaturerzeugnisse, die 1870 erschienen, besprochen werden. Dort nun wird mit vollem Rechte hervorgehoben, wie Garcin de Tassy mit der indischen Literatur auf's Innigste vertraut sei. Im weiteren Verlaufe heißt es dann:

„Garcin de Tassy ist ein Gelehrter aus der ehrwürdigen, alten, französischen Schule. Er hat ein tief religiöses Gemüth und neigt sich, obschon ein orthodoxer Katholik, zum Anglicanismus hin. Seine politischen Ideale liegen jenseits 1789 und um den Anachronismus zu vergessen, lebt er mit seiner treuen Lebensgefährtin ganz der Wissenschaft. Beide, er und seine Frau, sind Muster der Liebenswürdigkeit, wie denn überhaupt edelfühlende Franzosen uns in dieser Eigenschaft übertreffen. Wir Deutschen mögen es ebenso gut, oder noch besser mit unsern Freunden meinen, aber wir sind zu plump, um unsere Gesinnungen mit so viel Tact und Grazie an den Tag zu legen. Wenn einmal der Friede wiedergekehrt ist,

ſo wollen wir die Erinnerung an Franzoſen vom Schlage Garcin de Taſſy's feſthalten und uns innig an ſie anſchließen und ſo wird eine aufrichtige Verſöhnung zwiſchen den zwei großen Culturvölkern möglich werden."

Wenn Heinrich Heine noch lebte, ſo hätte ihn der klaffende Riß zwiſchen Deutſchland und Frankreich ſicher tief geſchmerzt, wenn anders er überhaupt einer tiefen, haftenden Empfindung fähig war. Hatte er doch noch in ſeinem Teſtamente den Wunſch geäußert, es ſollten ſeine irdiſchen Ueberreſte nicht nach Deutſchland gebracht werden, da er es immer als die große Aufgabe ſeines Lebens betrachtet habe, ein herzliches Verhältniß zwiſchen Frankreich und Deutſchland herzuſtellen. Nun, zu dieſem hohenprieſterlichen Amte beſaß Heinrich Heine ſicher hinlänglich Geiſt und Beredtſamkeit, aber zu wenig Weihe und Würde.

Wenn wir bei der objectiven Schilderung des augenblicklichen Gemüthszuſtandes, wie er zwiſchen Deutſchland und Frankreich beſteht, uns mit einer ſubjectiven Bemerkung hervorzukommen getrauten, ſo möchten wir ſagen, daß uns, gleich Renan, die jetzt obwaltende Feindſchaft zwiſchen beiden Nationen aufrichtig betrübt. Wir haben das Liebenswürdige und theilweiſe Bezaubernde in dem franzöſiſchen Weſen zu häufig erfahren, als daß wir nicht wünſchen ſollten, daß von dieſer geſellſchaftlichen Anmuth auch dem deutſchen Volke einiges zu Theil werden möge. Könnte doch das deutſche Volk ſich mit gediegenen Geſchenken erkenntlich zeigen. Auch wir würden, hätten wir eine weitgehörte Stimme, gleich Renan, gern an der Freundſchaft beider Nationen gearbeitet haben. Wie Renan, einen Spruch des alten Teſtamentes anführend, von ſich ſagt, daß, da jetzt die Zeit gekommen ſei, mit „den Küſſen aufzuhören", er ſich zurückziehe, ſo möchten wir, einen Satz der herrlichſten Tragödie des Sophokles entlehnend, auch von uns behaupten, daß wir vermöge

des uns zu Theil gewordenen Naturells nur im Stande ſind, „mitzulieben“, aber nicht „mitzuhaſſen“.

Der tiefe Haß der Franzoſen läßt ſie ſogar den Geſchmack vergeſſen, der ihnen trotz der vielen Wechſelfälle ſeit dem Jahre 1789 bisher noch treugeblieben war. So machte in dem Lande, dem wir das Eßbouquet und viele ſonſtige feine Gerüche verdanken, in dem Lande, das bei Cannes und an andern Orten die ſüßduftendſten Fluren beſitzt, der Witz eines franzöſiſchen Schriftſtellers Glück, der von einem, in einen Miſthaufen gefallenen Preußen erzählte und dies zufällige Begebniß zu folgendem Bonmot ausbeutete: „Man ſollte nun glauben, der Preuße habe nach dem Miſte gerochen. Weitgefehlt! Der Miſt ſtank nach dem Preußen.“ Dieſer Witz, der unbegreiflicher Weiſe bei einem ſonſt geiſtreichen Volke Glück machte — freilich, der wüthende Haß erklärt das Unbegreifliche — erinnert daran, daß die Franzoſen ſchon ſeit Jahrzehnten einen Körpertheil, für den man alle möglichen Umſchreibungen gebraucht, wie „wo der Rücken ſeinen ehrlichen Namen verliert“, oder „où le dos change de nom“, daß die Franzoſen dieſen Körpertheil mit „prussien“ zu bezeichnen pflegen. Daß ſie überhaupt ſchon ſeit langem von der Anſicht ausgingen, die Begegnung eines Preußen und eines Franzoſen könne nur eine feindliche ſein, erhellt aus dem alten und vielgeſungenen Soldatenliede, deſſen bezeichnendſte Strophe wir hier folgen laſſen:

„Le général Kléber
A la porte d'enfer
Rancontre un Prussien,
Qui lui montre le sien.“

Die franzöſiſchen Soldaten nehmen alſo von vornherein an, daß ein Preuße ihrem gefeierten General bei einer Begegnung ſeine Geringſchätzung durch das Hervorkehren eines Körpertheils kundthun werde, den bekanntlich die belagerten Mailänder auf ihren Wällen dem Kaiſer Rothbart zum Beſten zu geben pflegten.

Dieſe allerdings nicht allzu ſchickliche Stellung ſoll den Kaiſer Rothbart am allermeiſten gegen die Mailänder erbittert haben, ſo daß er ja, nach Einnahme der Stadt, dieſelbe zerſtören, der Erde gleich machen und dann mit Salz beſtreuen ließ.

Wie einſt der Miniſter Bismarck den Volksvertreter Lenor Reichenheim, von dem er in einer Rede auf's Heftigſte war angegriffen worden, darauf aufmerkſam machte, daß er bei ſeinen ungeſtümen Armbewegungen die Schönheitslinie weit überſchritten habe, ſo kann man auch von den in Zorn verſetzten Franzoſen behaupten, ſie bekümmerten ſich, obgleich im Allgemeinen für Maß und Form feinen Sinn beſitzend, alsdann gar wenig um die Geſetze der Aeſthetik.

Wenn Napoleon geſagt haben ſoll: „Grattez le Russe et vous trouverez le Tartare," ſo darf man von einem äußerlich noch ſo feinen Franzoſen, falls derſelbe in Zorn verſetzt worden, den Satz aufſtellen: „Schabt nur ein wenig an ſeiner glänzenden Oberfläche und der ſchmutzige und blutige Marat kommt zum Vorſchein." Uebrigens beweiſt der Haß, den die Franzoſen gegen die Preußen vor allen übrigen Deutſchen hegen, daß ihre Wuth ſie nicht völlig blind gemacht hat und daß ſie ſehr gut erkennen, wem ſie ihre großen Niederlagen vorzugsweiſe Schuld geben müſſen. Ohne das kräftige Preußen hätte Frankreich die Fürſten Süddeutſchlands, wie zu Ludwig's XIV. Zeiten, durch Beſtechung, oder wie zu Napoleon's I. Zeiten, durch Gewalt zu Trabanten gemacht, daß ſie ihre unſelbſtſtändigen Bahnen um die Sonne an der Seine beſchrieben.

Der grimmigſte und, weil er zur Ohnmacht verdammt iſt, lächerlichſte Haß gegen Preußen zeigt ſich bei den Franzoſen überall, wo ſich die Gelegenheit darbietet und iſt dies nicht der Fall, ſo wird ſie an den Haaren herbeigezogen. Konnte z. B. Herr Caro vom Inſtitute nicht umhin, Kant, da er gerade auf ihn zu ſprechen

kam, einen der ehrenwertheſten Menſchen zu nennen, die es nur irgend gab, ſo fügte er doch ſchnell hinzu: „quoique Prussien.“ Als der Profeſſor an der Sorbonne, Herr Mézières, vor kurzem eine Studie über Goethe veröffentlichte, ſo beeilte er ſich, in der Vorrede zu bemerken, der deutſche Dichterheros habe Preußen nicht geliebt. Auch an Friedrich dem Großen laſſen die Franzoſen jetzt gern ihre Wuth aus, obgleich ſie ihn früher wegen ſeiner Vorliebe für ihre Sprache und ihre Art und Weiſe zu ſein als zu ihnen gehörig betrachteten. Sie erinnern ſich jetzt gern der boshaften Bemerkungen, mit denen Voltaire ſeinen königlichen Freund heimſuchte, als dieſer ihn allerdings ziemlich unfreundſchaftlich aus ſeinen Staaten gejagt und überdies in Frankfurt am Main eine Zeitlang hatte feſtſetzen laſſen. Dies nun legte bei dem reizbaren Voltaire die Giftzähne bloß. Deshalb züngelte er den Satz hervor, daß, wer bei einer Mühle ſich dem Rechte beuge, dafür eine ganze Provinz in den Schubſack ſtecke. Die Mühle von Sans-Souci und die Provinz Schleſien ſind mit den Händen zu greifen. Auch werfen die Franzoſen Friedrich dem Großen vor, daß er in ſeinen Grundſätzen über den Krieg das Spionirweſen in ein Syſtem gebracht habe. Die Mehrzahl der Franzoſen iſt ja noch heute der Anſicht, daß preußiſche Generalſtabsofficiere, die Vorſchriften ihres großen Königs beherzigend, lange vor 1870 Frankreich bereiſten, um überall die ſchwachen Punkte des Landes zu erſpähen. Auch daß das Haus Brandenburg noch keine lange Reihe von Königen zähle, wird ihm vorgeworfen,*) während doch die Franzoſen ſich ſo tief mit der Demokratie einließen, daß ſie für Geſalbte des Herrn gar kein Auge mehr haben ſollten. Wer es heute mit

*) Pendant que celle-ci (la philosophie) aimait à se figurer les nations signant la paix du genre humain, au fond des marais et des sables de Brandenburg une famille obscure, une maison de soldats parvenus, rois seulement de la veille, produisait un prince qui battait nos généraux et se moquait d'eux.

Robespierre verſucht, morgen mit Louis Napoleon, von dem man ja behauptet, daß er nicht einmal der rechtmäßige Sohn ſeines Vaters, ſondern der Baſtard eines holländiſchen Admirals ſei und übermorgen mit Herrn Thiers, der von dem Schloſſerhandwerke ſeines Erzeugers gelernt hat, ſich geſchickt alle Thüren zu öffnen, wer ſo ſämmtlichen monarchiſchen und ariſtokratiſchen Ueberlieferungen einen Fußtritt verſetzte, ſollte anderswo nicht königlicher ſein, als der König. Aber der Haß wirft ſich auf alles, was ihm für einen Augenblick Stillung ſeiner wüſten Gier verſpricht; Folgerichtigkeit im Denken muß man bei ihm und überhaupt bei keiner Leidenſchaft, je erwarten und vorausſetzen. Wenn die Deutſchen nun, wie wir bereits anführten, von den Franzoſen als Barbaren bezeichnet werden, ſo gelten ihnen natürlich die unter den Deutſchen am meiſten gehaßten Preußen als zweifache Barbaren.*) In gereimter, wie ungereimter Rede bricht ſich der Haß gegen Preußen Bahn und ſtets findet die einzelne ſchmähende Stimme einen lauten, einfallenden Chor durch ganz Frankreich. So läßt ein Herr Sully Prudhomme gegen Preußen folgende zornige Verſe von Stapel:

„Tandisque sous nos murs l'aigle à la froide serre
Amène ses pillards par les sentiers des loups“.

Herr Paul von Saint-Victor ſchrieb ein Buch, betitelt: „Barbares et Bandits“. Die Barbaren ſind natürlich die Preußen, die Banditen ſind die Communiſten. Da die Franzoſen ſich in der Geſchichte faſt ebenſo häufig Blößen geben, wie in der Erdkunde, ſo ſetzt es weiter nicht in Erſtaunen, daß Herr von Saint-Victor fortwährend Friedrich Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm II. mit einander verwechſelt. Es konnten nun nicht leicht zwei verſchiedenere Könige geben, als der derbe, aber tugendhafte Friedrich Wil-

*) Vous avez gardé à travers votre discipline un fonds de barbarie, récente encore dans votre histoire, un fonds de Genseric, d'Odoacer, d'Albert de Brandenbourg et de Frédéric II.

helm I. und der ritterliche, aber in seinen Sitten nichts weniger als strenge Friedrich Wilhelm II. Auch hatte der Letztere keineswegs die entschiedene Abneigung gegen alles französische Wesen, wie Friedrich Wilhelm I., der vergebens durch Ohrfeigen und Stockschläge seinem Sohne die Gallomanie herauszuprügeln bestrebt war. Wenn nun Herr Paul von Saint-Victor fortwährend zwei preußische Könige mit einander verwechselt, die durch die sechsundvierzigjährige Regierung Friedrich's des Großen von einander getrennt waren, so verbessert auch die Revue des deux mondes bei der Besprechung des Buches: „Barbares et Bandits", den von dem Verfasser begangenen Irrthum nicht, aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn nicht bemerkt hatte. Sie spielt im Gegentheil die Komödie der Irrungen noch weiter fort, indem sie bemerkt:

„Le portrait du gros Guillaume, le vrai fondateur de la puissance prussienne, ce sauvage avide de grenadiers géans et d'argent, lui (à M. Paul de Saint-Victor) permet de marquer au front la race dont Guillaume est aujourd'hui le représentant."

Herr Giraud vom Institute, ebenso wie Herr Thiers den „wundervollen" westphälischen Frieden bis über die Wolken erhebend, einen Frieden, der für Frankreich allerdings sehr vortheilhaft, für Deutschland aber verhängnißvoll war, Herr Giraud vom Institute ruft den Preußen zornig zu:

„Nein, was ihr auch sagen mögt, ihr seid nicht die Nachfolger dieses guten und weisen Deutschlands, das in seiner Freiheit durch den westphälischen Frieden wieder hergestellt ward."

Ein schöner Friede, durch den Frankreich das Elsaß erhielt und der Schweden in Norddeutschland eine gebietende Stellung einräumte, während die Fürsten im südwestlichen Deutschland zu Söldlingen Ludwig's XIV. herabsanken! Wenn Herr Giraud das Auftreten der Preußen im entschiedensten Gegensatze zum westphälischen

Frieden erklärt, so konnte er nichts vorbringen, wodurch sie in den Augen jedes vaterländischen Deutschen hätten höher gestellt werden können.

Vor allem sind die Franzosen bemüht, die Preußen als halb slavisch erscheinen zu lassen. Dies behauptet unter anderm Renan, der offenbar in Syrien besser Bescheid weiß, als in Deutschland. Er sagt nämlich: „la Prusse, à peine allemande.“ Dann an einer andern Stelle: „Par le fond de sa population elle (la Prusse) était plus slave que germanique.“

Diese thörichte Behauptung von Seiten vieler Franzosen, die Preußen hätten der Mehrzahl nach slavisches Blut in den Adern, würde von uns sicher nicht widerlegt werden, wenn nicht berühmte Gelehrte, die der Haß alle Wissenschaftlichkeit vergessen ließ, ihm durch das Gewicht ihrer Worte Eingang zu verschaffen suchten. Eifersucht und Haß, wenn sie den Höhepunkt erreichen, machen bekanntlich den Geist einfältig und das Auge blind, so ist es auch bei dem sonst begabten Volke der Franzosen und bei Männern, wie Renan und Herrn A. de Quatrefages, diesem so angesehenen Naturforscher. Herr A. de Quatrefages hatte in der Revue des deux mondes, von der wir wiederholt beklagten, daß sie ihre sonst so anständigen Spalten den abscheulichsten Lügen gegen Deutschland öffnete, die Welt mit der Entdeckung überrascht, daß die Preußen nicht allein nicht Germanen, nicht einmal Slaven, sondern Finnen seien. Dieser Aufsatz, der noch vor geschlossenem Frieden erschien, konnte einigermaßen mit der Fieberhitze entschuldigt werden, die vom Juli 1870 bis zum Mai 1871 das Gehirn von ganz Frankreich deliriren ließ. Aber nein, Herr A. de Quatrefages hat sich in das Finnenthum der Preußen ebenso verrannt, wie Herr Professor Vogt in die äffische Abstammung des Menschen und er hat die Ausscheidungen eines überreizten Gehirns in einer Schrift gesammelt, die betitelt ist: „La race prussienne“.

Wenn Herr A. de Quatrefages von dem „eifersüchtigen Hasse der Halbbarbaren gegen eine höhere Civilisation" spricht und dabei mit verächtlicher Geberde auf die „Männer von der Spree, Oder und Weichsel" hinweist, so wollen wir uns einmal die, Polen und Rußland zunächst gelegene, Provinz Preußen, die dem ganzen Königreiche den Namen gab, etwas genauer ansehen, da dieselbe doch vor allem von slavischen, oder, wie der französische Naturforscher will, von finnischen Mischlingen bewohnt sein müßte. Wir haben nun schon an einer andern Stelle erwähnt, daß, wenn die Bewohner von Königsberg, Memel, oder Tilsit in München oder Stuttgart erscheinen, die Baiern und Schwaben in ihnen die echtesten Deutschen erkennen werden. Erinnern wir hier nur flüchtig an drei hervorragende Männer, die in jenen äußersten Grenzmarken Deutschlands geboren wurden. Wir meinen Kant, Herder und Max von Schenkendorf. Jener als finnisch oder slavisch verschrieenen Provinz Preußen verdanken demnach die Deutschen den großen Philosophen, der sie lehrte, nicht, wie die Kinder und sonstige schwächliche Geschöpfe, bei ihren Handlungen sich durch Beweggründe der Belohnung und Bestrafung bestimmen zu lassen, sondern einzig der Stimme des Innern, die, unbeirrt und unverfälscht, stets das Rechte gebietet, Gehör zu geben, um so in würdiger Männlichkeit das Geziemende zu verrichten. Und neben Kant glänzt Herder, der dem deutschen Volke den echten und reinen Born der Poesie erschloß und der, wenn auch selbst eigentlich nur anempfindend und nicht schöpferisch erzeugend, doch den größten deutschen Dichter auf den richtigen Pfad leitete. Und in Max von Schenkendorf pulsirt ja Alles, was deutsches Herz und deutsches Gemüth so anziehend, ja, einzig macht gegenüber den weniger tief und weniger innig empfindenden Völkern Europa's. Mit dem frommen Auge des Glaubens blickte Max von Schenkendorf nach oben, mit dem sehnsuchtsvollen Bangen der Minne trieb es ihn zu hohen und edlen Frauen, mit dem

flammenden Schwerte des Helden warf er ſich entgegen den Bedrängern und Zerſtörern deutſchen Geiſteslebens. Und eine Provinz, die drei ſolche Männer erzeugte, vieler andern deutſchen Geiſteshelden, die ebenfalls dort geboren wurden, zu geſchweigen, eine ſolche Provinz wagt Herr A. de Quatrefages als von einer halb finniſchen, halb ſlaviſchen Race bewohnt darzuſtellen. Freilich, in Frankreich, dieſer jetzt feſteſten Burg des Ultramontanismus, findet man für das der Wahrheit und Wiſſenſchaft am meiſten Widerſprechende den gläubigſten Zuhörerkreis. Credo, quia absurdum.

Da Herr A. de Quatrefages den Preußen doch einige Verdienſte laſſen muß, ſo verdanken ſie dieſe, wie er meint, der franzöſiſchen Einwanderung nach der Aufhebung des Edicts von Nantes. Doch irrt Herr A. de Quatrefages bedeutend, wenn er dieſe franzöſiſche Einwanderung in Preußen jenen, vor den Osmanen fliehenden Griechen gleichzuſtellen ſcheint, die das mittelalterliche Europa durch die wieder aufgegrabenen Geiſteswerke des Alterthums eintauchten in den Born der Humanität. Jene, in Preußen eingewanderten Franzoſen, mit geringen Ausnahmen dem mittleren Bürgerſtande angehörend, leiſteten mehr für das Gewerbe, als für Kunſt und Wiſſenſchaft. Letztere, höhere und edlere, Gebiete, bebaute der deutſche Genius mit eigener Kraft und ward fremdem Volke wenig verſchuldet.

Es giebt übrigens keine noch ſo ungeheuerliche Behauptung, die ein Franzoſe nicht vorbrächte, ſobald ſie dazu beitragen kann, ſein eignes Volk zu erhöhen und ein fremdes herabzuſetzen. Ganz, wie Herr de Quatrefages, behauptet auch Herr Esquiros, daß durch die franzöſiſche Einwanderung in Deutſchland dort erſt die Möglichkeit genialer Menſchen bewirkt worden. Mit einer Zuverſicht, wie ſie einem Franzoſen nie fehlt, ſelbſt wenn er, wie der Blinde von der Farbe, oder wie Profeſſor Gervinus von der Muſik

ſpricht, mit ſtaunenswerther Sicherheit ſchreibt Herr Esquiros folgendes:

„Die Zurücknahme des Edicts von Nantes, wodurch 400,000 Franzoſen aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, hat unſer Blut mit dem von Deutſchland vermiſcht: mächtige Individualitäten entſprungen aus der Kreuzung ſtarker Racen. — Humboldt, Gall, Schiller und Goethe ſind germaniſirte Franzoſen."

Bei derartigen Behauptungen kommt man aus dem „Risum teneatis amici" gar nicht heraus.

Die von den Franzoſen den Preußen vorgeworfene ſlaviſche Abſtammung fordert nun ebenfalls zum Lachen heraus. So hat Herr Giraud entdeckt, daß General Moltke wendiſchen Urſprungs ſei. (Votre grand chef de guerre, M. de Moltke, est aussi origine wende.) Das „aussi" bezieht ſich darauf, daß Herr Giraud ſchon früher hervorgehoben hatte, wie Fürſt Bismarck ſlaviſchen Urſprungs ſei.*) Ueberhaupt zeichnen die Franzoſen in ihrem folgerichtigen Haſſe den Fürſten Bismarck ſtets mit den ſchwärzeſten Farben. Aus dem ſo bekannt gewordenen Berichte, den Jules Favre über ſeine Unterredungen mit Bismarck der Oeffentlichkeit abſtattete, ergiebt ſich ja deutlich, daß er halb und halb darauf gefaßt war, mit dem wahrhaftigen Gottſeibeiuns zuſammenzukommen. Dies erinnert uns an den Ausruf eines däniſchen Officiers, der ſich mit Klopſtock im Vorzimmer des Grafen Bernſtorff längere Zeit unterhalten hatte, ohne ſeinen Namen zu kennen. Als ſich ihm nun Klopſtock bei'm Weggehen nannte, ſo rief der Officier ganz verwundert aus: „Mein Gott, Sie ſprechen ja ganz vernünftig!" (Der Officier hatte geglaubt, daß alle Dichter halb närriſch ſein müßten). Ebenſo hätte Jules Favre, wäre er mit ſeiner Herzens-

*) Je lis dans un almanach de la noblesse allemande que M. de Bismarck descend d'un ancien chef des tribus slaves qui ont peuplé son pays natal.

meinung zum Vorſchein gekommen, zu Bismarck ſagen müſſen: „Mein Gott, wie geſchickt ſie ihren Pferdefuß zu verbergen wiſſen!“ Fürſt Bismarck nun, der nicht ſo leicht Grillen fängt und ſich wegen des franzöſiſchen Haſſes, der ihm ſo viel deutſche Liebe einbringt, keine grauen Haare wachſen läßt, wird oft herzlich gelacht haben über die Charakterſchilderungen, die man in Frankreich von ihm entwirft, und in deren galligem Grundtone ſich die Erſten und Letzten in nie geſehener Eintracht begegnen. Am meiſten möchte die Schilderung des Herrn Caro, die wir unten in ihrem franzöſiſchen Wortlaute geben*), zur Erheiterung des Fürſten Bismarck beigetragen haben. Nun, die Franzoſen werden nicht aufhören, dem hochverdienten deutſchen Staatsmanne, dem inmitten ſeines angreifenden Berufslebens kleine Aufheiterungen ſo ſehr zu gönnen ſind, auch künftighin Kurzweil zu bereiten, denn ſo viel Haß ſondert ja ſtets neue Galle ab.

Wie die öſterreichiſchen Soldaten, als ſie im Jahre 1866 in den Kampf gegen Preußen zogen, in ihren Kriegsgefängen einige beſonders gegen Bismarck gerichtete Verſe hatten, ſo auch die Franzoſen, als ſie ihren Feldzug im Jahre 1870 eröffneten. Es war dies beide Male ein neuer Beweis wie der Volksinſtinct meiſt richtig zeigt. Die neidiſchen Augen Oeſterreichs und die noch neidi-

*) Obstination invincible, arrogance implacable, glaciale ironie, vrai Méphistophélès de cour, se servant indifféremment selon l'heure du vrai et du faux, mentant presque toujours, et parfois, pour mieux tromper son monde, disant même la vérité, raisonneur à outrance. — — — Neben dieſe durch Haß verzerrte Zeichnung des Fürſten Bismarck von Seiten eines aus verletzter Eitelkeit raſenden Franzoſen, wollen wir doch den deutſchen Staatskanzler zur Abwechſelung von einem Schweizer geſchildert hören. Dies geſchieht in einem ſehr gelungenen Werke, das namentlich den Chronikenſtyl des Mittelalters auf's Glücklichſte nachzuahmen weiß und das unter dem Titel erſchien: „Warhafftige nuwe zittung des jungst vergangenen Tutschen Krieg. St. Gallen, Scheitlin & Zollikofer 1871.“ Dort heißt es nun von dem deutſchen Reichskanzler: „Bismarkius, der was der klugist under allem volk, und musztend all tun was er begert.

scheren Augen Frankreichs konnten das durch Preußen heraufgeführte Glanzgestirn Deutschlands nicht vertragen und die Volksseele in beiden Ländern täuschte sich nicht darüber, daß es Bismarck vor allen gewesen, der die früher nach den verschiedensten Seiten hin abirrenden Strahlen Deutschlands gezwungen habe, künftighin concentrirt zu wirken und so bis dahin nie geahnte Lichteffecte zu erzielen. In dem Kriegsgesange der Franzosen wird nun besonders Bismarck's „fichu nez" mitgenommen.*)

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, so ist die Nase des Fürsten Bismarck für einen gebietenden Staatsmann allerdings etwas zu klein. Man giebt gewöhnlich in seiner Vorstellung großen Persönlichkeiten, deren Name mit Herrscherkraft und Entschlossenheit gleichbedeutend geworden, stark entwickelte, römische Nasen. Daß eine wohlgeformte, römische Nase dem Gesichte etwas Bedeutendes verleiht, ist nicht zu bestreiten. Die Physiognomiker legen überhaupt auf eine tüchtig ausgebildete Nase ein besonderes Gewicht und hierauf bezieht sich der Spruch: „Non cuique contingit habere nasum." Die Nase des Fürsten Bismarck hat nun entschieden den Fehler, daß sie für den bedeutenden Mann nicht be-

*) Als Herr Gambetta, nachdem fast das ganze französische Heer in deutsche Kriegsgefangenschaft gerathen war, Hundertausende ungeübter Mannschaften zusammentrieb, da fehlte es ihnen nicht blos an jeglicher kriegerischen Ausbildung, sondern auch an einer zweckentsprechenden Bewaffnung. Da die Chassepotgewehre meist von den Deutschen erbeutet waren, so wurden den neu zu bewaffnenden Schaaren im Norden und Süden Frankreichs Gewehre verabreicht, deren Schlösser Tabaksdosen glichen. Sie hießen danach „fusils á tabatière." An das Aussehn dieser Gewehre knüpft nun folgende Strophe an, deren Schluß sich mit Bismarck's Nase beschäftigt:

„J'ai du bon tabac
Dans ma tabatière,
J'ai du bon tabac,
La Prusse en aura.
J'en ai du bon et du râpé,
Bismarck, ce sera pour ton fichu nez."

deutend genug iſt; indeß hat ſie mit „fichu“ nicht das Mindeſte gemein, da man ſie im Gegentheil fein und zierlich nennen muß. Uebrigens, wie nicht immer eine römiſche Naſe bedeutenden Männern zu Theil wird, ſo wohnen nicht einmal immer Heldenſeelen in einem Heldenkörper, welcher letztere Umſtand bei Bismarck allerdings zutrifft. Denn Attila, Kannt der Große, Prinz Eugen von Savoyen, Suwarow und Napoleon I. waren von kleiner Natur. Wie geſagt, Fürſt Bismarck hat eine Heldengeſtalt, aber eine zu kleine Naſe. Doch iſt ſie, wie ſchon bemerkt, zierlich und fein, und keineswegs ſo zwerghaft und verkrüppelt, daß ſie, wie bei dem Kaiſer Paul I. und dem Juſtizminiſter Baroche, lächerlich wirkte. Baroche mußte ſich wegen ſeiner abſcheulichen Naſe die abſcheulichſten Spottbilder gefallen laſſen.

Wie Fürſt Bismarck ſich über „le fichu nez“ nicht wenig beluſtigt haben wird, ſo erheiterte es die Preußen insgeſammt, als Victor Hugo in einer ſeiner apokalyptiſchen Auslaſſungen ſich über ihre, zu ſo hohem Ruhm gelangte, ſchwarzweiße Fahne in Worten erging, die von dem „heiligen Wahnſinn“ des Dichters doch faſt allzu viel abbekommen hatten. Victor Hugo's Schmerzensſchrei lautete nun:

„Seht dort hinauf, dieſe Leichenhausfahne, ſchwarz und weiß, wie ein Leichentuch mit dem Schweißlinnen! Um eurer ſelbſt willen werft nur einen Blick hin: Des Preußen Fahne iſt's, es iſt das Banner der Trauer! Dieſer trotzige Lappen bewacht euch. Ihr ſeht ihn nicht; finſter, wie er iſt, betrachtet er euch; wie Egypten über den Hebräern ſchwebt er dumpf und düſter und ſein Ruhm iſt, dunkel zu ſein.“

Daß der Ruhm der preußiſchen Fahne keineswegs darin beſteht, dunkel zu ſein, könnte Victor Hugo, wenn ihn der Haß nicht taub und blind gemacht hätte, aus dem Lande vernehmen, wo die Sonne aufgeht, nämlich aus Indien. Dort ſpricht man von der preußi-

ſchen Helle mit Staunen und Verwunderung. Es war nämlich durch engliſche Zeitungen in Indien bekannt geworden, daß ein preußiſcher Huſarenlieutenant über die Schlacht bei Sedan einen in Sanskrit geſchriebenen Bericht abgefaßt habe. Ein indiſches Blatt, „Licht der Augen“ betitelt, erklärt nun die großartigen Siege Deutſchlands aus der Gelehrſamkeit der deutſchen Krieger. Dieſe hätten aus dem vierten Buche der Vedas die magiſchen Sprüche erlernt, vermittelſt deren ſie die Thatkraft der Franzoſen zu lähmen vermocht. Das „Licht der Augen“ räth nun den franzöſiſchen Officieren, recht fleißig in den Puranas und Sutras zu leſen; dies werde das beſte Mittel ſein, ſpäter an ihren Siegern Rache zu nehmen.

Wenn Deutſchland ſich nicht eher zu beunruhigen braucht, als bis die franzöſiſchen Officiere in den heiligen Schriften der Inder leſen, ſo wird es noch lange in Frieden leben. Die franzöſiſchen Zeitungen berichteten uns, wie wir bereits anführten, von den Officieren in Paris, die mit feilen Dirnen ſich unzüchtigen Tänzen in nichts weniger, als anſtändigen Räumen hingaben; doch von dem Leſen der ſehr unheiligen galliſchen Marsſöhne in den heiligen Büchern der Inder vernahmen wir nichts.

Und wie man in Hindoſtan mit größter Bewunderung von der weitverbreiteten Bildung in Preußen ſpricht, ſo äußert man ſich mit gleich ſtaunender Hochachtung in noch zwei andern Reichen des Oſtens über ein Land, das der Haß der Franzoſen vergeblich in böſen Leumund zu bringen ſucht. Durfte Goethe von ſich rühmen, daß man „Werther und Lotte“ in China auf Glas male, ſo iſt in dem himmliſchen Reiche der Mitte der Name Preußens und Deutſchlands jetzt auf Aller Lippen. Ebenſo in Japan. Wie man in dieſem Reiche des Oſtens, das bei der günſtigen Beſchaffenheit ſeines Bodens und den ſchönen Anlagen ſeiner Bevölkerung eine große Zukunft hat, über die Preußen unter allen europäiſchen

Völkern am günſtigſten urtheilt, geht aus der Aeußerung eines japaneſiſchen Miniſters hervor, die uns von dem Capitän der „Hertha“, gegen den er ſie machte, berichtet wird und die ſo lautet: „Vor nicht langem waren wir Barbaren; jetzt ſind wir Europäer geworden; wir wollen aber noch Preußen werden.“

Alſo Aehnlichkeit mit den Preußen iſt den Japaneſen gleichbedeutend mit Erklimmung der höchſten Bildungsſtufe.

Die Preußen, deren Ruhm bei gebildeten und ungebildeten Völkern erſchallt, können es demnach mit einem Achſelzucken des Mitleids hinnehmen, wenn die Franzoſen ſich durch ihren Haß zu den lächerlichſten Anſchuldigungen und Beſchlüſſen hinreißen laſſen. So hat ja die gelehrte Akademie zu Caën beſchloſſen, alle Deutſchen aus ihrem Schooße zu verbannen, weil die Deutſchen und namentlich die Preußen, nicht zu den civiliſirten Völkern gehörten.

Sind nun wahrſcheinlich nicht ſämmtliche preußiſche Officiere im Stande, einen Schlachtbericht in Sanskrit abzufaſſen, wie es einer von ihnen bei Sedan zu thun vermochte, ſo ſind ſie doch ohne Ausnahme höchſt tapfere Männer, die zugleich das würdigſte Benehmen auszeichnet. Hiervon konnten ſich an einem Sonntag des Jahres 1871 die Bewohner Amſterdam's überzeugen, als preußiſche Officiere in Uniform den dortigen Parkſaal beſuchten und einem Concerte beiwohnten, in dem auch die „Wacht am Rhein“ geſpielt wurde. Die holländiſchen Zuhörer nun, bei ihrer blinden Vorliebe für Frankreich und ihrem unverſtändigen Haſſe gegen Deutſchland, gaben, nach dem ſtarken Ziſchen zu urtheilen, der Mehrzahl nach ihre Abneigung zu erkennen gegen die Nationalhymne eines ſiegreichen und ihnen nahe verwandten Volkes. Die preußiſchen Officiere beobachteten bei dieſen Zeichen deutlichſter Abneigung eine vornehme Gleichgültigkeit. Das Orcheſter, um den Zorn des Publikums in etwas zu beruhigen, ſtimmte jetzt die holländiſche Volkshymne an: „Wien Neerlands bloed in den aderen vlœit“.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo gute Erziehung von grober Leidenschaft sich vortheilhaft abhob. Kaum waren die ersten Takte der niederländischen Nationalhymne erschollen, so standen sämmtliche preußische Officiere auf und verharrten entblößten Hauptes, bis die letzten Akkorde verhallt waren. Ein in Amsterdam erscheinendes Blatt, das diesen Vorfall berichtete, fühlte sich zu der Bemerkung gedrungen, daß die preußischen Officiere nicht verfehlt hätten, „den Anwesenden eine feine Lection über Höflichkeit und Anstand zu ertheilen."

Von so wüthendem Hasse nun auch die Franzosen gegen Deutschland erfüllt sind, den, wie wir so eben Gelegenheit hatten zu bemerken, sie auch den Holländern einzuimpfen wußten, so ist doch kein sonst einsichtiger Franzose bis zu dem Grade verblendet, daß er, wie jener badensische Minister, dessen unbegreifliche Aeußerung wir an einer früheren Stelle durch die Hechel des Spottes zogen, daß er Deutschland die Dummheit zutraute, es würde sich bei der Entscheidung, ob Oesterreich, ob Preußen, für die schwarzgelbe Fahne erklären. Nein, Herr Bérard-Varagnac erklärt bei der Gelegenheit, wo er die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Gervinus bespricht, unumwunden, daß Deutschland bei einer Wahl zwischen Oesterreich und Preußen keinen Augenblick habe schwanken dürfen.*) Wenn der einsichtige Franzose ferner äußert,

*) Mais l'Autriche était une puissance animée par l'esprit de l'ancien régime, ses finances étaient délabrées, son armée avait subi en 1859 un humiliant désastre; l'élément germanique était en minorité dans cet empire, et les nationalités les plus diverses, luttant de concert pour rompre le faisceau qui les unissait, travaillaient à dissoudre ce grand corps. En proie à ces difficultés intérieures, menacée par de si graves périls, l'Autriche pouvait-elle entreprendre et mener à bonne fin la lourde tâche de constituer une nation? Au reste, on l'avait vue à l'œuvre: depuis tant de siècles qu'avait-elle fait pour l'unité germanique? La Prusse, au contraire, apparaissait comme un État jeune, plein de vie et de séve, ayant pour soi l'avenir parcequ'elle savait être de son temps, réformant toujours et amé-

daß Deutſchland Oeſterreich am Werke geſehen und demnach habe beurtheilen können, was es von ihm für ſeine Einheit erwarten dürfe, ſo ſagen wir: Ja wohl, wer nicht mit Blindheit geſchlagen war, oder ſich freiwillig mit Blindheit ſchlug, wußte, was er von Oeſterreich zu erwarten hatte. Ueberall war Oeſterreich der Mehlthau auf deutſcher Geiſtesblüthe. Auch die Gefangenſchaft Schubart's war durch den kaiſerlichen Miniſterreſidenten, den General von Rieb, ſehr dringend angerathen worden, da derſelbe ein „Oeſterreich feindſeliger Zeitungsſchreiber ſei, der auf deſſen Koſten Preußen zu erheben ſuche."

Und wie Oeſterreich im achtzehnten Jahrhunderte Schubart auf dem Hohenasperg einkerkern ließ, ſo ſorgte es im neunzehnten Jahrhunderte dafür, daß die edelſten deutſchen Jünglinge, die den Traum eines großen und herrlichen Vaterlandes zu träumen gewagt, in dumpfer Kerkerhaft dafür büßen mußten, daß ſie ſich emporgeſchwungen in den Aether der Idee. Daß die Berliner Regierung einfältig genug war, ſich von dem Wiener Cabinette bei der Demagogenriecherei in's Schlepptau nehmen zu laſſen — denn die Früchte der geplanten deutſchen Einheit konnten ja nur Preußen zu Gute kommen — daß die Berliner Regierung hartherzig genug war, ſo unſchuldigem, ja, edlem Beginnen mit allen Quälereien des Polizeiſtaates entgegenzutreten, das hat ihr mit Recht für Jahrzehnte in Deutſchland jede Zuneigung geraubt. Aber das preußiſche Volk im Großen und Ganzen trug keine Schuld, ſondern die Kurzſichtigkeit ſeiner damaligen Staatsmänner, wenn dieſe ehrenvolle Bezeichnung auf Bureaukraten mit engſtem Geſichtskreiſe überhaupt Anwendung findet. Doch Preußen hat ſein fehlerhaftes Verhalten nach den Freiheitskriegen durch die großartige Aera, die es

---

liorant; aussi fortement unie que sa rivale était divisée; son gouvernement était économe, son prestige militaire intact; enfin, elle devenait chaque jour plus allemande.

seit 1866 eröffnet, reichlich wieder gutgemacht und jeder Deutsche — er braucht nicht einmal hochherzig zu fühlen, sondern nur einfach gerecht zu urtheilen — jeder Deutsche wird Preußen lieben, segnen und hochhalten heute und immerdar. Aber Oesterreich? Hat es doch deutsches Geistesleben mit härtester Folgerichtigkeit bei sich daheim, wie außerhalb seiner schwarzgelben Landespfähle, stets darniedergehalten. Wie Deutschland unter dem Kaiserthume der Habsburger seine schönsten Reichslande verlor, so hat im eigentlichen Oesterreich das Deutschthum überall zurückweichen müssen. Im südlichen Tirol greift die italienische Sprache immer weiter um sich; in Böhmen stehen die großen Adelsfamilien, ihrer Mehrzahl nach vom reinsten deutschen Blute, fast sämmtlich auf Seiten der deutschfeindlichen Czechen; in Ungarn bringt das Regierungsblatt allwöchentlich lange Reihen von deutschen Namen, deren Träger um die Erlaubniß nachgesucht haben, sich in's Magyarische umtaufen zu dürfen. Und wie kommt es, daß Nationalitäten, die nicht werth sind, der deutschen Bildung die Schuhriemen zu lösen, wie kommt es, daß diese sich überall den österreichischen Deutschen vordrängen und sie zwingen wollen nach ihnen zu gravitiren? Weil die Deutschen in Oesterreich von der Regierung immer hintangestellt wurden, da letztere wußte, daß von so großer Geduld und Gutmüthigkeit niemals Auflehnung zu fürchten sei. Wie dem späteren Kaiser Karl VI. sämmtliche Sprachen der Völker, über die er einst herrschen sollte, in seiner Jugend gründlich gelehrt worden, aber das Deutsche sehr oberflächlich, so hat die österreichische Regierung auch stets ein viel feineres Gehör für die Wünsche der Czechen, Ungarn, Slovaken, Wallachen und sonstiger ungebildeten Völkerschaften gehabt, als für die gerechtesten Begehren der guten Deutschen.

Noch in jüngerer Zeit, wo die österreichische Regierung thörichter Weise der Provinz Galizien die weitesten autonomen Zugeständnisse machte — wollen doch die Galizier den festen Kern

bilden, um den ſich ſpäter die von Preußen und Rußland abreißenden Polen cryſtalliſiren ſollen — noch in jüngerer Zeit flehten deutſche Städte und Gemeinden vergebens, nicht jenem wüſten ſarmatiſchen Treiben überantwortet und um ihr ſo viel edleres Geiſtesleben betrogen zu werden. Die Bürger von Bielitz und Biala, ſowie zahlreiche deutſche Dorfgemeinden, reichten nämlich bei der öſterreichiſchen Regierung und dem Reichstage eine rührende Bittſchrift ein, in der ſie einleuchtend nachwieſen, was ſie für ihr Culturleben zu befürchten hätten, falls ſie bei der ſich auf ganz polniſche Weiſe einrichtenden Provinz Galizien zu bleiben verdammt würden und den panſlaviſtiſchen Despoten von Krakau und Lemberg geiſtigen Robot leiſten müßten. Sie baten deshalb dringend, es möge ihr Bezirk von Galizien getrennt und mit dem öſterreichiſchen Schleſien, zu dem es auch geographiſch gehöre, vereinigt werden. Doch wie die Deutſchen Siebenbürgens ſich jetzt magyariſiren laſſen müſſen, ſo wird das Polniſiren bei den Bürgern von Bielitz und Biala leider nicht ausbleiben. Hat doch der Bezirkshauptmann von Biala bereits auf die Bittſchrift der deutſchen Gemeinden fahnden laſſen und mit den ſchwerſten Strafen gedroht, falls die deutſchen Bürger und Bauern auf ihrer Nationalität beſtehen bleiben und ſich der polniſchen Wirthſchaft nicht unterordnen wollen.

Ja, unter dem Hauſe Habsburg hat das Deutſchthum die ſchwerſten Verluſte zu beklagen gehabt und wir danken Gott, daß das Volk, welches einen Luther, Kant und Humboldt gebar, mit einem jeſuitenfreundlichen Herrſcherhauſe hinfürder jede Verbindung abgebrochen hat.

In Oeſterreich ſieht es ſeit Jahrzehnten ſo verwirrt und traurig aus, daß der Kaiſer Franz Joſeph, falls er über einen ſcharfen Blick und ein richtiges Urtheil gebietet, kaum eine heitere Minute haben kann. Wie Kaiſer Leopold I. in vier Jahrzehnten nur fortwährend traurige Nachrichten empfing, ſo auch Kaiſer Franz Joſeph

in zwei Jahrzehnten seines Herrscheramts, wo absolutes und constitutionelles Regiment mit einander abwechselten, ohne daß weder das eine, noch das andere Heil zu bringen vermochte. Wie Kaiser Leopold I. bei den sich häufenden Unglücksschlägen allmälig vollkommene Selbstbeherrschung erlernte und bei jeder neuen Hiobspost gelassen zu sagen pflegte: „Es ist schlimm, sehr schlimm, aber es wird noch viel schlimmer werden, ehe es besser wird," so mag auch Kaiser Franz Joseph, wenn zu ihm unaufhörlich Kunde gelangt von dem ewigen Hader unter seinen vielsprachigen Unterthanen — denn das Verschweigungssystem, wie es früher von den Ministern, bevor Preßfreiheit bestand, in Anwendung gebracht wurde, ist doch jetzt nicht mehr möglich — so mag auch Kaiser Franz Joseph nach den Schlachten bei Solferino und Sadowa, nicht minder nach den weitumfassenden Zugeständnissen, die man nothwendiger Weise den in stolzer Zurückhaltung verharrenden Ungarn machen mußte, so mag der schon von vielen Prüfungen heimgesuchte und hoffentlich durch die Schule der Leiden belehrte Kaiser Franz Joseph sich nicht verhehlen, daß bei dem Unfrieden, der zwischen den einzelnen Völkern Oesterreichs, selbst einem gröberen Ohre vernehmbar, seit dem Jahre 1848 ununterbrochen zu herrschen pflegt, daß noch viele Dissonanzen bis in die Hofburg hineinschallen werden und daß es eines musikalischen Staatskünstlers von seltener Begabung bedarf, um so grelle, sich gegenseitig anschreiende Töne melodisch zu vermitteln.

Für Deutschland wäre es jedenfalls von den verhängnißvollsten Folgen begleitet gewesen, wenn es noch durch längere staatliche Zusammengehörigkeit mit dem hin und her schwankenden Oesterreich in seiner freien und stolzen Bewegung wäre gehemmt worden. Aber es bewahrt für die Deutschösterreicher, diese herzigen, gemüthvollen Menschen, die in ihren ehrlichen, offenen Zügen den germanischen Typus so treu abspiegeln, die zärtlichste Bruderliebe. Wie auf dem

Siegesdenkmale, das man in Berlin dem glorreichen Jahrzehnte von 1860—1870 errichtet, nur die gegen Dänemark und Frankreich erfochtenen Siege verherrlicht werden, aber nicht die gegen Oesterreich, so will auch der deutsche Gedanke nicht in eine Zeit zurückeilen, wo so wackere und treue Deutsche durch ihre unglückliche staatliche Zusammengehörigkeit mit Völkerschaften auf der niedrigsten Stufe der Cultur zum unnatürlichen Kampfe gegen uns gezwungen wurden.

Von jetzt an giebt es zwischen uns und den Deutsch-Oesterreichern nur die innigste Zuneigung.

Beim Scheideblicke auf die unheilbaren Zustände Ungarn-Oesterreichs fallen einem unwillkürlich die Worte Friedrich's II. ein, die er niederschrieb, als er die Kunde empfing von dem Ableben des Kaisers Karl VI. „Der Stein ist losgerissen," so schrieb der große Preußen-König, „der auf Nebukadnezar's Bild von vielerlei Metallen herabrollen und es zermalmen wird."

Ja, eine Regierung, bei der kein festes Princip vorwaltet, sondern die heute dies Experiment und morgen ein anderes versucht, vermag kein Zutrauen zu dem Bestande eines Reiches zu erwecken, das vergebens den Schwerpunkt sucht.

Dank dem Himmel, daß Deutschland in Preußen den Schwerpunkt gefunden hat!

Ja, Preußen ist der Hort Deutschlands.

Wie wir erst anführten, Herr Bérard-Varagnac habe trotz des Hasses, den Frankreich jetzt gegen Preußen hegt, doch richtig erkannt, daß Deutschland bei der Frage, ob Oesterreich, ob Preußen, sich bei nur halber Vernunft unbedingt für Preußen entscheiden müsse, so sagte auch der englische Unterstaats-Secretair, Herr Baxter, in einer Rede, die er vor seinen Wählern in Arbroath hielt und in die er auf den zwischen Oesterreich und Preußen im Jahre 1866

ausgekämpften Kampf um den Primat in Deutschland zurückblickte, voll richtiger Einsicht:

„Aber Preußens Sieg ist das größte Glück, das dem Welttheil begegnen konnte."

Die Preußen und die mit ihnen von jetzt an eng verschmolzenen Deutschen, die nunmehr ein einziges, tapferes, frommes und hochgebildetes Volk bilden, können, bei der Anerkennung aller Einsichtigen und Unparteiischen, den Vorwurf der Barbarei, den die Franzosen ihnen in stets anderen Redewendungen zu hören geben, sich ruhig gefallen lassen. Außer den Franzosen glaubt kein Mensch daran und die Mehrzahl der Völker meint, die schimpfenden und sich spreizenden Gallier seien den Barbaren viel näher verwandt, als die ruhigen und bescheidenen Deutschen.

Wenn Leopold Schefer in einer seiner Novellen den Papst sagen läßt: „Die Deutschen sind ein furchtbares Volk, ein ehrenwerthes! Nur nehmen sie Alles zu ernst," so urtheilt Pius IX. noch ganz ebenso, wie ein deutscher Dichter einen Pontifex urtheilen läßt, der ihm in langer Ahnenreihe voraufging. Ja, warum nehmen die Deutschen das Dogma von der Infallibilität so erschrecklich ernst?! Warum rüttelt selbst Döllinger, früher eine der Säulen des Papstthums, jetzt ein zorniger Simson, an dem Sündentempel, in dem ein schwacher, irrender Mensch sich die Attribute der Gottheit beilegte?! Es kam daher, weil das deutsche Volk ein zu gewissenhaftes ist, als daß es mit den Lippen einer Lehre zustimmen könnte, gegen die sich sein Inneres aufbäumt. Es vermag nicht einem irrenden Menschen zu geben, was einzig dem Gotte der Wahrheit zukommt. Von diesem ernsten, durch das Gewissen gebotenen Widerspruche gegen die päpstliche Infallibilität, wie er in Deutschland zu Tage tritt, wird man in Frankreich nichts vernehmen. Der Absagebrief, den der Vicar der Madeleinekirche, der gelehrte Doctor der Theologie Michaud, dem Erzbischofe von Paris

ſchrieb, wird eine glänzende Ausnahme bleiben.*) Die Beſorgniß, die der edle Montalembert noch auf ſeinem Sterbebette ausſprach, daß Frankreich ſeine gallicaniſchen Freiheiten aufgeben und zu einem Vorzimmer des Vaticans herabſinken werde, war eine nur zu begründete. In Frankreich findet das Papſtthum größere Unterwürfigkeit, als in Italien und Spanien. Aber Montalembert verzweifelte durchaus nicht, daß der Wahrheit doch zuletzt der Sieg zufallen werde und als ihr erſter und beſter Vorkämpfer erſchien ihm Deutſchland. In ſchöner Unvoreingenommenheit erklärte er, daß Deutſchland auserwählt ſei, „um einen Damm jener Strömung des kuechtiſchen Fanatismus entgegenzuſetzen, der Alles zu verſchlingen drohe.“

Ja, auf dem Primate Deutſchlands, d. h. auf den ſittlichen und religiöſen Ausſtrahlungen der deutſchen Volksſeele, beruht das Heil Europa's und der Welt.

Der hochbegabte Franzoſe Montalembert, der von dem im Großen und Ganzen proteſtantiſchen Deutſchland wegen deſſen Wahrheitsliebe und Gewiſſenhaftigkeit Heil erwartete auch für die katholiſche Kirche, hat unſern Lippen das Wort vom deutſchen Primate entriſſen; ein Wort, das, obgleich es ſeit Jahrzehnten mit Flammenſchrift auf dem Grunde unſers Herzens leuchtete, doch vermöge der deutſchen Beſcheidenheit ſtets zurückgehalten ward. Aber jetzt ſprang es hervor und wir wollen es im Angeſichte des Tages ruhig weiter ſchreiten laſſen. Wir ſind wahrlich nicht blind eingenommen von

*) Daß unſere jetzige bloße Vermuthung durch die Zeit wird zur Gewißheit geſtempelt werden, dafür zeugt ſchon, daß der Pater Gratry, der ebenfalls ſeine zornige Stimme gegen die päpſtliche Unfehlbarkeit erhoben hatte, vor ſeinem Tode Alles, was er je gegen den Nachfolger Petri mündlich oder ſchriftlich vorgebracht haben könne, als nicht geſprochen und nicht geſchrieben angeſehen wiſſen wollte. Herr Niſard, der Erfinder der „doppelten Moral“, nannte in einer Rede, die er am Grabe des talentvollen Père Gratry, der ja auch Mitglied der Akademie geweſen, hielt, nannte dieſe Verleugnung der Wahrheit „un acte de suprême humilité“.

unſerm Volke, ſondern haben ſeine Schwächen und Fehler nur zu deutlich bemerkt und nicht verfehlt, ſie ihm vorzuhalten bei jeder paſſenden Gelegenheit. Haben wir doch, da uns während der langen Betrachtungen, in denen wir deutſches und franzöſiſches Weſen einander gegenüberſtellten, da es uns allmälig immer klarer ward, wie bei den in gerechter Wagſchale gewogenen Eigenſchaften beider Völker das deutſche werde als vollwichtiger befunden werden, haben wir uns doch für den vorausſichtlichen Triumph Deutſchlands die undankbare, aber nicht unnützliche Rolle jenes römiſchen Spottſclaven vorweggenommen, der dem auf dem Siegeswagen ſtolz daherziehenden Feldherrn alle ſeine früheren Schwächen in's Ohr rief, damit er an einem ſo berauſchenden Tage ſich nicht einen Gott dünke. Nunmehr, da wir gegenüber dem deutſchen Volke eine nicht angenehme, aber ſicher nützliche Rolle durchgeführt haben, auf daß es in ſeiner ruhmreichen Gegenwart nicht vergeſſe, wie klein es einſt daſtand in den Augen ſelbſt der kleinſten, aber ſich einheitlich zuſammenfaſſenden Völker, nunmehr, nachdem wir einer unwillkommenen, aber unerläßlichen Pflicht Genüge gethan, wollen wir dem Weihrauche nichts in den Weg ſtellen, den rings die Nationen des Erdballs, indem ſie huldigend ſich nähern, im deutſchen Pantheon emporſteigen laſſen.

Hören wir zuerſt eine Stimme, die über den atlantiſchen Ocean zu uns herüberſchallt und zwar aus den Spalten einer der angeſehenſten Zeitungen des großen amerikaniſchen Freiſtaates! Der New-York-Herald erging ſich nämlich in einem gediegenen Aufſatze über die für den allgemeinen Fortſchritt höchſt erfreuliche Thatſache, daß ein ſo den edelſten Zielen zugewandtes Volk, wie das deutſche, jetzt im Reigen der civiliſirten Nationen der Chorführer ſein werde. Die nordamerikaniſche Zeitung ſagte unter anderm:

„Wir gehen nicht zu weit, wenn wir die Geſammtheit der Deutſchen auf dem ganzen Erdkreis auf 60 Millionen ſchätzen.

Dieſe Zahl einer ſo ausdauernden ſtrebſamen und bekanntlich ſo fruchtbaren Race ſtellt eine furchtbare Macht für die Gegenwart und Zukunft dar. —

Ordnung, Ruhe und Begeiſterung begleiten dieſe wundervolle Entfaltung von lebenskräftiger Energie; und von Land zu Land, von der Küſte der Oſtſee bis an die entfernte Grenze der Adria hört man die männliche deutſche Stimme Worte der Brüderlichkeit und Freiheit hineinmengen in ihre patriotiſchen, dem Vaterlande geweihten Lieder, welche in allen Regionen der civiliſirten Welt lauten Widerhall finden.

Dieſe plötzliche Erſchließung eines ungeheuren, freiheitsliebenden Elementes auf dem ganzen Erdboden; dieſes anerkannte Vorhandenſein der Worte: „Heimath, Häuslichkeit, Vaterland, Ehre und Freiheit auf den Lippen einer kosmopolitiſchen Race, welche gründliche Geiſtigkeit, unermüdliche Ausdauer und heldenhaften Muth mit einer natürlichen Liebe für den Frieden und für alle häuslichen Tugenden vereinigt, iſt eine impoſante Offenbarung unſeres Zeitalters, welches als entartet verſchrieen wurde.“

Und wie über die Atlantis die Rufe bewundernder Anerkennung zu uns herüberſchallten, ſo ward der herrlich aufgehende, rein leuchtende Stern Deutſchlands auch aus Ponte Belgada, alſo von der Azoren-Gruppe her, in ſchwungvoller Weiſe begrüßt. Es waren Bürger der Inſel San Miguel, die dem Reichskanzler Bismarck in einer, am 18. März 1871 abgeſandten Adreſſe ihre Bewunderung für die deutſchen Großthaten ausdrückten. In dieſer Adreſſe heißt es nun:

„Wie unſer großer Dichter Camoëns in ſeinem unſterblichen Gedichte, die Luſiade, rufen wir, um unſere Begeiſterung zu bezeugen:

Es ſchweige der Ruf von Alexander und von Trajan vor den Siegen des Jahres 1870!

Dieſen Thaten gegenüber können wir ſagen, daß die deutſchen Heerführer in Monaten mehr thaten, als der erſte Napoleon in Jahren.

Der ganze Ruhm, den dieſe glänzenden Erfolge für Deutſchland zur Folge hatten, kommt dem großherzigen Kaiſer Wilhelm, dem erhabenen Fürſten Bismarck und dem berühmten Feldmarſchall Moltke zu und es ſind dieſe drei, welche Deutſchland den erſten Platz unter den Nationen und auf der Karte Europa's verſchafft haben."

Aehnlich, wie über die Atlantis herüber und von den Azoren her, tönt der Ruhm deutſcher Tapferkeit und Tüchtigkeit über alle Lande hin. Freilich ſpenden die fremden Völker uns erſt ſeit dem Jahre 1870 Weihrauch, wo Siegesthaten ohnegleichen ſelbſt den widerwilligſten Nacken zwangen, ſich vor deutſcher Größe zu beugen. Hervorragende Männer aus jedem Volke haben freilich von jeher begriffen, was dereinſt von Deutſchland zu erwarten ſtehe. So ſagte Laing, das bekannte Mitglied der engliſchen Freihandelsſchule, der mit einigen britiſchen Schrullen ſehr vielen Verſtand verband, als er im Jahre 1855 von einer Reiſe nach Deutſchland in ſeiner Heimath wieder anlangte, nach ſeinem Dafürhalten ſeien die Deutſchen das „gebildetſte und zukunftsreichſte Volk der Erde." (Aehnlich lauten ja die Worte Emerſon's, die wir als Motto unſern Betrachtungen über Deutſchland voranſtellten.) Auch die „Times" ließen ſich ſchon im Jahre 1855 ſehr günſtig über Deutſchland vernehmen, freilich beklagten ſie, wie es nicht gut anders möglich war, die politiſche Ohnmacht eines ſonſt ſo achtbaren Volkes. Das Weltblatt äußerte ſich damals:

„Die Deutſchen haben große Niederlaſſungen in Rußland, in den ſlaviſchen Theilen Oeſterreichs und jetzt in noch viel größerem Maßſtabe in den Vereinigten Staaten gegründet. Wir zweifeln nun nicht, daß wir bei der geringſten Aufmunterung Maſſen von

diesem betriebsamen und ordnungsliebenden Volke erlangen können, welche im gegenwärtigen Jahrhunderte den Schwarzwald in ein Paradies verwandelten und deren einziger Fehler der ist, daß sie viel mehr Lust haben zu pflügen, zu graben, zu spinnen, zu weben, Wälder in Häuser, Ströme in Canäle und Sümpfe in Kornfelder zu verwandeln, als sich mit Nachdruck an ihren politischen und nationalen Angelegenheiten zu betheiligen."

Freilich wurde England in dem Jahre 1864 von heftigster Abneigung gegen Deutschland befallen, als dieses die ihm gehörigen Provinzen Holstein und Schleswig von Dänemark zurückforderte. Doch wurden die damals in eine einseitige Richtung — wie es Insulanern so häufig begegnet — verrannten Engländer nach und nach zu vernünftigeren Ansichten bekehrt und einer der erleuchtetsten Söhne Albions — wir meinen Thomas Carlyle — äußert sich über die damalige Verkehrtheit seiner Landsleute und ihre allmälige Gesundung in folgenden Worten:

„Von manchen Urtheilen, die früher in England im Schwange waren, hört man schon jetzt hier keinen Laut mehr. Jene pathetische Niobe Dänemark, welche gewaltsam ihrer Kinder beraubt war — es waren dies gestohlene Kinder und Frau Niobe-Dänemark hatte sie herzlich schlecht gepflegt — ist schon beinahe geschwunden und das Bild wird ganz schwinden, sobald der wahre Thatbestand sich immer deutlicher herausstellt."

Daß Thomas Carlyle, der von jeher gegen Deutschland so gerecht war, weil er sich eines tiefen und weiten Blickes erfreute, die staatliche Entfaltung und kriegerische Herrlichkeit des deutschen Volkes mit innigster Genugthuung begrüßte, haben wir schon durch das unserm Buche voraufgedruckte Motto dargethan. Möge Carlyle sich noch ausführlicher in Stellen eines Briefes aussprechen, den er im Sommer des Jahres 1870 an einen Bekannten in Deutschland schrieb und in dem es heißt:

„Ihre Kriegsbeſorgniſſe werden von kurzer Dauer geweſen ſein; ſie müſſen in der That in den erſten Tagen der thatſächlichen Erprobung ſich in klare Hoffnung verwandelt haben, in eine Hoffnung, die beſtändig in mächtigen geometriſchen Verhältniſſen wuchs, bis ſie zu dem emporgeſtiegen iſt, was wir heute ſehen. So weit meine Beleſenheit reicht, hat es niemals einen ſolchen Krieg gegeben, niemals ſolch eine Zerſchmetterung unverſchämter menſchlicher Eitelkeit, bedrohlichen, lange fortgeſetzten Hochmuths zu ſchmachvoller Vernichtung. — Streich auf Streich, wie mit Thor's Hammer geführt, bis es wie ein unförmlicher Trümmerhaufen daliegt, zu ſich ſelbſt winſelnd: „Was im Namen aller Götter und aller Teufel ſoll nun aus uns werden?“ ..... Ganz Deutſchland darf wohl ſchönere Tage ſich verſprechen, als es in politiſcher Beziehung geſehen, ſeit Kaiſer Barbaroſſa es verlaſſen. Meine eigene Freude an alledem iſt groß und ganz England, ich kann ſagen, alles, was verſtändig iſt in England, beglückwünſcht von Herzen das tapfere alte Deutſchland zu dem, was es für ſich ſelbſt gethan — eine thatſächliche Umwandlung in eine Nation, nicht länger mehr das chaotiſche Durcheinander, das den Einbruch aller übelgeſinnten Nachbarn, namentlich dieſes übelgeſinnten Frankreichs, herausforderte, welches ihm in den letzten 400 Jahren ſo unendliches Wehe gebracht hat. Krieg gethürmt auf Krieg, ohne wirkliche Urſache, als unerſättlichen franzöſiſchen Ehrgeiz. Alles das iſt nun durch Gottes Gnade beendet. Ich habe in meinen Zeiten nichts in Europa erlebt, was mich ſo erfreut hätte. „Ein tapferes Volk,“ wie Ihr Goethe Sie nennt, und, wie ich glaube, auch ein friedliches und biederes. Ich hoffe nur, der Himmel werde Ihnen die Weisheit, Geduld und fromme Beſcheidenheit ſenden, um all die Vollendung zum Rechten zu nutzen.“

Dem Himmel ſei Dank, daß dieſe dem deutſchen Volke von Carlyle gewünſchte Beſcheidenheit der maßvollſten und hochmuthsfreieſten

Nation des Erdballs inmitten ihrer kaum glaubhaften Erfolge erhalten blieb! Denn selbst von französischer Seite, obgleich bei dem tödtlich verletzten Stolze des eitelsten aller Völker noch lange ein glühender Haß gegen Deutschland bestehen wird, ließ sich die Anerkennung der geistigen und sittlichen Ueberlegenheit Deutschlands vernehmen, sobald die Leidenschaft nicht das Urtheil trübte. So schrieb ein französischer Kriegsgefangener, der offenbar den gebildeten Ständen angehörte, in wärmster Weise über das tüchtige deutsche Wesen, namentlich über die den Deutschen innewohnende Humanität, wie folgt:

„Je l'avoue à la honte de notre titre de Français, ils sont plus hommes, plus humains que nous; ils savent respecter le malheur, tout en restant fidèles et fermes dans leurs devoirs patriotiques; en un mot j'admire leur organisation militaire et tout homme intelligent avouera qu'au lieu de s'amollir et de se corrompre comme nos sommités françaises, ils sont devenus la première nation du monde et si ce n'était un crime, une lâcheté, une infamie de renier sa patrie, je serais fier d'être Prussien. — La France reçoit une leçon, elle en avait besoin. Le malheur, l'humiliation rabattront son orgueil et sa présomption."

Wenden wir uns von Frankreich zu den übrigen romanischen Nationen, so sind diese, die von ihrer übermüthigen Schwester häufig zu leiden hatten und ihr deshalb jegliche Demüthigung von Herzen gönnten, sämmtlich des deutschen Lobes voll und stimmen aus tiefster Brust in den Päan mit ein, der für die siegreichen Deutschen diesseits und jenseits des atlantischen Oceans zum Himmel erschallt. Allerdings hat einer der geistvollsten Spanier, nämlich Emilio Castelar, sich zuerst Deutschland ungünstig gezeigt; doch geschah dies, weil Frankreich durch die Erklärung der Republik — dieser von ihm mit Inbrunst umfaßten Staatsform — sein Urtheil

bestochen hatte und er nicht einsah, daß Deutschland, wenn auch erst klein und bescheiden anfangend, für die Verwirklichung würdigen Staatsbürgerthums unendlich mehr leisten werde, als Frankreich, das von einem Aeußersten in das andere taumelt. Dahingegen haben in Spanien die Männer, die zwar nicht über die glänzende Beredtsamkeit Emilio Castelar's, wohl aber über ein besonneneres Urtheil verfügen, sich ohne allen Umschweif für die gerechte Sache Deutschlands erklärt. Wir nennen nur den eine Zeitlang als Minister fungirenden, sonst als Schriftsteller bekannten Antonio Canovas del Castillo. Da Madrid, wie die meisten größeren Städte, einen Vereinigungspunkt für seine künstlerischen und literarischen Kräfte besitzt und diesen, das allgemeine Beispiel nachahmend, „Ateneo" genannt hat, so sprach sich Antonio Canovas del Castillo vor den erleuchtetsten Männern seines Vaterlandes in einem längeren und sehr gediegenen Vortrage über die staunenswerthen kriegerischen Leistungen der Deutschen aus, die er für die natürliche Folge ihrer überaus tüchtigen und gesunden Volksnatur erklärte. Er sagte unter anderm in Bezug auf Preußen: „Niemand weiß mehr, Niemand kann mehr, als dieser Staat und Niemand weiß besser, als er, was er will und will mit größerer Ausdauer das, was er kann."

Auch in Portugal begrüßte man den Sieg Deutschlands über Frankreich mit Jubel. Hatte man doch auch dort französischen Uebermuth noch unter Napoleon III. auszukosten Gelegenheit gehabt. In einer Streitsache nämlich zwischen Frankreich und Portugal, wo das Recht sich vollständig auf Seiten des letztern Landes befand, hatte der Mächtigere durchaus nicht auf die Stimme der Billigkeit gehört, sondern Kriegsschiffe in die Mündung des Tajo gesandt und mit der Beschießung Lissabon's gedroht, falls seinem Verlangen nicht entsprochen werde. Natürlich gab jetzt die portugiesische Regierung vor der offenbaren Gewalt nach und bezahlte

die ihr abgepreßte Summe. Es war damals jene für Europa beſchämende Zeit, wo Frankreich ſich alles geſtatten konnte. Keine Großmacht erhob ihre Stimme für das ſo ungerecht behandelte Portugal, am allerwenigſten England, wo die Miniſter von Napoleon III. nicht anders ſprachen, als von „unſerm ſehr mächtigen Bundesgenoſſen.“ Aber wie wußte man in England zu ſchreien, und die engliſche Regierung allen voran, als Deutſchland es endlich müde ward, ſich von dem kleinen Dänemark Naſenſtüber geben zu laſſen! Alſo für das von Frankreich übermüthig und ungerecht behandelte Portugal erhob ſich keine Stimme im europäiſchen Areopage, wodurch es ſehr erklärlich wird, daß in Luſitanien rings lauter Jubel erſcholl, als derjenige, der glaubte, ſich alles erlauben zu dürfen, ſo ſchmählich in den Staub ſank. Deshalb ſprach die aus Portugal an den Fürſten Bismarck gerichtete Adreſſe die Herzensmeinung des ganzen Volkes aus, das die ihm früher widerfahrene Schmach noch nicht vergeſſen hatte. In der bezüglichen Adreſſe heißt es nun:

„Wir wünſchen Glück zu den herrlichen Erfolgen, welche die deutſchen Heere in dem denkwürdigen Feldzuge gegen Frankreich davontrugen. Wurde dieſes Letztere doch, obgleich ſo ſicher in ſeinem Stolze und in ſeiner Eitelkeit, von Anbeginn an zu Boden geworfen durch das tapfere deutſche Heer, das die geſchickteſten und ausgezeichnetſten Generale des Erdballs an ſeiner Spitze hatte.

Zu gleicher Zeit verbeſſert das Ergebniß dieſer Ereigniſſe die unſichere Lage der Völker gegenüber den ſtolzen und abgeſchmackten Anforderungen des franzöſiſchen Kaiſerreichs, das ſich auf der Erde als einzig und bevorzugt anſah. Die Lehre wird ihm nützlich ſein.“

Italien, das im Bewußtſein ſeiner verhältnißmäßigen Schwäche den franzöſiſchen Uebermuth jahrelang knirſchend ertragen hatte, jubelte gleichfalls auf, als es die Botſchaft von den glänzenden deutſchen Siegen empfing. Hatte doch der franzöſiſche Miniſter

Rouher den Italienern, die nach Rom als der natürlichen Hauptstadt ihres geeinten Vaterlandes verlangten, sein höhnendes „Jamais“ zugerufen und hatte doch bei Mentana das Chassepot an ihren Leibern seine Wunder erprobt. Im „Diritto“, einem stark demokratisch gefärbten, aber sehr tüchtig geleiteten Blatte, ward mit großer Einsicht entwickelt, welchen Vortheil es für die europäische Freiheit und Civilisation habe, daß jetzt Deutschland die Führerschaft im Welttheile übernommen.

„In der That,“ so heißt es in einer längern Auseinandersetzung des „Diritto“, das sich seit 1870 immer mehr und mehr von Frankreich abwendet, „wenn Deutschland jetzt die Führung der europäischen Civilisation übernommen hat, so verdankt es diese Stellung nicht seinen Waffen allein, denn die Waffen haben seiner Ueberlegenheit nur die Krone aufgesetzt; nein, es verdankt sie seinen geistigen, sittlichen und industriellen Fortschritten; es verdankt sie der Beharrlichkeit seiner Anstrengungen, die seine Bestrebungen zu realem Ziele geführt hat.

Die deutsche Suprematie heute in Abrede zu stellen, wäre kindisch, aber bedeutet diese Führung für Europa ein bedrohliches Uebergewicht? Sicherlich nein! Die Führung ist die natürliche, berechtigte, unabweisliche Folge der Ueberlegenheit.

Wo ist heute ein Zweig des sittlichen, staatlichen, geistigen oder wirthschaftlichen Lebens, in dem die Völker des europäischen Festlandes sich Deutschland überlegen, ja auch nur gewachsen nennen könnten? Ein flüchtiger Blick über die politischen Theilungen der Karte von Europa genügt, uns eine schmerzliche und demüthigende Antwort darauf zu geben. Wie tief Frankreich verhältnißmäßig steht, lehrt der Augenschein; von Oesterreich reden wir gar nicht, noch weniger von Rußland und Spanien. Bleibt Italien. Kann Italien den Anspruch erheben, mit Deutschland in die Schranken zu treten? — Victor Hugo hat in seiner ruhmredigen, declama-

toriſchen Anſprache an die Deutſchen geſagt, es gebe nur zwei Nationen in Europa: Frankreich und Deutſchland. Ein recht ſchmeichelhaftes Compliment für die Völker, denen er das Daſein abſtreitet. An uns iſt es, wenigſtens was Italien betrifft, zu zeigen, daß der berühmte Dichter ſich täuſcht. Aber wird da ein Proteſt genügen? Wird es genügen, zur Rechtfertigung ein zweibändiges Buch zu ſchreiben: „Der ſittliche und politiſche Primat der Italiener?“ Unſern Landsleuten wird die Antwort hierauf nicht ſchwer fallen.

Immerhin, die deutſche Hegemonie iſt eine Thatſache, die gefallen oder mißfallen kann, aber ſie iſt eine Thatſache, die man erkennen, die man hinnehmen muß. Die Nationen, denen ſie widerwärtig iſt, haben nur ein einziges Mittel, um ſie hinwegzulöſchen: ſie müſſen Deutſchland auf dem Wege der Civiliſation und vornehmlich auf dem der Freiheit überholen. Und das wird keine leichte Arbeit ſein.

Man begegnet in Italien den ſeltſamſten Vorſtellungen über Deutſchland und beſonders über Preußen. Für Viele iſt das ein centraliſirter, feudaler, abſolutiſtiſcher Militärſtaat. Nun weiß aber, wer dieſen Staat kennt, daß von dem allen das gerade Gegentheil die Wahrheit iſt. Es iſt jetzt nicht der Augenblick, die preußiſchen Inſtitutionen im Einzelnen zu prüfen, das wird die Aufgabe ruhigerer Tage ſein; ſoviel indeß können wir ſagen, ohne Furcht, man werde uns der Unwahrheit zeihen, daß das preußiſche Syſtem in Verwaltung, Wirthſchaft, Unterrichts- und Heerweſen das breiteſte und liberalſte in Europa iſt, wobei man England und die Schweiz ausnehmen mag.

Somit hat von Deutſchland jetzt Europa und vorzugsweiſe Italien viel zu lernen, viel zu gewinnen, nichts zu fürchten.“

Vor allem neigt ſich Italien in der allerdings nicht beträchtlichen Zahl ſeiner Söhne, die geiſtig hoch genug ſtehen, um das

weite Feld deutſcher Culturarbeit überſchauen zu können, vor allem neigt ſich das intelligente Italien vor den germaniſchen Wiſſenſchaftsthaten, die von Leibnitz bis Alexander von Humboldt eine ſo ſtattliche Reihe bilden. In gereimter wie ungereimter Rede bringt das noch immer für das Große empfängliche, wenn auch nach ſo langer geiſtigen Verſumpfung noch nicht urſchnell Großes leiſtende Italien dem hehren und edel-beſcheidenen Deutſchland ſeine Huldigungen dar. Wir nennen zuerſt Civinini — Mitglied des italieniſchen Parlaments — der in einem gediegenen Aufſatze, den die „Nuova Antologia" brachte, die großen kriegeriſchen Erfolge Deutſchlands und die bald daraus entſtehende National-Einheit ſehr richtig durch die vorausgegangene unabläſſige Geiſtesarbeit erklärt und begründet. Civinini ſagt nun:

„Derſelben (nämlich der deutſchen Einheit) iſt die Vorarbeit einer geiſtigen Thätigkeit vorausgegangen, welche begonnen hat, man darf ſagen, mit Leibnitz und ſich fortgeſetzt hat bis zu unſern Tagen. Philoſophen und Poeten, Hiſtoriker und Kritiker haben dazu mitgewirkt, ſo daß man behaupten darf: die Wiedergeburt Deutſchlands iſt vorzugsweiſe das Werk des Gedankens und der Wiſſenſchaft. Von Goethe bis Mommſen, von Kant bis zu Ranke, von Winckelmann bis zu Humboldt, in jedem Gebiete menſchlichen Wiſſens, in jeder Form dichteriſchen Schaffens hat das geiſtige Deutſchland das neue politiſche Deutſchland vorbereitet. Wiſſenſchaft, Literatur, Geſchichte, Philoſophie, haben dem deutſchen Volke das tiefe Gefühl der eigenen Nationalität gegeben, haben es gelehrt, ſich als für eine große hiſtoriſche Miſſion beſtimmt zu betrachten, haben ihm deren Erfüllung als eine Pflicht dargethan. Ja, das iſt recht eigentlich der wahre Charakter der deutſchen Bewegung, daß ſie zuerſt ein Werk des Geiſtes geweſen und daß erſt, als dieſes gereift war, ſie ein Werk der materiellen Kraft wurde; die Idee ging der That voran und ehe die Deutſchen das materiell

mächtigſte Volk Europa's wurden, waren ſie das intellectuell gebildetſte; die politiſche Hegemonie iſt Wirkung und Folge der geiſtigen Hegemonie. Wie beneidenswerth iſt dieſes Loos Deutſchlands im Vergleich mit dem, was einem andern Volke widerfahren; denn wer da glaubt, daß der Geiſt etwas bedeute in dieſer Welt, hat wenig Glauben an die Dauerhaftigkeit von Werken, welche nur die Frucht ſind politiſcher und militairiſcher Operationen, ohne genügende geiſtige und ſittliche Vorbereitung. Aber wo ein Volk bereits eine wahrhaft nationale, von allen geſchaffene, allen gemeinſame Philoſophie, Geſchichtſchreibung, Poeſie, Wiſſenſchaft, Muſik hat, wo ſeit länger denn einem Jahrhundert eine fortwährend wachſende Entwickelung ſchon die Einheit im Bereiche des Gedankens und Wiſſens gegründet hat, da mögen Sadowa und Wörth kommen: ſie finden einen urbaren Boden, der geſunde, dauernde Früchte hervorbringen wird. Dieſes Reich iſt alſo nicht, wie gemeinhin geſagt wird, ein Kind der Gewalt; es iſt nicht, wie einſt das Reich Napoleon's I., auf einem Schlachtfelde geboren worden; es iſt die langſam gezeitigte Frucht der Idee, es iſt die politiſche Aeußerung einer intellectuellen Bildung, die vielleicht nur hinter der griechiſchen zurückſteht; es iſt nicht der Triumph der Barbarei, für welche die Gewalt Mittel und Endzweck iſt; es iſt der Triumph einer langen Bildungsarbeit, erlangt — wie die Siege im Reiche der Thatſachen immer erlangt werden — durch Anwendung der Kraft im Dienſte der Idee. Und dieſen Charakter weiſt auch der germaniſche Militarismus auf. Es iſt nicht Liebe zu Waffen und Sieg aus Vergötterung der Macht oder lächerlicher Tapferkeitsprahlerei; es iſt das große Princip der Pflicht, aus der Kant'ſchen Philoſophie herübergewachſen in die Welt der That; es iſt die Erfüllung jener hohen Miſſion, welche, nach Hegel'ſcher Anſchauung, der Krieg hat als Werkzeug der Civiliſation behufs der Verjüngung der Welt."

Mit ſolcher Anerkennung ſprach ein hochbegabter Italiener von der Tüchtigkeit des deutſchen Volkes.

Und auch der Dichter iſt in dem Lande des Geſanges und der Melodien nicht ausgeblieben, um Deutſchlands Großthaten würdig zu feiern. Es iſt der ſchon einmal von uns erwähnte Antonio de Marchi, der in Palermo ein längeres, ganz in die neueſte Zeitſphäre getauchtes Gedicht herausgab, unter dem bezeichnenden Namen: „Alla Germania“. Wenn Antonio de Marchi ſeine ſo harmoniſchen Canzonen dem ſich ja auch durch höchſten Wohllaut auszeichnenden Emanuel Geibel, als erſtem deutſchen Lyriker der Gegenwart, ſehr paſſend gewidmet hat, ſo geſchah es wohl vorzüglich auch deshalb, weil der Trave-Schwan ſchon vor Jahren in gar ſüßen Tönen nach Italien hinübergeſungen hatte. Und wie Emanuel Geibel dem eine beſſere Zukunft erſehnenden Italien ſeine vollen Sympathien ausſprach, ſo ſetzt Antonio de Marchi ſeine uneingeſchränkte Bewunderung dem vom hellſten Ruhmesſchimmer umleuchteten, Mars und Minerva vereinigenden Deutſchland. Antonio de Marchi ſingt nun:

„Dir, Mutter der Tapfern, dir, neue Meiſterin der Völker, erhabene Königin des Gedankens, gilt mein Lied.“

Und wie zu Deutſchlands Ruhm Italiens Dichter ihren Harfen ſüße Töne entlockten, ſo ſandten edle italieniſche Frauen zur deutſchen Siegesfeier 100 Lorbeerkränze nach der Bundeshauptſtadt. Durch die Vermittelung einer am Lago Maggiore wohnenden, durch längere Anſäſſigkeit mit italieniſchem Leben und Treiben innig vertrauten Preußin ließen die Gräfin Angelina Caſtelbaro und die Gräfin Paulina della Porta de Carli, die Gemahlinnen zweier Officiere des italieniſchen Landheerrs, nach Berlin in reichen Kränzen ihren vaterländiſchen Lorbeer gelangen, als Zeichen ihrer Sympathien für Deutſchland im Allgemeinen und ihrer Bewunderung für deutſche Tapferkeit im Beſondern.

Wenn edle italienische Frauen den Lorbeer ihrer Haine übersandten zum Schmuck für die Stirn deutscher Helden, so verweigerten belgische Gärtner, an die man sich von Deutschland aus gewandt hatte, weil für die Hunderttausende von Kriegern, die durch den Kranz der Tapferkeit zu ehren waren, der heimische Vorrath nicht ausreichte, trotz der in Aussicht gestellten sehr guten Bezahlung, jegliche Aushülfe. Sie erklärten in einer Antwort an Berliner Gärtner, da sie mit ihrem Herzen auf französischer Seite ständen, so erlaube ihnen ihr Gefühl nicht, irgendwie zur Erhöhung der deutschen Siegesfeier beizutragen.

Doch auch in Belgien hat sich in letzterer Zeit die Stimmung zu Gunsten Deutschlands bedeutend gebessert, oder, richtiger ausgedrückt, die Vlamingen, denen früher von Seiten der Wallonen der Mund verboten ward, und die, seit der germanische Genius so groß dasteht in den Augen der Welt, sich ihrer nahen Verwandtschaft mit den Deutschen voll Stolz bewußt sind, die Vlamingen wagen jetzt die Lippen zu öffnen und sprechen in Prosa und Versen von ihrer Liebe zu ihren Namensbrüdern. So trat der Professor Leo van der Kindere in der Sitzung des Provinzialraths von Brabant, als er über die Nothwendigkeit sprach, in Belgien die allgemeine Schulpflicht einzuführen, mit Herz und Hand auf die Seite Deutschlands. Bei einem Rückblick auf den deutsch-französischen Krieg äußerte er seine entschiedene Abneigung gegen das Franzosenthum mit folgenden Worten:

„Die Geschichte, ja, die Weltgeschichte selbst ist es, die uns in diesen Ereignissen eine große, heilsame Lehre ertheilt hat. Die Geschichte hat uns unwidersprechlich gelehrt, daß der erste Rang unter den Völkern nicht länger dem Leichtsinn, der Unwissenheit und der Sittenlosigkeit angehören kann."

Nachdem der Professor Leo van der Kindere den Franzosen den Scheidebrief geschrieben, pries er mit warmen Worten die

deutſche Volksart und bekannte, wie er von dem Siege Deutſchlands das größte Heil für Belgien erwarte. Seine hierauf bezüglichen Worte lauten:

„Den erſten Rang unter den Völkern nimmt fortan das deutſche Volk ein. Deutſchland wird, wie ich überzeugt bin, dieſen Rang würdig zu behaupten wiſſen, denn dieſes Land verdient ihn, wie durch ſeine Wiſſenſchaft, ſo auch durch ſeine Sittlichkeit und Kraft. Wir dürfen nie vergeſſen, daß für ein Volk die moraliſche Geſundheit ebenſo nothwendig iſt, wie die phyſiſche und während wir ſeit geraumer Zeit in der franzöſiſchen Literatur die Zeichen des ſittlichen Verfalls wahrnehmen konnten, haben uns von der andern Seite die Werke der mediciniſchen und der ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaft gelehrt, daß die körperliche Geſtalt der Einwohner Frankreichs ſich ſehr in's Ungünſtige umgebildet und zugleich ihre Fortpflanzungskraft ſich vermindert hat. Es ſcheint hiernach unzweifelhaft, daß Deutſchland an der Spitze der Welteultur der Platz gebührt und daß wir vor allem nach Deutſchland zu blicken haben, um zu lernen. Nur zu lange iſt Belgien leider auf franzöſiſchen Bahnen einhergeſchritten; es iſt Zeit, daß es umkehre und ſich von ſeiner germaniſchen Mutter eines Beſſern belehren laſſe."

Doch nicht blos in Proſa, ſondern auch in Verſen hat man von belgiſcher Seite die deutſchen Großthaten geprieſen. Wir haben hier beſonders den talentvollen belgiſchen Dichter van Sonſt de Borckenfeldt im Auge, der in ſchwungvollſter Weiſe das Erwachen Deutſchlands beſingt, jenes Deutſchland, das von jetzt an für immer ſeinen Platz in der Sonne behaupten werde. Fürſt Bismarck läßt die Hoffnungen des belgiſchen Dichters ſicher nicht zu Schanden werden und ſein Adlerblick wird die ſchwarzen Nachtvögel verſcheuchen, die in dichten Geſchwadern — proteſtantiſcher Pietismus und katholiſcher Ultramontanismus verbünden ſich ja innig, wo es der gemeinſamen Abwehr des Lichtes gilt — ſich den Ausſtrahlungen

des Sonnengottes in den Weg ſtellen. Der belgiſche Dichter ſingt nun:

„Chassés par l'aigle d'Allemagne
Les corbeaux fuiront la montagne,
Et ce sera le grand reveil!
Le reveil de la Germanie,
En armes, invincible, unie,
Reprenant sa place au soleil!“

Van Sonſt de Borckenfeldt ſchildert in einem andern Gedichte, wie Deutſchland voll ſchönen Gottvertrauens muthig in den Kampf zog und wie es bei ſeinen großen Erfolgen nicht vermeſſen ward, ſondern dem die Ehre gab, dem ſie einzig gebührt:

„A sa majesté sainte
L'Allemagne sans crainte
Se confia;
Humble dans la victoire
Elle lui rend la gloire
Alléluia!“

Wir wollen aus demſelben Liede noch eine Strophe anführen, in welcher der Jubel über die Größe und Einheit Deutſchlands ſo hell ausklingt, daß, wenn die fremde Sprache nicht wäre, man ſie einem deutſchen Dichter zuſchreiben würde. Dieſe Strophe lautet:

„O patrie allemande,
Libre et fière, une et grande!
Dieu te marqua
Dans ce jour de victoire
Du signe de sa gloire,
Alléluia!

Wir haben ſchon in einer ausführlichen Betrachtung des Umſtandes gedacht, daß die romaniſchen Nationen, die man nach der erſten oberflächlichen Annahme unbedingt auf der Seite Frankreichs vermuthen mußte, ſich gerade für Deutſchland erklärten und daß die germaniſchen Nationen, gleichſam um Frankreich einen Erſatz zu bieten, ſich meiſt franzoſenfreundlich bezeigten. Auch dieſe

letztere, ebenso auffallende als betrübende Erscheinung zogen wir vor unser Forum und gaben der Hoffnung Ausdruck, es werde bei den Holländern, Dänen, Schweden und Norwegern, die den Deutschen mehr oder minder zum Danke verpflichtet sind, sich mit der Zeit eine billigere, den geschichtlichen Vorgängen und dem geistigen Bildungsprocesse mehr gerecht werdende Auffassung Bahn brechen. In Schweden ist dies nun hier und da bereits der Fall. So sprach sich das „Morgenbladet" in einem längern Aufsatze über Deutschland mit höchster Achtung aus. Wir geben aus jener schwedischen Zeitung eine besonders für unsre Behauptung sprechende Stelle, die so lautet:

„Das Volk, das nun als das erste auf Erden dasteht und das, man mag früher über dasselbe gesagt haben, was man will, unleugbar eine bewunderungswürdige Einheit, Kraft und Kühnheit bewiesen hat, die Deutschen, sie stehen ja auf dem Höhepunkte der Bildung und Weltcultur und ihre Schulen sind seit Jahren die Muster für Europa geworden."

Auch in Griechenland, wo man den Franzosen noch nicht vergessen hatte, daß sie während des Krimkrieges Athen besetzten, fand der Ruf von den deutschen Siegen ein jubelndes Echo. Von dieser für Deutschland und besonders für Preußen günstigen Stimmung hatte der Pastor Liebetrut Gelegenheit sich zu überzeugen, als er sich in den Herbstmonaten des Jahres 1870 auf einer Reise durch Dalmatien, Montenegro und Griechenland befand. In Griechenland sprach man von nichts, als dem großen Könige Guilermos und vom Kyrios Bismarkos. Auch mit dem preußischen Thronfolger und dem Helden Friederikos Karlos beschäftigte man sich viel. Auf der Rückfahrt von Syra trat ein Mann aus dem Volke, der nicht weit vom Pastor Liebetrut neben dem Hauptmaste stand, ehrerbietig auf diesen zu und fragte ihn, ob — wie man ihm gesagt habe — er ein Preuße sei. Als der Pastor dies der

Wahrheit gemäß bejahte, da ſprach der Grieche mit feierlicher Stimme, indem er ſeinen Hut lüftete und die Augen zum Himmel erhob:

„O, mein Herr, wir beten zu Gott und danken ihm für alles, was er durch Preußen und den großen Bismarck thut; denn was er jetzt durch Preußen thut, iſt für die ganze Welt gethan.“

Aehnlich ſagte ja der engliſche Unterſtaats-Secretär Baxter: „Aber Preußens Sieg iſt das größte Glück, das dem Welttheil begegnen konnte.“

Deutſchland hat mit edler Beſcheidenheit und mit jenem demüthigen Danke gegen Gott, den ein belgiſcher Dichter beſang, alle die Ruhmeshymnen, die aus ſämmtlichen Erdtheilen an ſein Ohr ſchlugen, ſtill-glücklich, aber ohne den leiſeſten Anflug von Hoffahrt entgegengenommen. Wohl ihm, daß es frei und heiter zur blauen Himmelsdecke emporblicken kann, weil ſein Gewiſſen ihm ſagt, daß der Krieg nicht von ihm verſchuldet worden.

Um der von uns beobachteten Methode treu zu bleiben, bei Fragen, die zwiſchen Deutſchland und Frankreich zum Austrag zu bringen ſind, wegen der zu erſtrebenden höchſten Unparteilichkeit mehr fremde als deutſche Urtheile anzuführen, eröffnen wir unſer Beweisverfahren, daß die Franzoſen den Krieg von 1870—1871 verſchuldet, mit einer Stimme aus ihrer eigenen Mitte. Es ſagte nämlich Herr Target in der franzöſiſchen Nationalverſammlung: „La guerre contre la Prussa a été entreprise follement et avec une criminelle légèreté.“ Daß Preußen niemals den Krieg an Frankreich erklären werde, hatte Bismarck mit jener Ehrlichkeit und Offenheit, die ihn charakteriſiren, in einer Unterhaltung mit dem Oberſten Baron Stoffel kundgethan und war dieſe Aeußerung von dem franzöſiſchen Militärbevollmächtigten auch nach Paris gemeldet worden. Die eigenſten Worte Bismarck's waren:

„Wir werden Ihnen nie den Krieg erklären, Sie müßten denn mit Gewehrschüssen auf Schrittweite an uns herankommen.“

Ein solches offenes Eingeständniß, daß man den Krieg um des Krieges willen nicht liebe, war nun der Mehrzahl der Franzosen vollkommen unverständlich. Sie witterten demnach in dieser Erklärung preußische Furcht vor französischer Unbesiegbarkeit. Deshalb sprach ja Herr Emil von Girardin, als er, gleich den meisten Franzosen, noch die Furcht hegte, daß es wegen der von Deutschland aus gezeigten Mäßigung leicht nicht zu dem heißersehnten Kriege kommen könne, deshalb sprach ja der den Mund so voll nehmende Herr Emil von Girardin, man müsse die Preußen mit dem Gewehrkolben so lange in den Rücken stoßen, bis sie sich zum Kampfe entschlössen.

Auch das „Siécle“ gestand nach der Veröffentlichung des Benedetti'schen Buches uneingeschränkt zu, daß die Regierung Napoleon's III. den Krieg verschuldet habe. Dies geschah von Seiten der französischen Zeitung in folgenden Worten:

„Man kennt jetzt alle Mittel, die angewendet wurden, um das schreckliche Abenteuer, dessen Verantwortlichkeit die Bonapartisten von sich wälzen wollen, in's Werk zu setzen. Eine vom französischen Gesandten (aus Ems) abgeschickte Depesche wird unterschlagen; eine andere verstümmelt, entstellt. Im letzten Augenblicke läßt man Herrn Benedetti durch den König von Preußen insultiren und die vorgebliche Insultirung ist Pariser Fabrikat. Der König von Preußen und Herr Benedetti, welche keine Ahnung davon haben, der eine der Beleidiger, der andere der Beleidigte zu sein, erfahren es durch die in der Kammer abgegebene Erklärung der Herren Ollivier und Gramont. Man will sich durchaus schlagen, man schlägt sich, man wird geschlagen und als Entschuldigung gesteht man ein, daß man nicht bereit war.“

Herr Thiers, als er sich nach England begab, um dort Hülfe für Frankreich zu erbitten, machte in seiner Unterredung mit dem Lord Granville kein Hehl daraus, wer der Anstifter des Krieges sei. Er konnte dies um so eher thun, da ja die Kriegserklärung von ihm in der gesetzgebenden Versammlung so entschieden bekämpft wurde. Freilich versuchte Thiers nach französischer Weise die Fehler seines Volkes zu vertuschen. Er sagt nämlich zu Lord Granville, „que le dernier jour notamment, c'est-á-dire le 15 juillet, elle (la Chambre) ne s'était laissé entraîner que par le mensonge fort coupable d'un prétendu outrage fait á la France."

Und in seiner feierlichen Botschaft an die französische Nationalversammlung, als Thiers unterdessen zum Präsidenten der Republik erwählt worden, spricht er noch unumwundener aus, daß Frankreich den Krieg hervorgerufen. That er es auch nur, um die tolle Vermessenheit der von ihm verabscheuten Bonaparte'schen Regierung an's Licht zu stellen, sein Haß läßt ihn doch mit der Wahrheit zum Vorschein kommen.

Nachdem wir aus dem Munde von Franzosen, also von Menschen, die den Deutschen alles mögliche Böse nachsagen, vernommen, daß der Krieg von 1870—1871 durch die Regierung Napoleon's III. heimlich und frevelhaft eröffnet worden, brauchten wir für die deutsche Schuldlosigkeit eigentlich keinen weiteren Beweis vorzubringen. Doch wir wollen noch Stimmen aus andern Ländern anführen, die ebenfalls die deutsche Unschuld bezeugen. So schreiben die „Times" am 15. Juli 1871, dem Tage, wo ein Jahr früher Frankreich an Deutschland den Krieg erklärt hatte, von dem „Verbrechen", welches die kaiserliche Regierung begangen, als sie so ohne alle Veranlassung den Frieden gebrochen habe. Auch die Blätter der Schweiz, unter andern die „Tagespost", sprachen sich in neuerer Zeit über die Leichtfertigkeit aus, mit der

von Frankreich an Deutſchland der Krieg erklärt worden. Dieſe Aeußerungen traten zu Tage, als die ſchweizer Behörden und das ſchweizer Volk verdrießlich wurden, weil franzöſiſche Beamte die Forderungen der Eidgenoſſenſchaft beanſtandeten, die letztere für die ihr durch das Bourbaki'ſche Armeecorps verurſachten Unkoſten erhob. Die ſchweizer Zeitungen bemerkten jetzt in ihrer böſen Laune, daß die Franzoſen eigentlich froh ſein müßten, daß die Eidgenoſſenſchaft keine Vergütung des indirecten Schadens beanſpruche, der ihr durch den von Frankreich mit ſolcher „Leichfertigkeit" erklärten Krieg erwachſen ſei.

Man erſieht aus dem letzten Satze, daß, wäre die Schweiz ebenſo mächtig, wie Nordamerika, ſie nicht übel Luſt hätte, dem ſchon genug geplagten Frankreich durch „indirecte" Forderungen ebenſo „directe" Unruhe zu bereiten, wie Bruder Jonathan dem armen John Bull.

Man kann ſich übrigens kaum noch darüber wundern, daß die Franzoſen ſo gewiſſenlos den Krieg gegen Deutſchland begannen, wenn man in Erwägung zieht, daß ſie bei ihrem grenzenloſen Leichtſinn nicht im Mindeſten darüber nachdenken, was es heißt, die Bellona zu entfeſſeln. Wie leicht im Allgemeinen die Franzoſen den Krieg nehmen, der doch ein ſehr ernſtes Ding iſt, beweiſt die Stelle aus einem Briefe, den der franzöſiſche Geſandte in China, Herr von Bellonet, an den Prinzen Kung ſchrieb, als dieſer im Namen des minderjährigen Kaiſers das Reich regierte. Prinz Kung hatte den franzöſiſchen Geſandten, der mit Feindſeligkeiten drohte, in einem ſehr verſtändigen Schreiben erſucht, er möge doch erwägen, ob der Krieg unvermeidlich ſei. Hierauf antwortete Herr von Bellonet am 11. November 1866 in ausführlicher Weiſe. Wir wollen aus dieſem merkwürdigen Schreiben hier die bezeichnendſte Stelle anführen, da ſie beweiſt, daß vielen Franzoſen der Krieg gleichbedeutend iſt mit einer Carnevalsbeluſtigung. „Viertens,"

ſo ſchreibt Herr von Bellonet, „ſcheint Ew. kaiſerliche Hoheit nicht zu wiſſen, daß der Krieg, der für uns Franzoſen ein leidenſchaftlich aufgeſuchtes Vergnügen iſt, dem Volke im Allgemeinen durchaus nicht zum Verderben gereicht.“

Dies „leidenſchaftlich aufgeſuchte Vergnügen“ wollten nun die Franzoſen ſich 1870 auf den Fluren ihres friedlichſten Nachbarn bereiten. Zum Glück, daß ſie diesmal nicht die Jäger waren, ſondern die Gejagten. Freilich erwarteten ſie mit größter Sicherheit einen für ſie ruhmvollen Ausgang. Möge doch der Staatsrath von Grimm, der ſo feſſelnd zu erzählen weiß, uns von ſeiner Begegnung mit einem Franzoſen in Wiesbaden berichten, die während des verhängnißvollen Julimonats des Jahres 1870 ſtattfand. Aus den Worten des Franzoſen, die er mit dem Herrn von Grimm austauſchte, geht zweierlei hervor: erſtens, die ſichere Ueberzeugung ſeines Volkes, daß es ſiegreich ſein und bis zum 15. Auguſt Berlin genommen haben werde; zweitens, daß es ſchon lange nach einem Vorwande zum Kriege mit Preußen ſich umgeſehen. Doch hören wir die eigenſten Worte des Herrn von Grimm:

„Den nächſten Morgen, 15. Juli, traf ich meinen ruſſiſchen Freund in einem lebhaften Geſpräche mit einem Franzoſen und erfuhr aus des Letzteren beſcheidenem Munde, daß der Napoleonstag dies Jahr am 15. Auguſt in Berlin gefeiert würde; ja, der großmüthige Sieger beklagte mein Geſchick, ein Deutſcher zu ſein. Freimüthig fügte er hinzu: die ſpaniſche Krone ſei nur ein geeigneter Vorwand zum Kriege gegen Preußen, der ſchon lange in jeder franzöſiſchen Bruſt beſchloſſen ſei.“

Dieſe Worte des übermüthigen Franzoſen, die auf's Treueſte die Stimmung Frankreichs vor den Niederlagen von Weißenburg und Wörth abſpiegeln, beweiſen, daß Volk wie Herrſcher gleich ſchuldig waren an der Kriegserklärung vom 15. Juli 1870 und daß man auf ſie den Spruch anwenden kann: „Gleiche Brüder,

gleiche Kappen." Dieſem Gedanken giebt auch der belgiſche Dichter van Sonſt de Borckenfeldt in folgender Strophe einen wahren und beredten Ausdruck:

„Après avoir courbé la France
César veut laver cette offense
Dans les libres ondes du Rhin!
Absolvant César de son crime
La France conspire avec lui:
Hier elle était sa victime,
Elle est sa complice aujourd'hui."

Hat Deutſchland alſo das Zeugniß aller Gerechten und Unparteiiſchen für ſich, daß es den Krieg mit Frankreich nicht veranlaßt, ſo wird ihm ebenfalls von braven und unparteiiſchen Perſönlichkeiten beſtätigt, daß es ſich während des Kampfes milde und menſchlich benommen. Wir erwähnten bereits den Ausſpruch des nordamerikaniſchen Generals Sherman, daß die Deutſchen bei ihren Siegen in Frankreich durch zu weit getriebene Humanität ſich um ſchnellere und zwingendere Wirkungen gebracht hätten. Auch ein Engländer, Maſter Allanſon Winn, ein Mann von großem Vermögen, der als Freiwilliger den Krieg im Heere der Deutſchen mitmachte, auch dieſer ganz unverdächtige Zeuge urtheilt, wie folgt:

„Während zwei Monaten marſchire ich nun mit der preußiſchen Armee, habe jedoch nie etwas geſehen, was einer Plünderung ähnlich ſah, kaum davon gehört. Es iſt ſogar meine beſtimmte Anſicht, daß die Regiments-Commandeurs viel zu große Schonung den franzöſiſchen Bauern bewieſen."

Eine engliſche freiwillige Krankenpflegerin, die ſich gleichfalls durch die Blutsverwandtſchaft zu ihren germaniſchen Vettern hingezogen fühlte, urtheilt über die Milde der Deutſchen ebenſo günſtig, wie ihr Landsmann. Sie hat ihre im Felde gemachten Erfahrungen in Blackwood's Magazin veröffentlicht, aber nicht ihren Familiennamen genannt, ſondern ſich als Miß Vera bei der Leſewelt

eingeführt. Sie berichtet nun unter anderm, daß ſie ſich in Corbeil bei einer Franzöſin, Madame Herbert, nach dem Benehmen der deutſchen Soldaten erkundigt habe. Laſſen wir, damit wir auch nicht den leiſeſten Farbenton anders wählen, ihr Zeugenverhör bei den Franzoſen wörtlich genau berichten. Sie fragte: „Haben die deutſchen Soldaten irgend etwas geſtohlen?" Madame Herbert antwortete: „Nein, aber ſie haben, um ihr Eſſen zu kochen, die Stühle zum Feuern benutzt und außerdem ſchrecklichen Lärm gemacht." „Oh, pour ça," ſetzte ihr Mann hinzu, „il faut être juste. Ils gaspillent, salissent et cassent tout, mais au moins, ils vous respectent les femmes, et payent comptant pour tout ce qu'ils boivent et mangent."

Möge noch eine dritte engliſche Stimme für das tadelloſe Benehmen der deutſchen Krieger in Frankreich zeugen! Ein Berichterſtatter des „Daily Telegraph" ſchrieb nämlich nach einer Rundreiſe durch Frankreich an ſein heimiſches Blatt:

„Was die deutſchen Occupationstruppen betrifft, ſo iſt jeder Franzoſe ſteif und feſt davon überzeugt, daß ſie ſich ſchauderhaft, greulich, überhaupt in einer Weiſe aufführen, die jeder Beſchreibung ſpottet; dies gilt aber nicht von dem Bezirke, in dem der Betreffende wohnt, ſondern von andern Gegenden. So machte ich in Sedan die ſorgfältigſten Nachforſchungen über die Führung ſämmtlicher Regimenter, die dort ſeit dem 1. September geſtanden und abſolut Niemand hatte ein Wort gegen die Soldaten zu ſagen. Im Gegentheil, alle Welt räumte ein, daß die Haltung der Mannſchaften in jeder Beziehung exemplariſch geweſen ſei — das heißt in Sedan, aber alle Welt war auch bereit, mit den heiligſten Eiden zu beſchwören, daß die in Rheims begangenen Schandthaten das Blut eines Nero gerinnen machen würden. Mein Erſtes, was ich in Rheims zu thun hatte, war darauf feſtzuſtellen, ob dieſe Angaben begründet ſeien. Nicht im geringſten. „Les gens se

sont conduits parfaitement bien," ſagte man, „mais à Nancy" und ſo weiter. Es that mir leid um Nanzig. Ich dachte zwar an das Gerede in Sedan über Rheims, machte mich aber auf, um an Ort und Stelle, wo die Einwohnerſchaft ſchon ſeit 1866 wüthend deutſchfeindlich war, Nachfrage zu halten. Diesmal war ich übrigens ſchon nicht mehr ſo überraſcht, als früher, zu vernehmen, daß „pour cela" Nanzig in der That Glück gehabt, „en somme" eigentlich nicht zu klagen habe. Bonin „un homme charmant" und Zaſtrow! Ah, Zaſtrow, voyez-vous mon cher, obſchon der Mann ein Preuße war, mußte man ihm doch gut ſein. Parbleu! ein vortrefflicher, ein ganz vortrefflicher Mann! Aber die übrigen beſetzten Provinzen, was haben die nicht alles gelitten! Welche Grauſamkeiten! Armes Frankreich! Epinal zum Beiſpiel!" Ich ſagte meinem Gewährsmann, was ich darüber erfahren, aber er verſicherte mir mit Beſtimmtheit, das müſſe er beſſer wiſſen. Es iſt das überhaupt das allgemeine Lied. Jeder weiß hier, wie anderswo in Frankreich, alles beſſer."

Und wie die Deutſchen in Frankreich einen ihnen ſchändlich aufgedrungenen Krieg auf's Tapferſte und Mildeſte führten, ſo waren ſie auch gegen die Hunderttauſende von franzöſiſchen Kriegsgefangenen, die ſeit der Capitulation von Sedan und ſeit der Uebergabe von Metz ſich in Deutſchland befanden, von rühmlichſter Humanität. Hierfür haben wir, außer vielen andern Zeugniſſen, ſogar die Stimmen zweier Franzoſen und zwar von Männern, die durch geſellſchaftliche und ſtaatliche Stellung hervorragen. Es ſind dies der Vicomte von Calonne und der Graf von Damas. Letzterer, als Almoſenier des franzöſiſchen Heeres, machte eine Rundreiſe bei den franzöſiſchen Gefangenen. Ebenſo überzeugte ſich der Vicomte von Calonne durch den Augenſchein und erklärte, daß die Deutſchen für die franzöſiſchen Kriegsgefangenen gethan, was ſie nur irgend für ſie thun konnten.

So hat Deutſchland den ihm von Frankreich ruchlos, weil ohne alle Veranlaſſung angekündigten Krieg auf's Tapferſte und Siegreichſte geführt, hat ſich in Feindesland mit größter Schonung benommen und den Hunderttauſenden von gefangenen Franzoſen ihre trübe Lage ſo erträglich wie möglich zu machen geſucht. Es durfte demnach der Prorector der Göttinger Univerſität in einer Antwort an die Akademie von Dublin ſich mit Recht auf ein Bild berufen, das der größte engliſche Geſchichtſchreiber der Gegenwart in Bezug auf den Kampf Deutſchlands mit Frankreich gebracht hatte. Carlyle nannte nämlich den Streit zwiſchen dem gewiſſensreinen, Jedem das Seine gönnenden Deutſchland und dem ränkevollen, nach ſtets neuem Raube lüſternen Frankreich den Kampf der Engel wider Belial. Und ſo wird das jetzige deutſche Kaiſerreich immer der Streiter des Lichts ſein wider die Finſterniß. Es wird ſich von dem „heilig römiſchen", das ſehr unheilig und ſehr wenig deutſch war, unterſcheiden, wie der ſtrahlende Tag von trüber Dämmerung. Geharniſcht, wie die Minerva, iſt es aus dem Kreißen einer großen Zeit hervorgegangen. Demnach bleibt ihm alles Mythiſche und Myſtiſche erſpart. Es iſt klar, feſt, nach allen Seiten hin plaſtiſch und nirgends im Dämmerlichte verſchwebend. Der deutſche Kaiſer ſchwört dem Papſte und der römiſchen Kirche keine „getreue Deferenz". Sicher hätte der jetzige Biſchof von Mainz, dieſer trotz ſeiner in einem Duell abgeſchlagenen Naſe ſtreitluſtigſte aller Kirchenfürſten, große Luſt gehabt, den neuen deutſchen Kaiſer zum Kampfe für Papſtthum und Pfaffenthum zu verpflichten. Wie gerne würde er, wie Kurmainz in früherer Zeit, einen Kaiſer aus dem Hauſe Habsburg begrüßen und an dieſen die alterthümliche Frage richten: „Willſt Du den heiligen katholiſch-apoſtoliſchen Glauben halten und denſelben durch gerechte Werke bewahren?" Natürlich hätte ein Habsburger hierauf mit freudigem „Ja" geantwortet. Denn, wie vortrefflich es mit dem Katholicismus der

Habsburger bestellt war, geht am besten daraus hervor, daß selbst unter dem erleuchteten Kaiser Joseph II. die Protestanten 25 Stockhiebe aufgezählt bekamen, wenn sie öffentlich ihren Glauben zu bekennen wagten. Auch folgende Frage würde der Bischof von Mainz mit größter innerer Befriedigung an einen deutschen Kaiser katholischen Glaubens richten: „Willst du dem allerhöchsten Vater, dem römischen Papste und der heiligen römischen Kirche geziemend gewärtig leben und ehrerbietig Folge leisten?" Die Antwort des Kaisers lautete: „Ich will."

Trotz dieses Frage- und Antworte-Spiels, und trotz der von Seiten des Erzbischofs von Mainz dem Kaiser bei der Salbung ertheilten Versicherung, wie er ihn „auswendig fett mache," schwand diese markloſe Figur doch allmälig so hin, daß sie im Jahre 1806 unbeachtet verduftete.

Wie mächtig dagegen der deutsche Kaiser der Jetztzeit in den Augen des Morgen- und Abendlandes dasteht, beweist, daß selbst im himmlischen Reiche der Mitte, das sonst in seinem Canzleistyl den Beherrschern der übrigen Völker weit geringere Titel einräumt, als seinem eigenen Gebieter, dem deutschen Kaiser dieselbe ehrenvollste Bezeichnung, wie dem chinesischen Kaiser, nämlich Hwang-ti, zugestanden wird. Alle andern Kaiser und Könige müssen sich mit einer weit weniger vornehmen Titulatur begnügen. So bringt es der Kaiser von Oesterreich nur bis zu einem Hwang-Shang.

Wenn Rousseau in seinen Betrachtungen über den ewigen Frieden vorzüglich auf den deutschen Kaiser rechnete als Bewahrer eines gerechten und heilsamen Zustandes in Europa, so hat er prophetisch in die Zukunft geschaut. Das jetzige deutsche Kaiserreich wird die damaligen Hoffnungen des Genfer Bürgers in's Leben führen.

Setzte Rousseau das größte Vertrauen in die friedlichen Absichten des deutschen Kaisers und des deutschen Volkes, so hatte

dagegen Leibnitz deſto ſchärferes Mißtrauen gegen das ruhige Verhalten Frankreichs und ſeines Königs. Denn, wenn Leibnitz, um den europäiſchen Frieden zu ſichern, den etwas ſeltſamen Plan ausheckte, daß ſämmtliche Fürſten Europa's, je nach der Gefahr, die aus ihrem um ſich greifenden Charakter für die Ruhe des Welttheils erwachſe, größere oder kleinere Summen in eine durch Amphiktyonen zu verwaltende Bank einzahlen ſollten und daß, ſobald einer von ihnen unverantwortlicher Weiſe Krieg erkläre, aus dieſem allgemeinen Schatze die Koſten des gegen ihn aufzubietenden Heeres zu beſtreiten ſeien, ſo hätte nach der Leibnitz'ſchen Anſicht der König von Frankreich, weil man von ihm ſich ſtets des Schlimmſten gewärtigen müſſe, 100 Millionen Thaler gerichtlich zu deponiren gehabt. Alſo zwei Männer von unbeſtreitbarem Genie, wie Rouſſeau und Leibnitz, trauten Deutſchland und mißtrauten Frankreich in ausgeſprochenſter Weiſe.

Deutſchland wird ſeinen Nachbarſtaaten ſtets geachtet und gefürchtet gegenüberſtehen, wenn es den Wahlſpruch des Kaiſers Otto III. zu dem ſeinigen macht: „Facile singula rumpuntur jacula, juncta non item.“ Daß die deutſchen Fürſten nur geachtet werden, wenn das deutſche Volk geachtet wird, davon ſich zu überzeugen hatten ſie genugſam Gelegenheit, als einſt der Schwede und Franzoſe in Deutſchland den Ton angaben. Johannes von Müller erzählt uns, „daß ſelbſt edle deutſche Fürſten ſich von einem gebieteriſchen, habſüchtigen Oxenſtierna, der ſich Befreier nannte, ungleich härtere Begegnungen gefallen ließen, als von ihrem Kaiſer“ und als Napoleon I. Protector des Rheinbundes war, erlebten ſie das Aeußerſte an Demüthigungen. Mußte ſich doch der Kronprinz von Würtemberg, der im Hintergrunde einer Theaterloge ſtand, in deren vorderſter Reihe ſich Napoleon I. befand, von einem franzöſiſchen General hart anfahren laſſen, da er nach deſſen Meinung eine nachläſſige Stellung angenommen hatte. „Eine

ſolche Haltung gezieme ſich nicht in Gegenwart Sr. Majeſtät des Kaiſers."

Ueber ſo geringſchätzige Behandlung deutſcher Fürſten kann man ſich kaum wundern, wenn man hört, daß der liederliche Hieronymus den Prinzen Ernſt von Heſſen-Philippsthal zum Kammerherrn und den Erbprinzen von Salm-Salm zu ſeinem Adjutanten hatte. Nicht minder bekannt iſt es, daß er unter den Töchtern des heſſiſchen Adels ſeine Kebsweiber ſuchte und fand.

Alſo Fürſten und Adel ſpielen die niedrigſte, ja, ſchändlichſte Rolle, wenn ſie nicht von einem großen und freien Volke getragen und durch dieſes zu einer ſelbſtbewußten Würde berechtigt werden. Die Fürſten und Vornehmen ſind die Planeten, die um die Sonne des deutſchen Volkes zu kreiſen und von ihm all' ihr Licht zu borgen haben. Das Lied von der Majeſtät, das während der funfziger Jahre in Berlin ſo viel geſungen ward, enthält eine Strophe, die für die Jetztzeit gedichtet ſein könnte. Sie lautet:

„Und wenn dann über's ganze Land
Der Eintracht Banner weht,
Dann ruft begeiſtert, Hand in Hand:
„Heil Deutſchlands Majeſtät!"

Ja, für die Bewahrung der Majeſtät Deutſchlands, die endlich errungen worden, ſtreite Jeder mit den blitzendſten Gedanken ſeines Gehirns und mit dem feurigſten Flammen ſeines Flambergs!

Wie der edle Freiherr von Stein am 1. December 1812 ſchrieb: „Mir ſind die Dynaſtien in dieſem Augenblicke großer Entwickelung vollkommen gleichgültig;" *) wie Fichte, keinen Unter-

*) Möge die ganze Stelle hier Platz finden, in welcher der Freiherr von Stein bekennt, daß neben der Majeſtät Deutſchlands ſämmtliche Fürſten ihn wenig bekümmern. Die herrliche Stelle lautet: „Mir ſind die Dynaſtien in dieſem Augenblicke großer Entwickelung vollkommen gleichgültig. Man wünſcht, daß Deutſchland groß und ſtark werde, um ſeine Selbſtſtändigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in ſeiner Lage zwiſchen Frankreich und Rußland zu behaupten. Das iſt im Intereſſe der Nation und

ſchied der Stämme berückſichtigend, zu „Deutſchen ſchlechthin“ ſprach; wie Heinrich von Gagern in den Tagen ſeiner politiſchen Friſche ausrief: „Erſt bin ich Deutſcher, dann ein Heſſe,“ ſo iſt dieſer ſchöne und richtige Grundgedanke ſeit dem deutſch-franzöſiſchen Kriege von 1870—71 nicht mehr das Loſungswort einzelner erleuchteten Männer, ſondern das Alpha und Omega von Hunderttauſenden und Millionen geworden, die dem großen und freien Vaterlande nicht die kleine und enge Heimath wollen unterſchieben laſſen. Das

„Deutſchland, Deutſchland über alles,
Ueber alles in der Welt,
Wenn es feſt zu Schutz und Trutze
Liebevoll zuſammenhält,

iſt jetzt der Geſang aller edlen und freigeſinnten deutſchen Männer, und die päpſtlichen Raben, die ein anderes Lied krächzen — nicht blos Biſchöfe, wie Herr Ketteler von Mainz, ſondern auch Conſiſtorialräthe, wie Herr Vilmar, hatten am erſtehenden deutſchen Reiche viel auszuſetzen — die pfäffiſchen Raben mögen ſich eine nächtlichere Gegend ausſuchen; in dem geiſtig hellen und muſikaliſch ſo feinhörigen Deutſchland finden ſie hinfürder keinen Platz mehr. Das deutſche Volk will jetzt auf Erden wandeln friſch, fröhlich und fromm; es fürchtet ſich nicht vor Hölle und Teufel, durch welche Phantaſiegeburten die Pfaffen es noch ſo gern in dem engen Pferch ihres Dogmenkrams zurückhalten möchten; es horcht in ſeinem Gewiſſen auf die Stimme Gottes und hält jede mythologiſche Ausſchmückung eines Jenſeits, von dem wir, ſo lange wir in unſre leibliche Hülle gebannt ſind, uns niemals eine klare Vorſtellung machen können, für Narrethei und Hokuspokus. Doch das wahre, echte Chriſtenthum wird durch Deutſchland verwirklicht werden: die Liebe des Nächſten, die Treue gegen Gott und gegen ſich ſelber, das demüthige Bewußtſein der menſchlichen Schwäche, aber auch

ganz Europa's; es kann auf dem Wege alter, zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden. Mein Glaubensbekenntniß iſt Einheit.“

der ſtarke Troſt eines guten Gewiſſens und die gläubige Hoffnung, daß am Ende aller Dinge der Tugend ſtets ihr Lohn erſteht. Dahingegen iſt es für immer vorbei mit jener abſcheulichen Entſtellung des Chriſtenthums, wo das ſüße Wort „Liebe“ in das bittre Wort „Haß“ verwandelt ward, wo die Inquiſition Hunderttauſende folterte und verbrannte, wo der Papſt und die Biſchöfe um die Wette alle Andersgläubigen verfluchten, wo, um mit Heine zu reden, „ſpan'ſche Majeſtäten ſich erquickten am Geruche von gebrat'nen alten Juden.“

Durch Deutſchland wird die Liebe des Chriſtenthums und die Humanität, dieſes köſtliche Vermächtniß aller edlen und hohen Denker ein Gemeingut der Völker des Erdkreiſes werden. Deutſchland wird der Johannes ſein unter den Nationen, mit ſeinem hohen Geiſte zu dem Himmel emporſtrebend und mit ſeinem warmen Herzen alles ſchützend und bergend, was ſich vertrauensvoll ihm anſchmiegt.

Und wegen dieſer ſeiner ſeltenen Eigenſchaft hat Deutſchland den begründetſten Anſpruch auf den Primat unter den Völkern. Haben wir doch Stimmen der erleuchtetſten Männer unter fremden Nationen vernommen, die auf den deutſchen Primat mit vollſtem Vertrauen hinblicken. Doch vergaßen wir nicht zu erwähnen, daß die auswärtigen Nationen Deutſchland erſt anerkennen, ſeitdem es ſeine Einheit errungen und die ſtolzeſte Kriegsmacht Europa's bezwungen hat. Da Welfen, Ultramontane und ſonſtige Feinde der deutſchen Größe es unabläſſig verſuchen werden, den früheren unwürdigen Zuſtand durch alle möglichen Sophismen als den unſern jetzigen Verhältniſſen vorzuziehenden hinzuſtellen, ſo erſcheint es nothwendig, dieſer unheilvollen Dialektik entſchieden entgegenzutreten. Man muß dem deutſchen Volke vor die Augen führen, wie die auswärtigen Nationen es während des frühern heiligen römiſchen Reiches und des ſpätern Bundestages verachteten, während

man es unter dem jetzigen Kaiſerthume allgemein achtet und häufig bewundert.

Wie Cyrus ſeinen Landsleuten, den Perſern, die unter mediſchem Joche ſeufzten, durch die verſchiedene Behandlung, die er ihnen an zwei auf einander folgenden Tagen zu Theil werden ließ, das Herbe der Knechtſchaft und das Süße der Freiheit anſchaulich machte, ſo kann man auch den Deutſchen es klar vor die Augen führen, welchen Vortheil es hat, als große Nation dazuſtehen. Man braucht nur die oft verletzende Art und Weiſe, wie man ihnen früher begegnete, mit der ausgezeichneten Höflichkeit und ſichtbaren Hochſchätzung zu paralleliſiren, die ihnen ſeit jenem großen Augenblicke zu Theil wird, wo ſie ihren großen Inhalt in eine große Form prägten.

Aeneas Sylvius nannte im funfzehnten Jahrhunderte die Sprache der Deutſchen eine „barbariſche", obgleich er ſonſt allerdings nichts Barbariſches an ihnen entdeckt haben will und ſie ſogar höchlichſt lobt.*) Hiermit im Widerſpruche wurden die Deutſchen von den Franzoſen noch im neunzehnten Jahrhunderte als Barbaren verſchrieen.

Swift behauptete von den Deutſchen, ſie ſeien die „dullest nation" (das dümmſte Volk). Dieſe Herabſetzung des deutſchen Geiſtesvermögens von Seiten des ſtets übellaunigen Dechanten von St. Patrick wird kaum befremden, wenn man ſich die früher von uns angeführte Aeußerung eines Tory-Blattes vergegenwärtigt, die Deutſchland in den Staub zog. Außer den hohnvollen Aeußerungen des Standard beſinnen wir uns auf einen Herrn Henry Mayhew, der über ſeine Reiſeeindrücke in Deutſchland ein Buch veröffentlichte, das förmlich ſtrotzte von Grobheiten und deshalb eigentlich nicht beleidigen konnte. Henry Mayhew nannte das deutſche Volk „im

*) Tantus hodie hominibus vestris et rebus nitor interpositus est, ut praeter sermonem patrium nihil inter vos barbarum remansisse videatur.

tiefſten Innern bettelhaft“ (ein Franzoſe hat einmal in einer Reiſebeſchreibung gelogen, daß er von deutſchen Studenten angebettelt ſei); ferner behauptete er, die Deutſchen ſeien „geduldig, wie Eſel und knechtiſch wie Sclaven“, endlich machte er von dem deutſchen Adel eine höchſt klägliche Schilderung. „Die niedern deutſchen Adeligen“ ſind nach der Ausſage des Herrn Henry Mayhew „gemeiner, ſchmutziger und weniger gebildet, als ſelbſt engliſche Schuhmacher.“ Wir wollen nach dieſem Geſchimpfe eines einzelnen Engländers, der vielleicht den Spleen hatte, noch ein angeſehenes Blatt Großbritanniens, nämlich die Londoner „Saturday Review“ anführen, in deren Spalten wir ebenfalls der ſchnödeſten Mißgunſt in Betreff Deutſchlands begegnen. Kurze Zeit, nachdem Deutſchland im Herbſte 1863 die funfzigjährige Wiederkehr des Jahrestages der Leipziger Völkerſchlacht feſtlich begangen hatte, ließ das Londoner Blatt ſeine verletzenden Aeußerungen von Stapel. Es behauptete, daß die deutſche Literatur faſt todt ſei. Ferner verglich die „Saturday Review“, die mit dem „Standard“ an Geringſchätzung gegen Deutſchland wetteiferte, München mit einem großen „eklektiſchen Rumpelkaſten, Cornelius und Kaulbach wurden „erbärmliche Pfuſcher“ genannt, kurz, alles Deutſche ward in den Staub getreten.

So ſprach man in England von Deutſchland noch im Jahre 1863, mithin iſt es, wie die Sonne, ſo klar, daß die Hochſchätzung ſich erſt einſtellte, als endlich ein günſtiges Geſchick es fügte, daß die kleinen Fürſten ihre ſchnöde Haltung gegen Preußen aufgeben und der willigen Kraft ihrer Länder nicht länger verwehren durften, im Anſchluß an den Staat Friedrich's des Großen das Größte zu vollbringen.

Und wie ſprach man in den andern Ländern Europa's von Deutſchland? Faſt eben ſo verächtlich, wie in England. Hieß es doch ſogar im kleinen Dänemark: „Pus paa ham, han ere en

Tydske.“ (Schlag' ihn, er iſt ein Deutſcher.) Freilich konnte der Däne ſolch' keckes Wort ſprechen, da man ja früher der Deutſchen gedachte, als

„Des Volkes, das, zum Handeln matt,
Gelehrte nur und Dichter hat,
Und dem die Männer fehlen.“

Der Ruſſe nannte den Deutſchen „Niemiec“ (den Stummen) — ein Wort, das bei der politiſchen Blödigkeit unſers Volkes leider lange auf uns paßte.

Auch die Holländer hatten einen beſondern Ekelnamen für ein Volk, das durch ſeine klägliche Geduld allerdings zum ungeſtraften Schimpfen herausforderte. Sie ſchimpfen den Deutſchen „Mof“.

Die Franzoſen haben nun in Herabſetzung der Deutſchen alle übrigen Völker weit übertroffen. Es iſt deshalb ſehr erfreulich, daß ſie von Denjenigen, die ſie ſo hagebüchen ſchilderten, auch hagebüchene Hiebe empfingen. Die Franzoſen, die, ſobald ſie ſich auf das halsbrechende Gebiet der Etymologie begeben, die ängſtlichſten Purzelbäume machen, haben entdeckt, daß das Wort „German“ aus dem Galliſchen ſtamme und mit „Schreihals“ gleichbedeutend ſei. Der „Schreihals“, den die Franzoſen dem Deutſchen Schuld geben, widerſpricht nun allerdings dem Titel: „Der Stumme“, den ihnen die Ruſſen beilegen. Doch iſt dieſer Widerſpruch nur ſcheinbar. Hat doch Hegel behauptet, daß jedes Ding zugleich ſein Gegentheil ſei, mithin iſt der Stumme ein Schreihals und umgekehrt. Böswillige Nachbarn und bodenlos tiefe Philoſophen kommen zu denſelben Ergebniſſen.

Herr Victor Duruy ſchilderte ein Volk, über welches alle herfielen, in ſeinen „Causeries de voyage de Paris à Bucharest“ folgendermaßen:

„Der Deutſche überſchwemmt ſeinen Magen mit Bier und benebelt ſeinen Geiſt durch Tabacksqualm. Vierſchrötig ſitzt er da,

vertilgt große Maſſen Gerſtenſaftes und läßt Rauchwolken in die Luft ſteigen."

Alexander Dumas hatte ſchon vor Herrn Victor Duruy den Deutſchen in folgender Weiſe charakteriſirt: „C'est un homme qui prend de la bière et qui rend de la fumée.

Die Franzoſen bedenken ferner den Deutſchen mit dem Ehrentitel: „Tête carrée", was mit Ochſenkopf ſo ziemlich zuſammenfällt. Nun dieſe letztere Bezeichnung war für die Deutſchen nicht ganz unverdient, wenn man bedenkt, was ſie ſich nach den Freiheitskriegen gefallen ließen. Immermann ſpricht ſich in ſeinen Memorabilien hierüber aus, wie folgt:

„Deutſchland hatte ſeine Waffen bis in das Herz des feindlichen Landes getragen und wenige Jahre ſpäter ſtand der beſiegte Feind wieder tonangebend in den großen Angelegenheiten da, während Deutſchland abermals beſtimmt ſchien, in dieſen Dingen die Rolle des Zuſchauers oder wenigſtens des zuletzt Befragten zu ſpielen."

Auch ſprach Immermann von dem Trübſinn, der ſeit den Täuſchungen der Freiheitskriege über Deutſchland gekommen ſei. „Man wende nicht ein," ſo lauten ſeine Worte, „daß ich der Hamletsſtimmung ſo vieles Gegenwärtigen eine ſo beſchränkte Urſache gegeben habe. Ich werde nachher noch andere beſtimmende Motive aufzählen, aber dieſe ſind untergeordneter Natur. Der Hauptgrund des geiſtigen und gemüthlichen Schwankens bleibt das Bewußtſein von der Größe der vorangegangenen Arbeit und von der ſcheinbaren Kleinheit oder unreinen Natur der Ausbeute."

Freiligrath verglich ja ſpäter Deutſchland mit „Hamlet", weil es vor lauter Dialektik nicht zur Taktik kam, das heißt, weil es den böſen Stiefvater Oeſterreich, der die Idee im Mutterleibe tödtete, nicht zu beſeitigen wußte.

Der Gedanke an die große herrliche Gemeinschaft war seit dem bleiernen Drucke, der nach den Freiheitskriegen sich über Deutschland lagerte, den Pfahlbürgern und Philistern theilweise ganz verloren gegangen. Durfte doch ein Mitglied der Lübecker Bürgerschaft ohne Zornesrufe der Versammlung Folgendes vorbringen:

„Daß ich ein schlechter Deutscher bin, gebe ich zu; dafür glaube ich ein desto besserer Lübecker zu sein."

Gegenüber solchem verruchten Ausspruche müssen wir hervorheben, daß die ausgezeichneten Söhne Deutschlands sämmtlich das große Vaterland mit Inbrunst umfaßten und daß sie, die stets die Seele ihres guten und reichbegabten Volkes belauschten, niemals an seiner Fähigkeit zweifelten, das Höchste zu erreichen und das Schwerste zu vollbringen.

Alexander von Humboldt, der in der Einleitung zu den gesammelten Werken seines vor ihm verstorbenen Freundes Arago sagte: „Der Gedanke macht mich stolz, daß ich ihm durch liebevolle Hingebung und beharrliche Bewunderung 44 Jahre hindurch angehört habe und daß mein Name dann und wann an der Seite seines großen Namens genannt werden wird," er, der stets bescheiden von sich dachte, dachte stets groß von seinem Volke und er war überzeugt, daß es das Höchste vollbringen werde, sobald es nur über die von ihm schmerzlich beklagte „mythische" Einheit zu einer wirklichen, gegenständlichen vorgedrungen sei. Wie er stets den Adel des deutschen Volkes gegen die Höflinge Friedrich Wilhelm's IV. vertheidigte, die auf alle Weise den damals sich reckenden und noch unsicher umhertaumelnden Riesen zu verdächtigen suchten, so fühlte er sich auch jedesmal wohl, wenn er hier und da mit Männern aus den untern Schichten zusammenkam. So, wenn er seine Bürgerpflichten erfüllte und einen Volksvertreter zu wählen hatte. Auch daß er seinen Diener zu seinem Universalerben einsetzte, bewies, wie er, der durch Geist fast alle Andern überragte, sich ohne die ge-

ringſte Rückſicht auf Rang und Geburt Denjenigen am nächſten erachtete, der das treueſte Herz hatte.

Aber ſchon vor Alexander von Humboldt hatte ein anderer herrlicher Mann, der Edelſtein der Deutſchen, der Freiherr von Stein, für das deutſche Volk Zeugniß abgelegt und zwar an der kaiſerlichen Tafel zu St. Petersburg. Obgleich von Napoleon geächtet und eigentlich heimathlos, obgleich von dem ruſſiſchen Kaiſer mit Gunſtbezeugungen überhäuft, ſchwieg er doch nicht, als er glaubte, daß man ſich erlaubt habe, über das herrliche Volk, dem er angehörte, in geringſchätziger Weiſe ſich auszudrücken. Und die Kaiſerin-Mutter, die am Hofe und in ganz Rußland wie eine Heilige verehrt ward, hatte dies Wort geſprochen. Wir müſſen hier einſchalten, daß Stein's leidenſchaftliche Liebe zu ſeinem Volke ihn etwas zu empfindlich gemacht hatte, indem aus dem Munde der Kaiſerin-Mutter eigentlich kein, das deutſche Volk beleidigende Wort gefallen war. Die hohe Frau hatte nur, nachdem ſo eben Nachrichten von der Niederlage der Franzoſen in Rußland eingegangen waren, geäußert, ſie könne das deutſche Volk nicht mehr achten, falls es einen einzigen Franzoſen über den Rhein entwiſchen laſſe. Da erhob ſich der Freiherr von Stein, ſeine gewaltige Naſe kreideweiß vor Zorn und ſprach mit bebender Stimme: „Das hätten Ew. Kaiſerliche Majeſtät nicht ſagen ſollen, am allerwenigſten in Gegenwart von Ruſſen, die den Deutſchen zu ſo großem Danke verpflichtet ſind! Daß die Franzoſen ſo weit in Deutſchland vordringen konnten, iſt nicht die Schuld eines tapfern und zu jedem Höchſten fähigen Volkes, ſondern die Schuld Ihrer Herrn Vettern, die es ſchlecht führten und theilweiſe verriethen.“ Die Kaiſerin-Mutter erblaßte vor Schreck, denn ſo hatte wohl noch Niemand zu ihr geſprochen. Doch ſie bezwang ſich ſchnell und hinter ihm an Edelmuth nicht zurückbleibend, gab ſie, die geborne würtembergiſche Prinzeſſin, ihre ſchuldigen Verwandten preis und legte ebenfalls

Zeugniß ab für das herrliche Volk, dem ſie entſproſſen. Sie antwortete dem großen deutſchen Vaterlandsfreunde ohne alle Erregtheit: „Sie haben ganz recht, Herr Baron. Ich danke Ihnen für dieſe Lection.“

Der ehrwürdige Arndt, welcher den ihm angeborenen Mannesmuth noch gekräftigt hatte in der Nähe des Freiherrn von Stein, der das „Thue recht und ſcheue Niemand“ zum Wahlſpruch erkoren, Arndt, der die Tugenden des deutſchen Volkes ſo hell erkannte, war außer ſich bei dem Gedanken, daß dem beſiegten Volke der Franzoſen Freiheiten zugeſtanden wurden, die man den ſiegreichen Deutſchen vorenthielt. Er erröthete vor Scham, daß ſelbſt den Polen vom Kaiſer Alexander I. eine Verfaſſung ertheilt wurde, während man den Deutſchen zumuthete, noch länger nach dem „car tel est notre plaisir“ ihrer Fürſten*) zu leben oder vielmehr zu vegetiren. Denn eine Nation lebt nicht, wenn ſie nicht die Luft der Freiheit athmet und unter ſelbſt gegebenen Geſetzen ihre Aufgaben vollbringt. Arndt ſchrieb nun, als man Franzoſen und Polen zugeſtand, was man den Deutſchen verweigerte, voll heftigen Unwillens:

„Haben wir nicht den Franzoſen für die lange Pein, womit ſie uns gräulich geplagt, mit dem Schwerte in der Hand eine Verfaſſung errungen und verbürgt? Haben nicht ſelbſt die Polen, ein Volk, von welchem viele gezweifelt haben, ob es für die Freiheit tauge, eine Verfaſſung bekommen? Und wir, wir Deutſche, die Enkel der treuen und hochherzigen Germanen? Und wir? — Uns will man in dummer Geiſtloſigkeit hinſtrecken, wie die todten Klötze.“

Ueberhaupt fehlte es dem deutſchen Volke nach den Freiheitskriegen nicht an Männern, die in beſtimmter und beredter Weiſe den berechtigten Forderungen einer ſo guten und edlen Nation den

*) Die wichtigſten Erlaſſe ſchloſſen in Baiern mit dem Satze: „So lange wir nicht anders befehlen.“

würdigsten Ausdruck gaben. Hierfür allein zeugt schon der „Rheinische Mercur", in dem Görres, der ja erst später, gleich Heinrich von Gagern, durch grausam getäuschte Hoffnungen dem Obscurantismus verfiel, in dem Görres auf's Schwungvollste verlangte, „das Recht", um uns eines Uhland'schen Ausdrucks zu bedienen, solle „festgestellt" werden; er schrieb damals mit demselben hinreißenden Pathos, wie jetzt Heinrich von Treitschke. Wohl dem Letzteren, daß er in einer glücklicheren Zeit geboren wurde! Auch Görres verlangte vor allem, daß die Fürsten sich der Majestät Deutschlands beugen sollten. Die Forderungen, die der beredte Einzelne im Namen der damals noch so blöden Gesammtheit aussprach, lauten:

„Deutschland will eine Verfassung, welche sichere, was das Volk mit seinem Blut erworben; nicht Theilungen will es sehen, denn kein Sterbehaus ist nach diesem Kriege das Reich geworden, wo lachende Erben sich in die Verlassenschaft theilen, sondern ein Haus des Lebens und der Wiedergeburt, wo für lange Zeiten Freiheit, Glück und Ruhe gegründet werden sollen. Worauf die Nation sieht, ist die Weise, in der geherrscht werden soll, und was man thun wird, um sie innen frei und glücklich, nach außen stark und geehrt zu machen. Man soll nicht glauben, daß es gethan ist mit leeren Worten; die Völker haben in der That geleistet und in der That wollen sie den Lohn empfangen. Es ist kein Mensch, der also unsinnig wäre, die Grundvesten der Throne im Vaterlande zu untergraben; es ist vielmehr Aller Wille, sie zu befestigen, damit sie stark von innen und außen eine Gewähr geben dem Volke für seine künftige Ruhe und Sicherheit. Wenn unsere Fürsten verhüten wollen, nicht von Riesen zerrieben zu werden, so müssen sie nicht blos eine Conföderation bilden, die ein allzu schwaches Band ist, sondern am besten und sichersten für Alle wäre es, sich nur als untergeordnete Glieder einer einzigen Einheit und Staatsgewalt zu betrachten. Nur wenn Jeder als Reichsfürst beschränkte Hoheit

ausübt, dem Schein entsagt für wirkliche Rechte, ist seine Herrschaft auf Jahrhunderte gesichert. Vor allem müßte darum festgestellt werden: Integrität des deutschen Gebiets, Zusammenhang der Nation, gemeinsame Festungen, allgemeine Volksbewaffnung, eine allgemeine deutsche Ständeversammlung, eine gleiche Gerechtigkeitspflege, ein allgemeines Steuersystem, eine allgemeine Handelsverbindung aller Deutschen und ein beständiges Bundesgericht zur Aufrechthaltung dieser Ordnung. Könnte man nicht alle Unterthanen und Soldaten zuerst zur Treue gegen das gesammte Reich, dann erst zur Treue gegen die einzelnen Fürsten beeidigen lassen und diese Grundsätze im Volkskatechismus entwickeln?"

Bekanntlich wurde Görres, der während der Freiheitskriege eine demosthenische Beredtsamkeit entwickelte, so daß man ihn „die fünfte der gegen Frankreich verbundenen Mächte" nannte, gezwungen fünf Jahre nach dem Pariser Frieden in Straßburg eine Zuflucht zu suchen, da die deutschen Regierungen durch ihn nicht an ihre Wortbrüchigkeit gemahnt sein wollten. Frankreich war hochherzig genug, dem deutschen Vaterlandsfreunde, von dem es so hart angegriffen worden, das Asyl nicht zu versagen und ihm jede Plackerei zu ersparen. Es beschämte demnach das edelmüthige Frankreich das kleindenkende Oesterreich. Warf letzteres doch bekanntlich den gleich Görres für die Freiheit und Größe seines Vaterlandes erglühenden Marquis von Lafayette in den scheußlichen Kerker von Olmütz, aus dem ihn erst das Machtgebot Bonaparte's befreite.

Wie Görres für die politische Mündigkeit des deutschen Volkes Zeugniß ablegte gegenüber von Fürsten, die in selbstherrlicher Weise weiter zu regieren gedachten und zum Schaden des Gesammtvaterlandes auch noch Jahrzehnte hindurch nach ihren engen und beschränkten Gesichtspunkten verfahren durften, so zeugte Bismarck für den vortrefflichen Charakter des deutschen Volkes gegenüber den

Franzoſen, die ſo oft die friedlichen Fluren ihres harmloſeſten Nachbarn mit Mord und Brand heimgeſucht hatten.

Fürſt Bismarck, der in Bezug auf Charakterſtärke und unerſchütterlichen Muth ſo ſchön an den Freiherrn von Stein erinnert, zeugte für das deutſche Volk gegenüber den Franzoſen, als er nebſt dem Feldmarſchall von Moltke die Bedingungen der Uebergabe von Sedan zu regeln hatte. Da General von Wimpffen während der Verhandlungen andeutete, daß Frankreich für einen milden Frieden ſich ſicher dankbar beweiſen werde, da brach der Unmuth Bismarcks ebenſo ungeſtüm hervor, wie einſt der Stein'ſche Zorn an der kaiſerlichen Tafel zu St. Petersburg. „Es wäre Tollheit," unterbrach Bismarck den General von Wimpffen, „auch nur einen Augenblick zu glauben, daß Frankreich uns je unſere Erfolge verzeihen werde. Ihr ſeid ein reizbares, neidiſches, eiferſüchtiges Volk und Euer Hochmuth kennt keine Grenzen. — — Ihr glaubtet, daß der Sieg Euch einzig zukomme und daß der Ruhm der Waffen Niemandem gebühre, als Euch. Und Ihr ſolltet uns die Niederlage von Sedan verzeihen? Nimmermehr! Wenn wir jetzt Frieden ſchlöſſen, in fünf, in zehn Jahren, ſobald Ihr nur könntet, würdet Ihr den Krieg wieder beginnen. Das wäre der Dank, den wir von dem franzöſiſchen Volke zu erwarten hätten!"

Und nun, nachdem er, ein Cicero, donnernd gegen die Catilina's, die ſtets über Europa, Mord und Brand heraufzuführen geneigt ſind, nachdem er den Franzoſen ihren Standpunkt klar gemacht, zeugt er für das brave deutſche Volk mit derſelben Beredtſamkeit.

„Wir Deutſchen," rief er in edler Entrüſtung dem General Wimpffen zu, „wir Deutſchen ſind im Gegenſatze zu Euch eine ehrenhafte und friedliche Nation, eine Nation, die nicht von Eroberungsgier zerfreſſen iſt und die nichts verlangt, als ſich friedlich

ihres Daſeins zu freuen. Aber, da kommt Ihr beſtändig in Eurem ſtreitſüchtigen Hange und ſtört ſie in ihrer Ruhe.“

Jetzt erhob ſich Bismarck's Heldengeſtalt zu ihrer vollen Höhe und mit blitzenden Augen und ſtolzer Armbewegung ſprach er zu dem franzöſiſchen Unterhändler ſein Quos ego!

„Aber jetzt iſt es genug! Die Gerechtigkeit will es, daß Frankreich für ſeinen Stolz, für ſeine Eroberungsſucht, für ſeinen unerſättlichen Ehrgeiz geſtraft werde! Wir wollen die Zukunft unſerer Kinder ſicherſtellen. Dazu iſt es nöthig, daß ſich zwiſchen uns und Frankreich ein Schutzwall erhebe. Wir müſſen eine Grenze und Feſtungen haben, die uns gegen die unberechenbaren Angriffe Frankreichs einen vorläufigen Schutz gewähren.“ *)

So zeugte auch Fürſt Bismarck für den braven Charakter der deutſchen Nation und ſo wird es Jeder thun, der in die reinen Tiefen dieſer ſchönen Volksnatur hinabgedrungen. Doch wie Klopſtock ſtets den Deutſchen zurief, ſie ſollten gegen das Ausland nicht zu gerecht ſein, ſo möchte man ihnen jetzt zurufen: „Seid nicht allzu beſcheiden!“ Mit Recht hebt Frau von Staël hervor, daß die Deutſchen vielleicht das einzige Volk ſeien, dem man geringere Beſcheidenheit anrathen könne und das durch Befolgung dieſes Rathes ſich wahrſcheinlich veredeln werde. Die für Recht und Freiheit ſo begeiſterte Frau meinte natürlich hiermit, daß ein mit den

*) Goethe würde ſich dieſer Worte des deutſchen Reichskanzlers gefreut haben. Klagte er doch in „Hermann und Dorothea“ über Deutſchlands unbeſchützte Lage gegenüber der ſteten Angriffsluſt Frankreichs. Die auf dieſen Gegenſtand bezüglichen Verſe lauten:

— — Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was ſind nun Fluthen und Berge
Jenem ſchrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht.“

Auch König Wilhelm von Würtemberg, der in einem Geſpräche mit Bismarck Straßburg „ein ſtetes Ausfallsthor gegen Deutſchland“ nannte, würde eine herzliche Freude empfunden haben über die Rückkehr der „wunderſchönen Stadt“ zu Deutſchland.

ſchönſten Anlagen ausgeſtattetes Volk hinfürder nicht mehr von der Gnade leben dürfe, ſondern ſein Daſein zu verbringen habe unter Geſetzen, die es ſich ſelber gegeben. Und ſo wird es mit Gottes Hülfe auch in Zukunft geſchehen. Durfte noch Gervinus in ſeiner Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts ſchreiben: „Denn auch in ihm (dem preußiſchen Volke), wie in allen Deutſchen iſt die Geduld ſo unergründlich, wie die Unluſt zu allem verantwortlichen Handeln unbeſieglich iſt," ſo wird hoffentlich, wenn am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts von einem deutſchen Tacitus die Summe des in dem letzten Menſchenalter Geſchehenen gezogen wird, es ſo heißen:

„Das deutſche Volk, durch die herrlichen Siege über Frankreich ſeine Beſcheidenheit nicht einbüßend, lernte doch voll begreifen, was ihm gebührte. Keine Vergewaltigung ſich zu Schulden kommen laſſend gegen ſeine Nachbarn, duldete es auch daheim keine Vergewaltigung von Seiten Solcher, die glauben, die Weisheit in Erbpacht genommen zu haben. Es lebte unter Geſetzen, die es ſich ſelber gegeben hatte und denen es in ſeinem vernünftigen Sinne zu gehorchen wußte. So ſind die Deutſchen jetzt das erſte Volk Europa's und haben zu ihren glänzenden Leiſtungen in Kunſt und Wiſſenſchaft, zu ihrem ſtrahlenden Waffenruhme das Verdienſt geſellt, weiteſte Freiheit mit breiteſter Geſetzlichkeit harmoniſch zu verbinden."

Wir wollen hier noch einmal die erfreuliche Wahrnehmung hervorheben, daß ſelbſt in den Tagen, wo das deutſche Volk in jämmerlichſter politiſcher Geſtalt daſtand, ſeine begabten Söhne doch faſt nie daran zweifelten, es werde ein Rieſe ſein können, wenn es nur den Hemmſchuh „Oeſterreich" von ſich ſchleudere und ſeine Fürſten zwinge, gute Deutſche zu ſein. Selbſt Friedrich Schlegel, der ein ſchwankendes Rohr war und weder ſittlichen, noch religiöſen Halt beſaß — er iſt uns beſonders verhaßt wegen ſeiner

frechen Angriffe auf Schiller — ſelbſt Friedrich Schlegel, dem man eine wahrhafte Begeiſterung für das Große und Hohe gar nicht zutrauen ſollte, wird doch in einen reineren Aether gehoben, wenn er ſich mit der Zukunft ſeines Volkes beſchäftigt. Durch ſeine Aeußerungen über Deutſchland adelt ſich Friedrich Schlegel, während er ſich durch ſein ewiges Schuldenmachen, durch ſein Zuſammenleben mit der Ehefrau eines höchſt achtungswerthen Juden und durch ſeinen Sprung in die katholiſche Kirche entadelte. Er ſchrieb nun im Jahre 1802 in Bezug auf Deutſchland, das damals der Schmach von Jena entgegentaumelte, voll ſtolzeſter Hoffnungen:

Wenn man ſolche Gegenſtände ſieht (die Wartburg und den Rhein), ſo kann man nicht umhin, ſich zu erinnern, was die Deutſchen ehedem waren, da der Mann noch ein Vaterland hatte .... Darum wollen wir feſthalten an dem Bilde oder vielmehr an der Wahrheit jener großen Zeiten und uns nicht verwirren laſſen durch die gegenwärtige Armſeligkeit, unter welcher dieſes große Volk erliegt. Vielleicht wird der ſchlummernde Löwe noch einmal erwachen und vielleicht wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben ſollten, die künftige Weltgeſchichte noch voll ſein von den Thaten der Deutſchen."

Wenn ſelbſt ein Friedrich Schlegel ſich für die künftige Größe des deutſchen Volkes zu erwärmen vermochte, ſo iſt es nur zu natürlich, daß deutſche hervorragende Perſönlichkeiten, denen außer dem Verſtande des charakterloſen Romantikers auch ein edles, hochklopfendes Herz zu Theil geworden war, einerſeits aufwallten bei dem Gedanken, was die Deutſchen bei richtiger Führung zu leiſten vermöchten, aber auch andrerſeits von Schwermuth umnachtet wurden, wenn ſie ihre Nation in den Staub geſtürzt ſahen, weil, um mit Hans Sachs zu reden, letztere nicht hatte „einen ſollichen theuren Hauptmann".

Wohl dem deutſchen Volke, daß ihm im Jahre 1870 „ein ſollicher theurer Hauptmann“ erſtand und daß aus dem Könige Wilhelm, auf den ganz anders, wie auf Victor Emanuel, das Wort paßt: „König-Ehrenmann“, ſich ein deutſcher Kaiſer entfaltete, der den reichen Kräften einer hochbegabten Nation eine Arena eröffnete, in der ſie ihren Beruf zum europäiſchen Primate zu beweiſen vermag!

Doch wir wurden abgelenkt von unſrer Abſicht, darzuthun, wie inmitten der kläglichſten Gegenwart und trotz herbſter Enttäuſchungen edle deutſche Gemüther an der Zukunft ihres Volkes nicht verzagten.

Die würdige Gattin Wilhelm von Humboldt's, deren wir ſchon einmal rühmend gedachten, ſchrieb im Jahre 1811, als es ſo traurig ausſah in Deutſchland, folgendes:

„Was wird aus dieſem Zuſtande der Welt werden? Wenn es neue Unruhe giebt, wie ſehr zu fürchten ſteht, was für ein Loos bereitet man da dreißig Millionen Menſchen, die eine Sprache, die ſchönſte und kräftigſte von allen, reden und die unter einem Fürſten vereint ſein ſollten, der dann mit ihnen Ordnung und Sitte und Billigkeit und Gerechtigkeit alle andern Nationen lehren ſollte. O, wie tief blutet einem das Herz, wenn man den Spott, der in der Gegenwart getrieben wird, recht betrachtet! Wie glücklich preiſe ich den Theuren (Schiller), der Deutſchlands Fall nicht geſehen hat!“

Und ſpäter, als die franzöſiſche Tyrannei von Deutſchland abgewälzt worden, als aber wegen des kleinlichen Verhaltens der Fürſten ſich kein würdiger und erfreulicher Zuſtand herauszubilden vermochte, da vernehmen wir noch einmal die Stimme der edlen Caroline von Humboldt in Bezug auf die Zukunft ihres Volkes. Es geſchah dies, als ſie in einem Briefe ihr Urtheil abgab über Niebuhr's Schrift: „Preußens Recht an den ſächſiſchen Hof“. Sie

urtheilte über dieſe Arbeit des großen Geſchichtſchreibers, der, gleich Stein, nicht in Preußen geboren, doch ebenſo, wie der herrliche Reichsfreiherr, nur von Preußen Heil erwartete für Deutſchland, ſie urtheilte über die Niebuhr'ſche Arbeit deshalb ſo günſtig, weil der Kenner der Völker Blicke geworfen hatte in die leuchtende deutſche Zukunft. Sie ſchrieb nun:

„Die Geſinnung darin iſt merkwürdig; ich meine nicht eben die Geſinnung für dieſen einen Fall, aber im Ganzen, im Großen; die einzelnen leuchtenden Blicke in die Zukunft. Viele fühlen ſo. Wir werden dieſe Zeiten nicht ſehen, aber unſere Kinder werden dazu wirken, daß Deutſchland ſei das erſte Reich der Welt an Kraft und wahrer Bildung, an geſetzmäßiger Ordnung und echter Religion."

So haben, wie geſagt, die ausgezeichneten Geiſter Deutſchlands ſich niemals durch Zweifel an dem „Können" ihres Volkes verſündigt; ſie zürnten ihm nur, daß es ſeine Kraft brach liegen ließ und in Knechtsgeſtalt umherwandelte unter den Völkern Europa's. Herder ſprach mit nur zu gutem Grunde von der „duldſam-trägen" Eſelei der Deutſchen." In der Staatsſchrift, die von deutſchen Fürſten dem Könige Heinrich II. von Frankreich überreicht ward, hieß es: „Die Deutſchen haben ſich durch ihre zu große Geduld und ihre Tragfähigkeit in aller Welt einen üblen Namen gemacht." Nach der Geduld, mit welcher die Deutſchen alles ertrugen, möchte man an ihre beſonders „dicke Haut" glauben, von der Montesquieu fabelte, um durch ſie zu erklären, daß die mittelalterlichen Deutſchen die Proben bei den Gottesurtheilen, wie z. B. das in die Hand Nehmen von glühendem Eiſen, oder das Eintauchen in kochendes Waſſer, ſo gut zu beſtehen vermochten. Hoffen wir, daß die Deutſchen von jetzt an ſehr weichhäutig ſein werden, wenn anmaßende Regierungen, den Beirath und die Mitthat aus den Beſten des Volkes verſchmähend, ihnen wieder zumuthen ſollten, Geſetzen

zu gehorſamen, die einzig am grünen Tiſch von Beamten ausgeklügelt wurden. Doch dergleichen Zumuthungen würden mit dem Falle einer ſo anmaßenden Regierung gleichbedeutend ſein. Das deutſche Volk wird zu dem Ehrenſchmucke ſeiner Kriegstüchtigkeit den höhern Ruhm geſellen, daß es Freiheit mit Ordnung, Selbſtbewußtſein mit Treue, aufgeklärte Denkungsart mit Religion zu verbinden weiß. Daß es vor allem wachſe an Staatsbürgerthum, daß es nicht ein Werkzeug ſei in der Hand von Heroen, ſondern ſelbſt ein Heros!

Wenn wir einerſeits wiederholt darauf hinwieſen, daß die Nationen des Erdballs Deutſchland erſt preiſen, ſeitdem es im Streite mit Frankreich tapfer war, wie Achilles, und edelmüthig, wie Hektor, ſo haben wir andrerſeits auch ſtets betont, daß denkende und begabte Männer aus jedem Volke von jeher große Achtung vor der tiefen deutſchen Bildung kund gaben. So widmete Bulwer — mag er auch an Unmittelbarkeit und plaſtiſcher Gegenſtändlichkeit hinter Walter Scott bedeutend zurückſtehen, ſo bleibt er doch einer der geiſtreichſten Romanſchriftſteller, den bis dahin die Weltliteratur kennt — ſo widmete Bulwer ſeinen „Maltravers“ dem deutſchen Volke als „einem Volke von Denkern“. Dann wollen wir noch an die Worte Richard Cobden's erinnern, die er in der Unterhausſitzung vom 5. Juni 1855 an Lord John Ruſſel richtete, als dieſer ſich etwas hochmüthig über Deutſchland auszudrücken beliebte. Cobden antwortete nun dem ſich oft Blößen gebenden Miniſter mit folgenden Worten:

„Ich bemerke dem Lord John Ruſſel, daß, indem er von Deutſchland ſpricht, er ein hochgebildetes Volk vor ſich hat, wo Jeder ſeine Zeitung lieſt und wo die mittleren Claſſen ſo erzogen werden, daß ſie ſich auf lateiniſch unterhalten können. Iſt es alſo nicht anmaßlich und unvernünftig, wenn der Lord das ganze Volk anſchuldigt, es ſei durch Rußland corrumpirt?“

Sagte Richard Cobden ſicher etwas zu viel, als er behauptete, daß die mittleren Claſſen Deutſchlands ſich auf lateiniſch zu unterhalten vermöchten, ſo iſt doch gegen den Satz der Baronin von Staël-Holſtein, daß Deutſchland ein erſtaunlich unterrichtetes Land ſei, nicht das Geringſte einzuwenden. Wie die deutſchen Gelehrten in andern Ländern aushelfen müſſen, ward von uns bereits angedeutet. Uebrigens hatte Euglaud noch in jüngerer Zeit Gelegenheit, das tiefe Wiſſen und die ſeltene Sprachkenntniß der Deutſchen bewundernd kennen zu lernen. Es waren nämlich von Seiten des abeſſiniſchen Fürſten Kaſſa Geſchenke für die Königin Victoria, nebſt einem eigenhändigen Begleitſchreiben eingetroffen. Das „Athenäum“ berichtet nun, daß, um dies in abeſſiniſcher Sprache abgefaßte Schreiben zu leſen, ſämmtliche gelehrte Männer im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, im India-Haus und am britiſchen Muſeum in Bewegung geſetzt wurden. Nach anhaltendſter Mühe ſeien ſie am Ende ebenſo klug geweſen, wie am Anfange. Da habe man glücklicher Weiſe an den gelehrten Deutſchen, Dr. Guſtav Oppert, gedacht, den Aſſiſtenten an der königlichen Bibliothek zu Windſor-Caſtle. Dieſer nun habe das Schreiben des abeſſiniſchen Fürſten ohne weitere Anſtrengung ſogleich entziffert. Das Athenäum war gerecht genug, den ganzen Vorgang, wie er ſich zugetragen, obgleich er für das engliſche Selbſtgefühl nicht gerade ſchmeichelhaft war, ohne alle Vertuſchung zu erzählen, während Lord Enfield, der dieſen Gegenſtand im Oberhauſe berührte, ſich gefliſſentlich hütete, des deutſchen Gelehrten auch nur mit einer Sylbe zu gedenken.

Als Niemand das an die Königin gerichtete abeſſiniſche Schreiben zu überſetzen wußte, hätten die engliſchen Miniſter nach ihren indiſchen Erfahrungen ſogleich rufen müſſen: „Iſt kein deutſcher Gelehrter da?“ Erfüllte doch Martin Haug, der an der indiſchen Univerſität Puna (im Dekan) eine Profeſſur der Sanskrit-

wissenschaften bekleidete, alle Weisen des Morgenlandes mit Bewunderung für seine Sprachkenntniß. Es entsandten deshalb auch die Parsen von Bombay — es ist dies die vornehmste Parsengemeinde des Morgenlandes — Vertrauensmänner an ihn, mit dem Ersuchen, er möge die Leitung des Unterrichts in ihrem Priesterseminar übernehmen. Einen ähnlichen Antrag hatten die Parsen noch nie einem Europäer gestellt, denn ein Eingehen auf diesen Vorschlag machte Martin Haug dem Wesen nach zum Oberhaupte der parsischen Religionsgenossenschaft. Vielleicht wäre es ihm vergönnt gewesen, durch Herstellung der ursprünglichen Zoroastrischen Lehre, indem er bei seiner außerordentlichen Sprachkenntniß die heiligen Bücher in ihrem Urtexte wiedergab, für jene merkwürdige Religion dasselbe zu thun, was Luther durch die Herausgabe der Bibel für das Christenthum. Haug, den Kraft, Geschick und eine hinlänglich freie Auffassung zu der Uebernahme eines so schwierigen Amtes befähigten, glaubte doch der ehrenvollen Aufforderung nicht entsprechen zu sollen, da die Bigotterie der Engländer seinen Schritt arg mißdeutet haben würde.

Da wir so eben zwei Deutsche anführten, nämlich die Doctoren Gustav Oppert und Martin Haug, die auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft das Erstaunlichste leisteten, so wollen wir bei unserm Bestreben, von den Franzosen stets Löbliches zu sagen, wo es nur irgend möglich ist, hier rühmend Anquetil du Perron erwähnen, den man mit Recht den Vater des Zendstudiums genannt hat. Antequil du Perron war von einem solchen Eifer für die Sprachen des Morgenlandes erfüllt, daß, da ihm die Mittel fehlten, sich nach Asien als Reisender zu begeben, er sich auf einem nach Indien segelnden Schiffe als Matrose verdingte, um so dem Ziele seiner Wünsche näher zu kommen. Sein Aufenthalt in Indien währte von 1754—1761. Nachdem er hierauf in seinem Vaterlande zehn

Jahre hindurch auf's Angeſtrengteſte gearbeitet hatte, veröffentlichte er ſeine Ueberſetzung des Zendaveſta.

Die Franzoſen können überhaupt auf dem Gebiete der morgenländiſchen Sprachwiſſenſchaft ſtrahlende Namen herzählen.

Indem wir mit unſern Gedanken von Anquetil du Perron zu Haug und Oppert und von dieſen zu den Engländern zurückkehren, welche Gelegenheit hatten, von der erſtaunlichen Sprachkenntniß der Deutſchen Proben zu empfangen, iſt es uns angenehm, daß wir nicht zu erwähnen vergaßen, wie erleuchtete Engländer — wir nannten Bulwer, Richard Cobden und Thomas Carlyle — im Gegenſatze zu ihren, der jedesmaligen Volksmeinung ſchmeichelnden und gern einen Bulldoggenton anſchlagenden Zeitungen bei paſſender Gelegenheit niemals verfehlten, ſich mit großer Achtung über die Leiſtungen Deutſchlands auf dem Felde der Kunſt und Wiſſenſchaft auszuſprechen. In noch höherem Grade geſchah dies aber von Seiten hervorragender Nordamerikaner, die das wohlthätige Walten des deutſchen Volksgenius in nächſter Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten; in ihrer Anerkennung klingt etwas durch von inniger Familienanhänglichkeit. So ſagte William Seward, der unter den Staatsmännern Nordamerika's ſtets einen ehrenvollen Platz behaupten wird, als er auf einer im Jahre 1860 durch den Weſten der Union unternommenen Reiſe in St. Louis raſtete und dort nach der Gewohnheit ſeiner Landsleute eine öffentliche Rede hielt: „Missouri must be germanized“. Er begründete ſeine Anſicht durch eine feurige Lobrede auf Deutſchland, aus der wir folgende Stelle hervorheben:

„Ueberall, wohin Deutſche kommen, da betrachten ſie es als Aufgabe, der Freiheit eine Gaſſe zu bahnen. Der germaniſche Geiſt hat in England die Magna-Charta in's Leben gerufen; die Philoſophie der Deutſchen hat die Herzen aller freien Männer mit den ſchönſten Hoffnungen erfüllt. Der wahre deutſche Geiſt iſt der

Geist der Humanität und der Freiheit; wohin er gedrungen, hat er die Willkür zertrümmert und der Heuchelei ihre Maske abgerissen. Deutsche sind es, denen die Welt die Reformation verdankt — die Grundlage und Quelle aller Segnungen, deren wir uns erfreuen."

Ueberhaupt ist man in Nordamerika, über welches ja Millionen ausgewanderter Deutschen, die ihnen eigenthümlichen Tugenden, namentlich den Zauber des Gemüths verbreiteten, überhaupt ist man in Nordamerika, was seine erleuchteten Männer anbetrifft, von jeher sehr günstig für Deutschland gestimmt gewesen. So sagte Parker: „Nach unserm Dafürhalten ist die deutsche Literatur die schönste, die richtigste, die ursprünglichste, die frischeste und religiöseste Literatur der ganzen neuen Zeit."

Wie sehr amerikanische Dichter sich von deutscher Gemüthstiefe und Deutschlands trautem Daheim angesprochen fühlen, beweist Henry Longfellow in berühmt gewordenen Versen, die das mittelalterliche Schmuckkästchen unter Deutschlands Städten zum Gegenstande haben.

Wenn im Jahre 1860 ein nordamerikanischer Staatsmann sich auf's Wärmste über Deutschland aussprach, so that dasselbe im Jahre 1872 ein nordamerikanischer Gesandter und berühmter Geschichtforscher, nämlich Bancroft. Dies geschah in einer Staatsschrift, die Bancroft dem deutschen Kaiser überreichte. Außer der leidigen Alabama-Frage besteht nämlich noch ein zweiter Streitpunkt zwischen England und Nordamerika, da beide Staaten den Besitz der Insel San-Juan beanspruchen. Da nun dieser Punkt in dem Vertrage von Ashburton, der im Jahre 1846 andere Mißhelligkeiten zwischen England und Nordamerika regelte, nicht hinlänglich festgestellt worden, so ist er ein Vierteljahrhundert hindurch in der Schwebe geblieben. Beide Staaten haben sich nun endlich dahin geeinigt, den deutschen Kaiser zum Schiedsrichter zu wählen und seinem Ausspruche sich unweigerlich zu fügen.

Herr Bancroft hat die amerikaniſche Staatsſchrift, in der er das Recht ſeines Volkes an der Inſel San-Juan nachweiſt, in deutſcher Sprache abgefaßt, was dem Journal des Débats einige Seufzer auspreßte*). Er erwähnt im Eingange der Staatsſchrift, die einen ſtattlichen Band bildet, daß man den Vereinigten Staaten zu ſechs verſchiedenen Malen vorgeſchlagen habe, den Streit um die Nordweſtgrenze durch ein Schiedsgericht zu ſchlichten; dieſe hätten ſich aber bisher ſtets geweigert, hierauf einzugehen, einmal weil ihnen ihr Recht ſonnenklar erſchienen, und zweitens, weil der beſtrittene Gegenſtand für ſie von äußerſter Wichtigkeit ſei. Als man aber vernommen, daß die Entſcheidung dem deutſchen Kaiſer ſolle anheimgeſtellt werden, da ſeien alle Bedenken verſtummt. Bancroft ſagt dann weiter, daß, da es ſich in der ſtreitigen Angelegenheit um verwickelte Fragen der Erdkunde, der Geſchichte und des Staatsrechts handele, ſo ſchätze man ſich glücklich in Nordamerika, daß die Entſcheidung inmitten eines Volkes erfolgen ſolle, das einen Karl Ritter, einen Ranke und Heffter zu ſeinen Söhnen zähle.

Am Schluſſe äußert Bancroft die Anſicht, daß es dem deutſchen Kaiſer, der Ruhm und Ehren erlangt, wie nur wenige Sterbliche, daß es dem deutſchen Kaiſer am Abende ſeines Lebens ein erhebendes Gefühl bereiten müſſe, die zwei jüngern Töchter der großen germaniſchen Völker-Familie mit einander verſöhnt zu haben.

So iſt dem ſtolzen England und dem noch ſtolzeren Nordamerika die nahe Verwandtſchaft mit Deutſchland jetzt kein Stein des Anſtoßes mehr, ſondern es beglückt ſie im Gegentheil und ſie freuen ſich ihres erlauchten Urſprungs. Doch hat dieſe Stimmung

*) „La déférence qui a fait rédiger en allemand le Mémoire américain, et la façon dont M. Bancroft fait valoir les liens de parenté pour son pays, comme dernière née de la grande famille germanique, ne pourront qu'être bien accueillies à Berlin.“ Journal des Débats du jeudi 15. Février 1872.

erſt Platz gegriffen, ſeitdem Deutſchland den Primat errungen auf dem europäiſchen Feſtlande. Wie in Nordamerika alle Einſichtigen es als ein Glück betrachten, daß Deutſchland jetzt in Europa den erſten Platz einnimmt, möge folgende Stelle aus dem „Newyork-Herald" beweiſen:

„Das neue Deutſchland, wie es nun daſteht, iſt die ſtärkſte Macht in Europa, welche, falls ſie wollte, allen ihren Nachbarn Geſetze vorſchreiben könnte. Es hat ſich klar herausgeſtellt, daß die Deutſchen die kriegstüchtigſte Nation ſind, aber wer ehrlich iſt und die Wahrheit ſagen will, muß zugeben, daß ſie auch das friedlichſte und verſtändigſte Volk Europa's bilden."

Obgleich nun, wie aus den verſchiedenſten Stimmen erhellt, die Einſichtigen unter ſämmtlichen europäiſchen und außereuropäiſchen Nationen es für ein Glück erklären, daß bei dem großen Streit zwiſchen Deutſchland und Frankreich dem erſteren Lande der Sieg zufiel, ſo wollen wir uns mit dieſem aus fremden Anſchauungen geſchöpften Geſammtergebniſſe doch nicht begnügen, ſondern, die Summe der von uns angeſtellten Forſchungen ziehend, indem wir hoch über beiden Völkern ſchweben und für alles, was Blut und Stammesneigung uns zuflüſtern möchten, kein Ohr haben, uns jetzt die ernſte Frage vorlegen: Iſt der Deutſchland zu Theil gewordene Primat ein verdienter und verſpricht er der Menſchheit zum Heile zu gereichen? Wir haben, uns der Unparteilichkeit eines Minos befleißigend, mit einem unbedingten „Ja" zu antworten.

Durch Deutſchlands Primat werden die Völker Europa's vor allem Beſcheidenheit lernen im Verkehre mit einander und Demuth in ihrem Verhältniſſe zur Gottheit. Frankreich dagegen, wäre es ſiegreich geweſen, hätte ſämmtliche Völker noch mehr über die Achſel angeſehen, als es ſchon bisher geſchah, und die davon getragenen Erfolge ſeiner Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit zugeſchrieben, nicht aber dem Lenker der Schlachten. Alle unparteiiſchen Zuſchauer

aus fremden Nationen haben zugestanden, daß selten ein Volk nach so glänzenden Thaten sich so bescheiden und anspruchslos benommen habe, wie das deutsche. Hätten die Franzosen sich ähnlicher Erfolge zu rühmen gehabt, wie die Deutschen, so würden dem Erdkreise die Ohren gegellt haben von ihrem rasenden Siegesgeschrei. Man braucht sich nur zu erinnern, wie sie sich rühmten und priesen, als sie endlich, im Verein mit den Engländern, nach einjähriger Belagerung einen Theil von Sebastopol eingenommen hatten. Als in Folge der Siegesnachricht Louis Napoleon mit seiner Gemahlin und seinen Großwürdenträgern sich in feierlichem Zuge zum Dankfeste in die Kathedrale der französischen Hauptstadt begab, empfing ihn der Erzbischof von Paris am Eingange des Gotteshauses und sagte in der Rede, die er an den Kaiser hielt, daß die weiten Hallen der Notre-Dame-Kirche von dem Ruhme Frankreichs erdröhnten. Hätte Victor Hugo in dem Priesterrocke gesteckt, so wäre das „Erdröhnen" in seinem Munde noch ein viel zu schwaches Wort gewesen; für den Ruhm Frankreichs hätte er den Himmel und die Hölle in Bewegung gesetzt, kurz, sich jener Uebertreibungen schuldig gemacht, die Hamlet den Schauspielern so weise widerräth. Der Unterschied zwischen deutscher Bescheidenheit und französischer Großrednerei zeigt sich nirgends deutlicher, als wenn man das verschiedene Verhalten Friedrich's des Großen und des Grafen von Saint-Simon bei demselben Anlasse einander gegenüberstellt.

Als Friedrich der Große, noch im Greisenalter seine Königspflichten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erfüllend, eines Abends überdachte, daß er am folgenden Tage sehr viel werde zu arbeiten haben, befahl er seinem Kammerdiener, ihn noch früher zu wecken, als gewöhnlich. Da er aber befürchtete, daß er im Augenblicke des Geweckwerdens vielleicht schwach sein werde und nicht aufstehen wolle, so schärfte er dem Kammerdiener für diesen Fall ein, ihm ohne Gnade die Bettdecke von den Füßen zu ziehen. Graf

Saint-Simon, der von Jugend auf ſich mit dem Gedanken umhertrug, dermaleinſt ein weltberühmter Mann zu werden, ließ ſich ebenfalls früh am Morgen von ſeinem Diener wecken, aber in ganz anderer Weiſe. Der Diener mußte ihm nämlich folgende Worte in's Ohr rufen: „Herr Graf, erheben Sie ſich! Sie haben dereinſt Großes zu vollbringen!“ Bekanntlich dachte Saint-Simon viel über die Lage der niedern Claſſen nach und ſann auf Abhülfe ihres beklagenswerthen Zuſtandes. Seine ſocialiſtiſchen Theorien zeugen jedenfalls von einem milden, menſchenfreundlichen Herzen, wenngleich ihre praktiſche Verwirklichung den ernſteſten Bedenken begegnet. Als nun Graf Saint-Simon das Ergebniß ſeiner fleißigen Forſchungen veröffentlicht und ſich allerdings dadurch einen Namen gemacht hatte, wenngleich keineswegs einen europäiſchen, wie er ſich bei ſeiner franzöſiſchen Eitelkeit ſchmeichelte, entſandte er an Frau von Staël folgende Botſchaft: „Sie ſei jetzt die berühmteſte Frau, die man kenne, er desgleichen der berühmteſte Mann, deshalb wollten ſie zuſammen das berühmteſte Kind des Weltalls erzeugen.“ Frau von Staël vernahm wohl die Botſchaft, aber ihr fehlte der Glaube. Sie heirathete in zweiter Ehe nicht den Grafen von Saint-Simon, ſondern den Herrn von Rocca und da ſie von ihrem ſchwediſchen Gatten Kinder hatte, mit denen ſie zufrieden ſein konnte (wir erinnern nur an die vortreffliche Herzogin von Broglie), ſo begnügte ſie ſich fortan mit literariſchen Prachtgeburten.

Alſo Europa und die Welt hätten von Frankreich, falls es den Sieg davongetragen, nur die übermüthigſten Prahlereien gehört und ſich nicht der ſchönen Beſcheidenheit zu freuen gehabt, die Deutſchland auf der Höhe ſeines Ruhmes bethätigte. Beſcheidenheit iſt nun das ſicherſte Kennzeichen großer Völker, wie großer Perſönlichkeiten. Von Sokrates bis zu Alexander von Humboldt waren alle bedeutenden Männer beſcheiden und beklagten mehr, ſo vieles

nicht zu wiſſen, als daß ſie ſich deſſen gerühmt hätten, was ſie wußten.

Und wie von Deutſchland die Völker des Erdballs Beſcheidenheit lernen können, ſo wird auch von hier aus die wahre Religion ihren Rundgang halten über das Univerſum. Wenn Schiller noch bei der Unduldſamkeit ſämmtlicher Kleriker ſagen konnte oder vielmehr wegen ſeiner milden Natur ſagen mußte, daß er ſich zu keiner der herrſchenden Religionen bekenne und zwar aus „Religion“, ſo wird für die kommenden Tage in Deutſchland von einem prieſterlichen Geſchlechte, das nach Millionen zählt, der Gottheit in ſo würdiger, einfacher und entſagender Weiſe gedient werden, daß ſicher auch die höchſten und edelſten Geiſter geneigt ſind, an ſo ſchönem Wirken ſich verſtändnißinnig zu betheiligen. Es ſollen von jetzt an die Millionen und aber Millionen, die man früher zurückſtieß von der ſchöngeſchmückten Tafel des Lebens, ihren berechtigten Antheil haben an den Gütern, die Gott für Alle gleich beſcheerte. Was Chriſtus in ſeiner Bergpredigt der Menſchheit an die Himmelsdecke geſchrieben, danach ringe ein Jeder empor: zur Beſiegung der Selbſtſucht, zur Unterſtützung der Schwachen und Hülfsbedürftigen, zur Liebe ſelbſt Desjenigen, der uns wehe gethan! Um dieſe Grundſätze zu verwirklichen, dazu bedarf es des ſteten und unabläſſigen Ringens eines Jeden gegen die böſen Mächte ſeines Innern. Aber kämpft er nur einen ehrlichen Kampf, ſo wird er zuletzt ſiegreich ſein. Doch bedarf es zum Siege keines Papſtes und keiner Prieſter; es bedarf, daß Jeder ſelbſt Prieſter ſei, daß Jeder ſich heilige und in ſeinem Gewiſſen die reine und hehre Stelle bewahre, wo die allgegenwärtige Gottheit erſcheinen und ihm befehlen könne, was er zu thun habe, wie ſie einſt Zwieſprache führte mit Moſes im feurigen Buſche.

So wird in Deuſchland ein prieſterliches Volk erſtehen und die aus hellem Kopfe entſpringende Wahrheit, ſowie die aus warmem

Herzen sich entbindende Menschenliebe werden sich von hier aus über die Welt verbreiten. Wenn die Torquemada's nahe daran waren, den Erdkreis in eine Hölle zu verwandeln, so wird von dem Augenblicke an, wo ein Jeder im weißen Gewande des Friedens der Gottheit dient, indem er Opfer darbringt auf dem Altare der Menschheit, so wird von da an die Welt sich umgestalten in ein Paradies.

Von den Franzosen wäre für die wahre Religion kein Heil erblüht, da sie in der Werkthätigkeit des Katholicismus den wahren Begriff des Christenthums gänzlich einbüßten. Weil Ludwig XIV. seine unglücklichen protestantischen Unterthanen durch die abscheulichsten Martern zum Katholicismus zwang, so glaubte er dem lieben Gotte gegenüber als Gläubiger auftreten zu dürfen. Als man ihm nun einst meldete, daß die Franzosen in einer großen Schlacht besiegt worden, da rief er entrüstet aus: „Gott vergaß also, was ich für ihn gethan habe!" Diese vermessene Ansicht, daß die Franzosen einen besondern Anspruch an die Gottheit haben, trat noch in dem jüngsten Kriege hervor. Als die Niederlagen von Weißenburg und Wörth nach Paris gemeldet wurden, da las man in der vom ehemaligen Minister Rouher ihre Eingebungen empfangenden Zeitung: „Le Public", folgende, wahrem Christenthume in's Gesicht schlagende Aeußerung: „Unsere Wiedervergeltung wird glänzend sein. Gott schuldet sie uns!" Noch manchen andern, von wahnsinniger Ueberhebung zeugenden Aeußerungen begegnete man in den französischen Zeitungen, als die niederschmetternden Ereignisse so gänzlich den gehegten stolzen Erwartungen widersprachen. Las man doch im „Paris-Journal", das allerdings an Ueberhebung das Unglaublichste leistete, folgendes:

„Gott wird Frankreich nicht verstümmeln lassen, das ja seine rechte Hand ist!"

Alſo Hochmuth, Unduldſamkeit, kurz, entſchiedenſter Gegenſatz zum Chriſtenthume war das Kennzeichen Frankreichs in unſerer Zeit, wie in den Tagen Ludwig's XIV. Wenn der Heiland in Frankreich einkehrte, würde er von den Tugenden, die er in ſo einfachen und dabei ſo erhabenen Worten empfahl, nur wenige antreffen.

Wir dürfen demnach behaupten, daß die Deutſchen in allem, was den wahren Werth des Menſchen anlangt, den Franzoſen weit überlegen ſind. Sieht man nicht auf das äußere Auftreten, auf die ſogenannten Manieren — auf welchem Felde die Germanen den Romanen und ſelbſt den Slaven den Vorzug zugeſtehen müſſen — ſondern auf die innere Bildung, auf die Geiſtesblüthen und Gemüthsausſtrahlungen, mit einem Worte, auf das echte Menſchenthum, ſo glänzt hier Deutſchland in der Vorderreihe der Völker, den meiſten voranleuchtend, von keinem verdunkelt. Wie die griechiſchen Coloniſten zu den Punkten, wo ſie ſich anſiedelten, ſtets das heilige Heerdfeuer ihrer Heimath trugen, ſo begleitet auch die Deutſchen überall hin, wo ſie Hütten bauen — und dies geſchieht ja eigentlich auf dem ganzen Erdkreiſe — die zu Hauſe eingeſammelte Bildung, oder wenigſtens der Trieb zur Bildung. So bieten ſie überall, wo ſie dichter wohnen, einen höchſt anziehenden und zur Nachahmung auffordernden Anblick dar. In den Vereinigten Staaten, wo ſie faſt den ſechsten Theil der Einwohnerſchaft ausmachen, wirken ſie überaus wohlthätig, indem ſie namentlich die gemüthvolle Seite des Deutſchthums — eine Eigenſchaft, die dem Yankeethum gänzlich abgeht — zur erfreulichen Geltung bringen. Durch Turnen, Geſangsfeſte und heitere Vereinigungen übermalen ſie das Sauertöpfiſche und Verſchloſſene, das den puritaniſchen Nordamerikanern trotz ihrer unerträglichen Fragewuth eigenthümlich iſt, allmälig mit anziehenden Farben, ſo daß das Dürre, Eckige, Selbſtſüchtige nicht mehr auf's Grellſte zum Vorſchein kommt, ſondern hier und da einem innigeren Tone Platz zu machen beginnt. Auch an Schul-

bildung können die Deutschen den Nordamerikanern — mögen sich die rohen Knownothing's gegen dies Anerkenntniß noch so sehr sträuben — zum Muster dienen. Die unerbittliche Statistik, die kein Deuteln und Feilschen gestattet, spricht zu ihren Gunsten. So ergab sich, daß unter den Hunderten von Regimentern, die von den Nordstaaten zur Unterdrückung der großen Rebellion aufgeboten wurden, man nur auf vier traf, in denen jeder Einzelne seinen Namen schreiben konnte; doch befand sich in diesen Regimentern kein Yankee, da sie ausschließlich aus Deutschen gebildet worden.

Ja, die Deutschen sind das unterrichtetste Volk der Welt und Deutschland ist aus mannigfachen, in unserer obigen Darstellung aufgezählten Gründen des erstrittenen Primates vollkommen würdig. Es verdient demnach die reichen Lobsprüche, die Hecker in seiner großen Festrede über dasselbe ausströmte. Vor allem beglückt es uns, daß Hecker nicht daran zu zweifeln scheint, Deutschland werde den Tempel der Freiheit immer fester und sicherer ausbauen. Die hierauf bezüglichen Worte des edlen Vaterlandsfreundes lauten:

„Fürwahr, man weiß nicht, was man bei der Einkehr des Friedens mehr bewundern soll, die Siegeslaufbahn oder das mannhafte Gebahren nach beendigtem Kampfe. Das ist Mannheit eines ganzen Volkes!

Und hierin liegt die sicherste Bürgschaft, daß, nachdem das Schlachtschwert zu den Penaten aufgestellt, bei den Hausgöttern aufbewahrt wurde, das deutsche Volk daheim auf dem Forum für sein gutes Recht und seine Freiheit einstehen werde."

Lassen wir die gegen den Schluß hin in einen Hymnus austönende Rede des wackern Hecker unser Ohr noch weiter mit wohlthuendem Klange umschmeicheln!

„Von allen Zonen und Klimaten," so sagt oder singt vielmehr der frühere Süddeutsche und jetziger Nordamerikaner, „von all, überall her ein begeistertes „Heil Dir und Sieg, mein Vaterland,"

von all, überall her ſtrecken gabengefüllte Hände ſich nach der Heimath aus. Zerſtreut in alle Welt und doch eine Familie. Das ſind nicht die in der Fremde verloren gegangenen Stämme Iſraels.

Das iſt ein Geſchlecht, das gedeiht und ſich mehrt, wie der Sand am Meere, auf welchem ruht der Segen Jakobs. Ueberall hin trägt es die Laren und Penaten, die Sitte und den Brauch, die häuslichen Tugenden und zeugende Kraft ſeiner Väter pflanzt ſich feſt ein bei allen Stämmen und Völkern der Erde, unter allen Zonen und Himmelsſtrichen und wo einmal eingebettet, entwickelt es ſich und breitet ſich aus mit nie laſſender Zähigkeit. Das iſt die neue germaniſche Wanderung, das iſt der neue germaniſche Weltgang, ein ſtetiger, immer mehr ſich veräſtender Strom und Bach, zuſammenhängend mit ſeinem Urſprung, ſeiner Quelle. Das iſt die gewaltige germaniſche Strömung, welche begann, als unſre Vorfahren von den Schneekuppen des Himalaya herniederſtiegen in zwei mächtigen Strömen gegen Nordland und Nordweſtland..

Das Gefühl der Zugehörigkeit, welches ſich kundgiebt bei dieſem Kriegsgang, wie ein einziger gemeinſamer Herzſchlag wallt es in uns, tönt es wie die Glocken eines gothiſchen deutſchen Domes, welche den Auferſtehungstag einläuten. Mit der Reichseinigung wird es, in mächtigen Verhältniſſen fortſchreitend, ſich entwickeln und Erfolge zeitigen, unberechenbar und voll Wunderbarkeit. Scheltet mich einen Träumer, einen Schwärmer, einen Thoren, wenn's beliebt; aber ihr könnt mir das Credo meines ganzen Lebens nicht aus meinem Herzen reißen:

„In fünf Jahrhunderten iſt das Erdenrund germaniſch vermittelt."

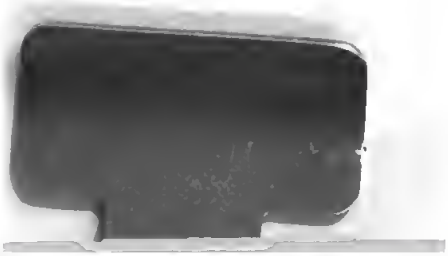
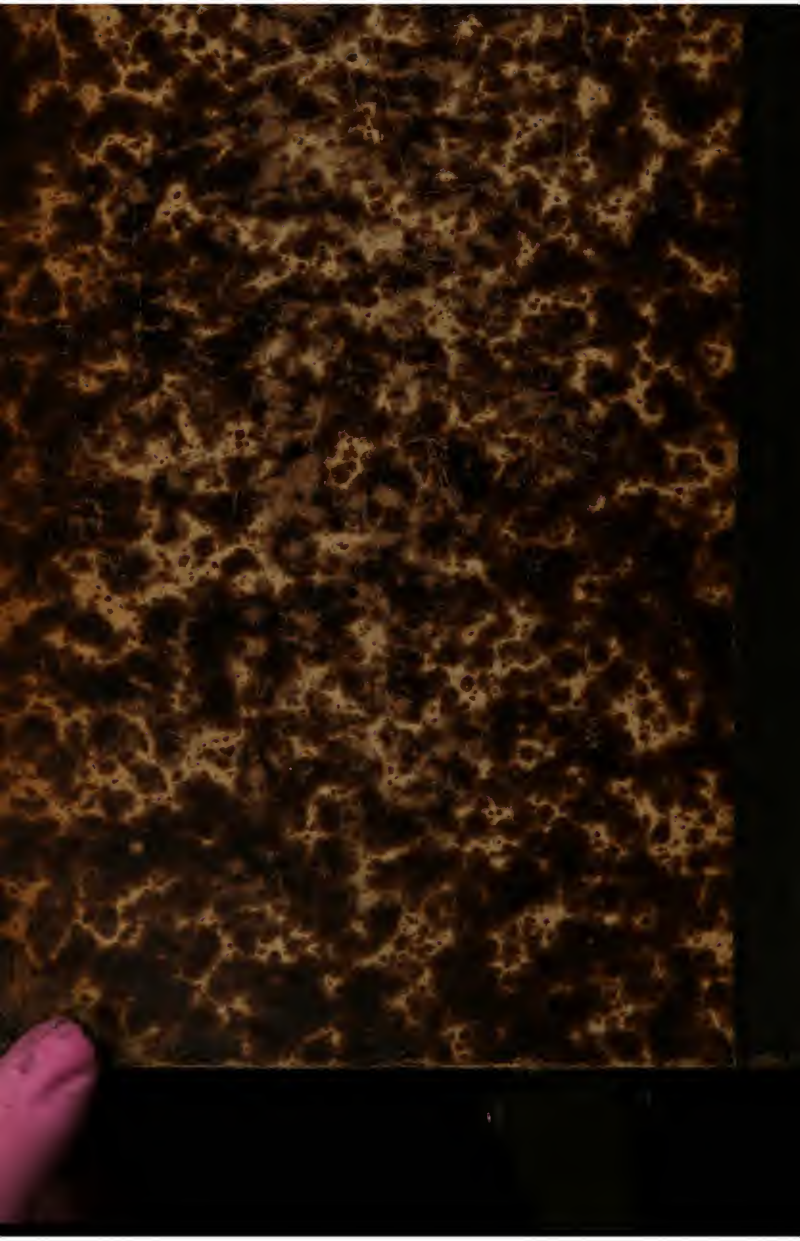
Darum ſtimme auch du, täglich kleiner werdendes Häuflein der Männer, die ihr den hohen ſchönen Traum träumtet von einem gewaltigen, mächtigen deutſchen Freiſtaate; ihr, deren Haare die

Sorgen des Exils gebleicht, auf deren Antlitz die Mühen Furchen gezogen und deren müder Leib sich sehnt einzugehen zur ewigen Freiheit, darum stimmt auch ihr in den Ruf ein: „O Freiheit, laß deine Diener in Frieden scheiden, denn sie haben ihrer Nation Kraft und Herrlichkeit geschaut!“

Hochauf mein Volk!
Heil dir, mein Vaterland!“

So braucht Deutschland von jetzt an die Stirn vor keinem Volke mehr zu senken, weil es endlich seine Kräfte zusammenfaßte und nicht mehr ein Feind ist seiner eigenen Größe. Es wird aber klug thun, in seiner jetzigen Herrlichkeit von Zeit zu Zeit einen Blick zu werfen auf die klägliche Vergangenheit, damit es sich nicht wieder Schlingen legen lasse um den nunmehr so sicher dahinschreitenden Fuß.

Also stehen wir immer auf der Wacht! Es fehlt uns nicht an äußern, wie an innern Feinden. Doch werden wir uns siegreich gegen die Einen, wie die Andern, behaupten, wenn wir stets des Wahlspruches eingedenk sind, daß Gott keinen Deutschen verläßt. Wir selbst waren treulos gegen uns, nicht der treue, allgütige Gott. Denn er leuchtete in unsere Zerrissenheit und Versumpfung immer hinein durch das kraftvolle Wort und durch die machtvolle That deutscher Männer, die er anblies mit seinem belebenden Odem. Und wie Gott früher einzelne deutsche Männer erleuchtete, daß sie seine Sendboten wurden für Freiheit, Recht und Wahrheit, so wolle er nunmehr mit seinem heiligen Geiste sich gnädig herabsenken auf das ganze deutsche Volk! Daß es als ein Muster dastehe für die Völker des Erdballs, daß es ein Hort sei jeglicher Tugend und daß, wie bald sämmtliche deutsche Stämme sich in religiöser Verehrung nahen werden dem Einen, Allgütigen und Allgewaltigen und nicht mehr ein Heer von Heiligen und Halbgöttern dulden zwischen

ſich und dem Allgegenwärtigen, dieſelben auch hinfürder den Kaiſer und das Reich, die Quelle ihrer Kraft und Größe, nicht trüben und gefährden laſſen zum Vortheile kleiner Potentaten, die für ſich einen Cultus beanſpruchen, auf den doch Niemand Anſpruch hat, als das, wenn man es nicht hindert, zu jedem Guten und Großen fähige und geneigte Volk der Germanen!

Druck von Diedr. Soltau in Norden.